

# Stechlin.

Roman

von

Theodor Fontane.

## I.

Im Norden der Grafschaft Nuppin, hart an der mecklenburgischen Grenze, zieht sich von dem Städtchen Gransee bis nach Rheinsberg hin (und noch darüber hinaus) eine mehrere Meilen lange Seenkette durch eine menschenarme, nur hier und da mit ein paar alten Dörfern, sonst aber ausschließlich mit Förstereien, Glas- und Teeröfen besetzte Waldgegend. Einer der Seen, die diese Seenkette bilden, heißt „der Stechlin“. Zwischen flachen, nur an einer einzigen Stelle steil und quaiartig ansteigenden Ufern liegt er da, rundum von alten Buchen eingefast, deren Zweige, von ihrer eignen Schwere nach unten gezogen, den See mit ihrer Spitze berühren. Hier und da wächst ein wenig von Schilf und Binjen auf, aber kein Sahn zieht seine Furchen, kein Vogel singt, und nur selten, daß ein Habicht drüber hinfliegt und seinen Schatten auf die Spiegelfläche wirft. Alles still hier. Und doch, von Zeit zu Zeit wird es an eben dieser Stelle lebendig. Das ist, wenn es weit draußen in der Welt, sei's auf Island, sei's auf Java, zu rollen und zu grollen beginnt, oder gar der Meeresregen der hawaiischen Vulkane bis weit auf die Südsee hinausgetrieben wird. Dann regt sich's auch hier, und ein Wasserstrahl springt auf und sinkt wieder in die Tiefe. Das wissen alle, die den Stechlin umwohnen, und wenn sie davon sprechen, so setzen sie wohl auch hinzu: „Das mit dem Wasserstrahl, das ist das Kleine, das beinahe Alltägliche, wenn's aber draußen was Großes giebt, wie vor hundert Jahren in Lissabon, dann brodelts hier nicht bloß und sprudelt und strudelt, dann steigt statt des Wasserstrahls ein roter Sahn auf und kräht laut in die Lande hinein.“

\*

Das ist der See Stechlin.

Aber nicht nur der See führt diesen Namen, auch der Wald, der ihn umschließt. Und Stechlin heißt auch das langgestreckte Dorf, das sich, den Windungen des Sees folgend, um seine Südspitze herumzieht. Etwa hundert Häuser und Hütten bilden hier eine lange, schmale Gasse, die sich nur da, wo

Ueber Land und Meer. 31. St.-Seite. XIV. 6.

eine von Kloster Wub her heranziehende Kastanienallee die Gasse durchschneidet, platzartig erweitert. An eben dieser Stelle findet sich denn auch die ganze Herrlichkeit von Dorf Stechlin zusammen: das Pfarrhaus, die Schule, das Schulzenamt, der Krug — dieser letztere zugleich ein Get- und Kramladen — mit einem kleinen Mohren und einer Guirlande von Schwefelfäden in seinem Schaufenster. Dieser Gete schräg gegenüber, unmittelbar hinter dem Pfarrhause, steigt der Kirchhof lehnan, auf ihm, so ziemlich in seiner Mitte, die frühmittelalterliche Feldsteinkirche mit einem aus dem vorigen Jahrhundert stammenden Dachreiter und einem zur Seite des alten Rundbogenportals angebrachten Holzarm, dran eine Glocke hängt. Neben diesem Kirchhof samt Kirche setzt sich dann die von Kloster Wub her heranziehende Kastanienallee noch eine kleine Strecke weiter fort, bis sie vor einer über einen sumpfigen Graben sich hinziehenden und von zwei riesigen Findlingsblöcken flankierten Bohlenbrücke Halt macht. Diese Brücke ist sehr primitiv. Jenseits derselben aber steigt das Herrenhaus auf, ein gelbgetünchter Bau mit hohem Dach und zwei Blitzableitern.

Auch dieses Herrenhaus heißt Stechlin, Schloß Stechlin.

\*

Etliche hundert Jahre zurück stand hier ein wirkliches Schloß, ein Backsteinbau mit dicken Rundtürmen, aus welcher Zeit her auch noch der Graben stammte, der die von ihm durchschnittenen Landzunge zu einer kleinen Insel machte. Das ging so bis in die Tage der Reformation. Während der Schwedenzeit aber wurde das alte Schloß niedergelegt, und man schien es seinem gänzlichen Verfall überlassen, auch nichts an seine Stelle setzen zu wollen, bis kurz nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms I. die ganze Trümmermasse beiseite geschafft und ein Neubau beliebt wurde. Dieser Neubau war das Haus, das jetzt noch stand. Es hatte denselben nüchternen Charakter wie fast alles, was unter dem Soldatenkönig entstand, und war nichts weiter als ein einfaches Corps de logis, dessen zwei vorspringende, bis dicht an den Graben reichende Seitenflügel ein Hofeisen und innerhalb desselben einen

fahlen Vorhof bildeten, auf dem, als einziges Schmuckstück, eine große blanke Glaskugel sich präsentierte. Sonst sah man nichts als eine vor dem Hause sich hinziehende Rampe, von deren dem Hofe zugekehrter Vorderwand der Stalk schon wieder abfiel. Gleichzeitig war aber doch ein Bestreben unverkennbar, gerade diese Rampe zu was Besonderem zu machen, und zwar mit Hilfe mehrerer Kübel mit erotischen Blattpflanzen, darunter zwei Moes, von denen die eine noch gut im Stande, die andre dagegen krank war. Aber gerade diese kranke war der Liebling des Schloßherrn, weil sie jeden Sommer in einer ihr freilich nicht zukommenden Blüte stand. Und das hing so zusammen. Aus dem sumpfigen Schloßgraben hatte der Wind vor langer Zeit schon ein fremdes Samen Korn in den Kübel der kranken Moes geweht, und alljährlich schossen infolge davon aus der Mitte der schon angegelbten Moesblätter die weiß und roten Dolden des Wasserleisch oder des *Butomus umbellatus* auf. Jeder Fremde, der kam, wenn er nicht zufällig ein Kenner war, nahm diese Dolden für richtige Moesblüten, und der Schloßherr hütete sich wohl, diesen Glauben, der eine Quelle der Erheiterung für ihn war, zu zerstören.

Und wie denn alles hier herum den Namen Stechlin führte, so natürlich auch der Schloßherr selbst. Auch er war ein Stechlin.

Dubslav von Stechlin, Major a. D. und schon ein gut Stück über die Sechzig hinaus, war der Typus eines Märkischen von Adel, aber von der milderen Obervanz, eines jener erquicklichen Originale, bei denen sich selbst die Schwächen in Vorzüge verwandeln. Er hatte noch ganz das eigentümlich sympathisch berührende Selbstgefühl all derer, die „schon vor den Hohenzollern da waren“, aber er begte dieses Selbstgefühl nur ganz im stillen, und wenn es dennoch zum Ausdruck kam, so kleidete sich's in Humor, auch wohl in Selbstironie, weil er seinem ganzen Wesen nach überhaupt hinter alles ein Fragezeichen machte. Sein schönster Zug war eine tiefe, so recht aus dem Herzen kommende Humanität, und Dünkel und Heberhebllichkeit (während er sonst eine Reigung hatte, fünf gerade sein zu lassen) waren so ziemlich die einzigen Dinge, die ihn empörten. Er hörte gern eine freie Meinung, je drastischer und extremer, desto besser. Daß sich diese Meinung mit der seinigen deckte, lag ihm fern zu wünschen. Beinahe das Gegenteil. Paradoxen waren seine Passion. „Ich bin nicht klug genug, selber welche zu machen, aber ich freue mich, wenn's andre thun; es ist doch immer was drin. Unanfechtbare Wahrheiten giebt es überhaupt nicht, und wenn es welche giebt, so sind sie langweilig.“ Er ließ sich gern was vorplaudern und plauderte selber gern.

Des alten Schloßherrn Lebensgang war märkisch-herkömmlich gewesen. Von jung an lieber im Sattel als bei den Büchern, war er erst nach zweimaliger Scheiterung siegreich durch das Fährichsexamen gesteuert und gleich danach bei den brandenburgischen Kürassieren eingetreten, bei denen selbstverständlich auch schon sein Vater gestanden hatte. Dieser sein

Eintritt ins Regiment fiel so ziemlich mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. zusammen, und wenn er dessen erwähnte, so hob er, sich selbst verisifizierend, gerne hervor, „daß alles Große seine Begleiterscheinungen habe“. Seine Jahre bei den Kürassieren waren im wesentlichen Friedensjahre gewesen; nur anno vierundsechzig war er mit in Schleswig, aber auch hier, ohne „zur Aktion“ zu kommen. „Es kommt übrigens für einen Märkischen nur darauf an, überhaupt mit dabei gewesen zu sein; das andre steht in Gottes Hand.“ Und er schmunzelte, wenn er dergleichen sagte, seine Hörer jedesmal in Zweifel darüber lassend, ob er's ernsthaft oder scherzhaft gemeint habe. Wenig mehr als ein Jahr vor Ausbruch des vierundsechziger Kriegs war ihm ein Sohn geboren worden, und kaum wieder in seine Garnison Brandenburg eingerückt, nahm er den Abschied, um sich auf sein seit dem Tode des Vaters halb verödetes Schloß Stechlin zurückzuziehen. Hier warteten seiner glückliche Tage, seine glücklichsten, aber sie waren von kurzer Dauer — schon das Jahr darauf starb ihm die Frau. Sich eine neue zu nehmen, widerstand ihm, halb aus Ordnungssinn und halb aus ästhetischer Rücksicht. „Wir glauben doch alle mehr oder weniger an eine Auferstehung,“ (das heißt, er persönlich glaubte eigentlich nicht daran), „und wenn ich dann oben ankomme mit einer rechts und einer links, so is das doch immer eine generliche Sache.“ Diese Worte — wie denn der Eltern Thun nur allzu häufig der Mißbilligung der Kinder begegnet — richteten sich in Wirklichkeit gegen seinen dreimal verheiratet gewesenen Vater, an dem er überhaupt allerlei Großes und Kleines anzusetzen hatte, so beispielsweise auch, daß man ihm, dem Sohne, den pommerischen Namen „Dubslav“ beigelegt hatte. „Gewiß, meine Mutter war eine Pommerische, noch dazu von der Insel Usedom, und ihr Bruder, nun ja, der hieß Dubslav. Und so war denn gegen den Namen schon um des Onkels willen nicht viel einzuwenden, und um so weniger, als er ein Erbonkel war. (Daß er mich schließlich schändlich im Stich gelassen, ist eine Sache für sich.) Aber trotzdem bleib' ich dabei, solche Namensmamscherei verwirrt bloß. Was ein Märkischer ist, der muß Joachim heißen oder Woldemar. Bleib im Lande und taufe dich redlich. Wer aus Friesack is, darf nicht Naoul heißen.“

Dubslav von Stechlin blieb also Witwer. Das ging nun schon in die dreißig Jahre. Anfangs war's ihm schwer geworden, aber jetzt lag alles hinter ihm, und er lebte „comme philosophe“ nach dem Wort und Vorbild des großen Königs, zu dem er jederzeit bewundernd aufblickte. Das war sein Mann, mehr als irgendwer, der sich seitdem einen Namen gemacht hatte. Das zeigte sich jedesmal, wenn ihm gesagt wurde, daß er einen Bismarckkopf habe. „Nun ja, ja, den hab' ich; ich soll ihm sogar ähnlich sehen. Aber die Leute sagen es immer so, als ob ich mich dafür bedanken müßte. Wenn ich nur wüßte, bei wem; vielleicht beim lieben Gott, oder am Ende gar bei Bismarck selbst. Die Stechline sind aber auch nicht von schlechten Eltern. Außerdem,

ich für meine Person, ich habe bei den sechsten Kürassieren gestanden und Bismarck bloß bei den siebenten, und die kleinere Zahl ist in Preußen bekanntlich immer die größere; — ich bin ihm also einen über. Und Friedrichsruh, wo alles jetzt hinpilgert, soll auch bloß 'ne Kaste sein. Darin sind wir uns also gleich. Und solchen See, wie den 'Stechlin', nu, den hat er schon ganz gewiß nicht. So was kommt überhaupt bloß selten vor."

Ja, auf seinen See war Dubslav stolz, aber desto weniger auf sein Schloß, weshalb es ihn auch verdroß, wenn es überhaupt so genannt wurde. Von den armen Leuten ließ er sich's gefallen: „Für die ist es ein ‚Schloß‘, aber sonst ist es ein alter Kasten und weiter nichts.“ Und so sprach er dem lieber von seinem „Haus“, und wenn er einen Brief schrieb, so stand darüber „Haus Stechlin“. Er war sich auch bewußt, daß es kein Schloßleben war, das er führte. Vordem, als der alte Backsteinbau noch stand, mit seinen dicken Thürmen und seinem Euginsland, von dem aus man, über die Kronen der Bäume weg, weit ins Land hinausjah, ja, damals war hier ein Schloßleben gewesen, und die derzeitigen alten Stechline hatten teilgenommen an allen Festlichkeiten, wie sie die Ruppiner Grafen und die mecklenburgischen Herzöge gaben, und waren mit den Voigtenburgern und den Bassowizens verschwägert gewesen. Aber heute waren die Stechline Leute von schwachen Mitteln, die sich nur eben noch hielten und beständig bemüht waren, durch eine „gute Partie“ sich wieder leidlich in die Höhe zu bringen. Auch Dubslavs Vater war auf die Weise zu seinen drei Frauen gekommen, unter denen freilich nur die erste das in sie gesetzte Vertrauen gerechtfertigt hatte. Für den jetzigen Schloßherrn, der von der zweiten Frau stammte, hatte sich daraus leider kein unmittelbarer Vorteil ergeben, und Dubslav von Stechlin wäre kleiner und großer Sorgen und Verlegenheiten nie los und ledig geworden, wenn er nicht in dem benachbarten Grausee seinen alten Freund Baruch Hirschfeld gehabt hätte. Dieser Alte, der den großen Gekuchladen am Markt und außerdem die Modeschaden und Damenhüte hatte, hinsichtlich deren es immer hieß, „Gerson schicke ihm alles zuerst“ — dieser alte Baruch, ohne das „Geschäftliche“ darüber zu vergessen, hing in der That mit einer Art Zärtlichkeit an dem Stechliner Schloßherrn, was, wenn es sich gelegentlich mal wieder um eine neue Schuldverschreibung handelte, regelmäßig zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen Hirschfeld Vater und Hirschfeld Sohn führte.

„Gott, Isidor, ich weiß, du bist fürs Neue. Aber was ist das Neue? Das Neue versammelt sich immer auf unserm Markt, und mal stürmt es uns den Laden und nimmt uns die Hüte, Stück für Stück, und die Reiserfedern und die Straußenfedern. Ich bin fürs Alte und für den guten alten Herrn von Stechlin. Es doch der Vater von seinem Großvater gefallen in der großen Schlacht bei Prag und hat gezahlt mit seinem Leben.“

„Ja, der hat gezahlt. Freilich auch bloß mit seinem Leben. Aber der von heute . . .“

„Der zahlt auch, wenn er kann und wenn er hat. Und wenn er nicht hat, und ich sage: ‚Herr von Stechlin, ich werde schreiben siebeneinhalb‘, dann feilscht er nicht, und dann zwackt er nicht. Und wenn er kippt, nu, da haben wir das Objekt: Mittelboden und Wald und Jagd und viel Fischfang. Ich seh' es immer so ganz klein in der ‚Perspektiv‘, und ich seh' auch schon den Kirchturm.“

„Aber, Vaterleben, was sollen wir mit'm Kirchturm?“

In dieser Richtung gingen öfters die Gespräche zwischen Vater und Sohn, und was der Alte vorläufig noch in der „Perspektive“ sah, das wäre vielleicht schon Wirklichkeit geworden, wenn nicht Dubslavs um zehn Jahre ältere Schwester mit ihrem von der Mutter her ererbten Vermögen gewesen wäre: Schwester Adelheid, Domina zu Kloster Wutz. Die half und jagte gut, wenn es schlecht stand oder gar zum Neuzersten zu kommen schien. Aber sie half nicht aus Liebe zu dem Bruder — gegen den sie, ganz im Gegenteil, viel einzuwenden hatte —, sondern lediglich aus einem allgemeinen Stechlinischen Familiengefühl. Preußen war was und die Mark Brandenburg auch; aber das Wichtigste waren doch die Stechlin, und der Gedanke, das alte Schloß in andern Besitz und nun gar in einen solchen übergehen zu sehen, war ihr unerträglich. Und über all dies hinaus war ja noch ihr Patenkind da, ihr Neffe Woldemar, für den sie all die Liebe hegte, die sie dem Bruder versagte.

Ja, die Domina half, aber solcher Hilfen unerachtet wuchs das Gefühl der Entfremdung zwischen den Geschwistern, und so kam es denn, daß der alte Dubslav, der die Schwester in Kloster Wutz weder gern besuchte noch auch ihren Besuch gern empfing, nichts von Umgang befaß als seinen Pastor Lorenzen und seinen Lehrer Krippentapel, zu denen sich allenfalls noch Oberförster Stäpler gesellte, Stäpler, der Felshäger gewesen war und ein gut Stück Welt gesehen hatte. Doch auch diese drei kamen nur, wenn sie gerufen wurden, und so war eigentlich nur einer da, der in jedem Augenblicke Red' und Antwort stand. Das war Engelle, sein alter Diener, der seit beinahe fünfzig Jahren alles mit seinem Herrn durchlebt hatte, seine glücklichen Lieutenantstage, seine kurze Ehe und seine lange Einsamkeit. Engelle, noch um ein Jahr älter als sein Herr, war dessen Vertrauter geworden, aber ohne Vertraulichkeit. Dubslav verstand es, die Scheidewand zu ziehen. Uebrigens wär' es auch ohne diese Kunst gegangen. Denn Engelle war einer von den guten Menschen, die nicht aus Berechnung oder Klugheit, sondern von Natur hingebend und demütig sind und in einem treuen Dienen ihr Genüge finden. Alltags war er, so Winter wie Sommer, in ein Leinwandhabit gekleidet, und nur wenn es zu Tisch ging, trug er eine richtige Livree von sandfarbenem Tuch mit großen Knöpfen dran. Es waren Knöpfe, die noch die Zeiten des Rheinsberger Prinzen Heinrich gesehen hatten, weshalb Dubslav, als er mal wieder in Verlegenheit war, zu dem jüngst verstorbenen alten Herrn von Kortschädel gesagt hatte: „Ja,

Stettin, wenn ich so meinen Engelle, wie er da geht und steht, ins märkische Provinzialmuseum abliefern könnte, so kriegt ich ein Jahrgeld und wäre 'rona.'

Das war im Nat, hoch der alte Stettin diese Worte zu seinem Freunde Stettin schielend gesprochen hatte. Denn aber war hinter dieser und ein wunderbarer Verhörstag dazu. Tadellos, sonst empfindlich gegen ihn, hatte die Thüren aufmachen lassen, und von dem großen Portal her zog ein rauschender Luftstrom bis auf die mit weiß und schwarzen Fäden gefärbte Stoffscheide hinan. Eine große, etwas knabbe Nase war hier herabgefallen und gab Schuß gegen die Sonne, deren Lichter durch die schwebenden Fäden hindurch schienen und auf den Fliesen ein Schattenbild aufwarfen. Ganz rechts standen nunmehr, vor einer Bank über, die sich an die Deckenwand lehnte, waren doppelte Strohmatten gelegt. Auf eben dieser Bank, ein Bild des Wahns, sah der alte Stettin in Joppe und breittrennigen Hülft und sah, während er aus seinem Herdohm allerlei Dinge liest, auf ein Kind, in dessen Mitte, von Blumen eingekleidet, eine kleine Pflanze ständerte. Rechts daneben lag ein sogenannter Festenheit, an dessen Abgang ein ziemlich hoher, aus allerlei Geblüß zusammengesetzter Fischkistern aufragte. Ganz oben eine Kistchen mit Fehlschönheit, daran die perulöse Pflanze wuchs, schwarz und weiß, alles schon ziemlich verächtlich.

Engelle hatte vor farsen einen roten Streifen umsähen wollen, war aber mit seinem Verstand nicht durchgedrungen. 'Koll. Ich bin nicht fertig. Das alte Schmarz und Reich hält grade noch; aber wenn du noch Rotz dran nützt, dann reißt es gerath.'

Die Pfeife war ausgegangen, und Tubelau wollte sich eben von seinem Platz erheben und nach Engelle rufen, als dieser von Gartenhaus her auf die Veranda heranstieg.

Das ist recht, Engelle, daß du kommst. . . Aber du hast da in noch mit 'n Telegramm in der Hand. Ich kann Telegramms nicht lesen. Immer ist einer daz, oder es kommt wer, der besser zu Hause bleibt.

Engelle grünte. 'Der junge Herr kommt.' 'Hab das weißt du schon?'

'Ja, der Fehdort hat es mit gefragt.' 'So, ja. Diechgeheimnis. Na, gib her.' 'Hab unter diesen Worten krach er das Telegramm auf und las: 'Vier Papa. Du schickst mir bei dir, Mer und von Gute begreifen ich, kein Wohlman.'



Theodor Fontane in seinem Arbeitszimmer.

Engelle stand und wartete. 'Ja, was da ist, Engelle?' sagte Tubelau und drehte das Telegramm hin und her. 'Hab aus Gremmen und von heute früh,' fuhr er fort. 'Da müssen sie also die Nacht über in Gremmen gewesen sein. Auch kein Zweifel.'

'Aber Gremmen ist doch so weit vom gut.' 'Ne, genau, genau. Wohl sie haben da so lange Gremmen. . . Und wenn man, wie Wohlman, nachher ist, kann man ja doch auch die acht Meilen von Berlin bis Stettin in einer Pace machen. Warum also nachher? Und Mer und von Gute begreifen

'Ne gut. Also wir haben was. Aber man laden wie dein ein? So hoch ich, das geht nicht. Ich mag mich seinen Freunden nicht vorstellen. Guts, das ging nicht. Aber Mer, wenn ich ihn auch nicht kenne, ja so noch feinere wie Mer paß' ich nicht mehr; ich bin ja altmodisch geworden. Was meinst du, so die Gremmenmanns weiß kenne?'

'Ich, die können ich. Er genau, mit sie steht auch hoch immer so run.' 'Also Gremmenmann, Gut. Hab dann vielleicht Oberförster. Das älteste Kind hat endlich die Waise, und die Frau, das heißt die Gemahlin (und Gemahlin ist eigentlich auch noch nicht genug), die erwehrt mit wieder. Wenn noch nie recht, wie man mit ihr dran ist, und wie man sie nennen soll, Oberförsterin Waise der Tochter. Aber von dem fam's am Ende verstanden. Und dann unter Kaiser. Der hat doch wenigstens die Bildung. Gremmenmann allein ist ja wenig und eigentlich doch ein Unterrecht. Und selbst er die Zehenmitten hat, ist er noch weniger geworden.'

Engelle nickte. 'Na, dann fühl also Martin. Aber er soll sich proper machen. Der vielleicht ist Pevic noch da; der kann ja auf seinen Kettungszeit Gremmenmann mit 'nanzin. Und soll da sogar sitzen Mir, aber nicht früher; sie sitzen sonst so laune 'cum, und man weiß nicht, wozu man reden soll. Das heißt mit ihm; sie redt immerzu. . . Und ich geb Waise auch 'nen Herms und fünfzig Pfennig.'

'Ich weiß' ihm rechtlich gehen.' 'Nein, nein, fünfzig. Erst hat er ja doch was gebracht, und nun nimmt er wieder was mit. Das ist ja so gut wie doppelt. Also fünfzig. Kannst ihn nicht ab.'

II. 'Hilflich um die Sache soll, wo der Zeitungschreiber bei Gremmenmanns verbrach, um die Befehlung des alten Herrn von Stettin auszurichten, ritten Wohlman, Mer und Guts, die sich für sechs Uhr angemeldet hatten, in dreier Freizeit von Gremmen ab; Frau Wohlman's Melancholie, folgte den dreien. Der Weg ging über Eber. Als sie bis in Nähe von Toff und Althof dieses Namens gekommen waren, lag Wohlman verächtlich nach links hin aus, weil er der Möglichkeit entgegen wollte, seiner Tante Adelheid, der Domina

niß. Ich kenne Mer nicht und kenne von Guts nicht. Wahrscheinlich Regimentstamms. Haben wir denn was?' 'Ich denk' doch, quid'are Herr. Hab wozu haben wir denn unser Waise? Die wird schon was finden.'

des Klosters, zu begegnen. Er stand zwar gut mit dieser und hatte sogar vor, ihr, wie herkömmlich, auf dem Rückwege nach Berlin seinen Besuch zu machen, aber in diesem Augenblick paßte ihm solche Begegnung, die sein pünktliches Eintreffen in Stechlin gehindert haben würde, herzlich schlecht. So beschrieb er denn einen weiten Halbkreis und hatte das Kloster schon um eine Viertelstunde hinter sich, als er sich wieder der Hauptstraße zuwandte. Diese, durch Moor- und Wiesengründe führend, war ein vorzüglicher Reitweg, der an vielen Stellen noch eine Grasnarbe trug, weshalb es anderthalb Meilen lang in einem scharfen Trabe vorwärts ging, bis an eine Avenue heran, die geradlinig auf Schloß Stechlin zuführte. Hier ließen sie die Zügel fallen und ritten im Schritt weiter. Ueber ihnen wölbten sich die schönen alten Kastanienbäume, was ihrem Anritt etwas Anheimelndes und zugleich etwas beinah' Feierliches gab.

„Das ist ja wie ein Kirchenschiff,“ sagte Rex, der am linken Flügel ritt. „Finden Sie nicht auch, Czako?“

„Wenn Sie wollen, ja. Aber Pardon, Rex, ich finde die Wendung etwas trivial für einen Ministerial-assessor.“

„Nun gut, dann sagen Sie was Besseres.“

„Ich werde mich hüten. Wer unter solchen Umständen was Besseres sagen will, sagt immer was Schlechteres.“

Unter diesem sich noch eine Weile fortsetzenden Gespräche waren sie bis an einen Punkt gekommen, von dem aus man das am Ende der Avenue sich aufbauende Bild in aller Klarheit überblicken konnte. Dabei war das Bild nicht bloß klar, sondern auch so frappierend, daß Rex und Czako unwillkürlich anhielten.

„Alle Wetter, Stechlin, das ist ja reizend,“ wandte sich Czako zu dem am andern Flügel reitenden Woldemar. „Ich find' es geradezu märchenhaft, Jata Morgana — das heißt, ich habe noch keine gesehn. Die gelbe Wand, die noch das letzte Tageslicht auffängt, das ist wohl Ihr Zauberchloß? Und das Stückchen Grau da links, das tarier' ich auf eine Kirchenecke. Bleibt nur noch der Stafetzam an der andern Seite; — da wohnt natürlich der Schulmeister. Ich verbürge mich, daß ich's damit getroffen. Aber die zwei schwarzen Riesen, die da grad' in der Mitte stehn und sich von der gelben Wand abheben (abheben ist übrigens auch trivial; entschuldigen Sie, Rex), die stehen ja da wie die Cherubim. Allerdings etwas zu schwarz. Was sind das für Leute?“

„Das sind Findlinge.“

„Findlinge?“

„Ja, Findlinge,“ wiederholte Woldemar. „Aber wenn Ihnen das Wort anstößig ist, so können Sie sie auch Monolithen nennen. Es ist merkwürdig, Czako, wie hochgradig verwöhnt im Ausdruck Sie sind, wenn Sie nicht gerade selber das Wort haben... Aber nun, meine Herren, müssen wir uns wieder in Trab setzen. Ich bin überzeugt, mein Papa sieht schon ungeduldig auf seiner Rampe, und wenn er

uns so im Schritt ankommen sieht, denkt er, wir bringen eine Trauernachricht oder einen Verwundeten.“

Wenige Minuten später, und alle drei trabten denn auch wirklich, von Fritz gefolgt, über die Bohlenbrücke fort, erst in den Vorhof hinein und dann an der blanken Glasugel vorüber. Der Alte stand bereits auf der Rampe, Engelte hinter ihm und hinter diesem Martin, der alte Stutscher. Im Nu waren alle drei Reiter aus dem Sattel, und Martin und Fritz nahmen die Pferde. So trat man in den Flur. „Erlaube, lieber Papa, dir zwei liebe Freunde von mir vorzustellen: Assessor von Rex, Hauptmann von Czako.“

Der alte Stechlin schüttelte jedem die Hand und sprach ihnen aus, wie glücklich er über ihren Besuch sei. „Seien Sie mir herzlich willkommen, meine Herren. Sie haben keine Ahnung, welche Freude Sie mir machen, mir, einem vergrähten alten Einsiedler. Man sieht nichts mehr, man hört nichts mehr. Ich hoffe auf einen ganzen Sack voll Neuigkeiten.“

„Ach, Herr Major,“ sagte Czako, „wir sind ja schon vierundzwanzig Stunden fort. Und ganz abgesehen davon, wer kann heutzutage noch mit den Zeitungen konkurrieren! Ein Glück, daß manche prinzipiell einen Posttag zu spät kommen. Ich meine mit den neuesten Nachrichten. Vielleicht auch sonst noch.“

„Sehr wahr,“ lachte Dubslav. „Der Konservatismus soll übrigens, seinem Wesen nach, eine Bremse sein; damit muß man vieles entschuldigen. Aber da kommen Ihre Mantelsäcke, meine Herren. Engelte, führe die Herren auf ihr Zimmer. Wir haben jetzt sechssechsteil. Um sieben, wenn ich bitten darf.“

Engelte hatte mittlerweile die beiden von Dubslav etwas altmodisch als „Mantelsäcke“ bezeichneten Plaidrollen in die Hand genommen und ging damit, den beiden Herren voran, auf die doppelarmige Treppe zu, die gerade da, wo die beiden Treppenarme sich kreuzten, einen ziemlich geräumigen Podest mit Säulchengalerie bildete. Zwischen den Säulchen aber, und zwar mit Blick auf den Flur, war eine Nofoko-Uhr angebracht, mit einem Zeitgott darüber, der eine Hippe führte. Czako wies darauf hin und sagte leise zu Rex: „Ein bißchen graulich,“ — ein Gefühl, drin er sich bestärkt sah, als man bis auf den mit ungeheurer Raumverschwendung angelegten Oberflur gekommen war. Ueber einer nach hinten zu gelegenen Saalthür hing eine Holztafel mit der Inschrift: „Museum“, während hüben und drüben, an den Flurwänden links und rechts, mächtige Birkenmaser- und Ebenholzschränke standen, wahre Prachtsüßke, mit zwei großen Bildern dazwischen, eines eine Burg mit dicken Backsteintürmen, das andre ein überlebensgroßer Ritter, augenscheinlich aus der Frundsbergzeit, wo das hunte Landsknechtliche schon die Rüstung zu drapieren begann.

„Is wohl ein Ahn?“ fragte Czako.

„Ja, Herr Hauptmann. Und er ist auch unten in der Kirche.“

„Auch so wie hier?“

„Nein, bloß Grabstein und schon etwas abgetreten. Aber man sieht doch noch, daß es derselbe ist.“

Czako nickte. Dabei waren sie bis an ein Wohnzimmer gekommen, das mit der einen Seite nach dem Flur, mit der andern Seite nach einem schmalen Gang hin lag. Hier war auch die Thür. Engelle, vorangehend, öffnete und hing die beiden Maidrollen an die Haken eines hier gleich an der Thür stehenden Kleiderständers. Unmittelbar daneben war ein Klingelzug mit einer grünen, etwas ausgefranschten Puschel daran. Engelle wies darauf hin und sagte: „Wenn die Herren noch was wünschen . . . Und um sieben . . . Zweimal wird angeschlagen.“

Und damit ging er, die beiden ihrer Bequemlichkeit überlassend.

Es waren zwei nebeneinander gelegene Zimmer, in denen man Ney und Czako untergebracht hatte, das vordere größer und mit etwas mehr Aufwand eingerichtet, mit Stehspiegel und Toilette, der Spiegel sogar zum Klippen. Das Bett in diesem vorderen Zimmer hatte einen kleinen Himmel und daneben eine Etagere, auf deren oberem Brettchen eine Meißner Figur stand, ihr ohnehin kurzes Röckchen küpfend, während auf dem unteren Brett ein Neues Testament lag, mit Kelsch und Kreuz und einem Palmenzweig auf dem Deckel.

Czako nahm das Meißner Püppchen und sagte: „Wenn nicht unser Freund Woldemar bei diesem Arrangement seine Hand mit im Spiel hat, so haben wir hier in Bezug auf Requisiten ein Ahnungsvermögen, wie's nicht größer gedacht werden kann. Das Püppchen pour moi, das Testament pour vous.“

„Czako, wenn Sie doch bloß das Necken lassen könnten!“

„Ach, sagen Sie doch so was nicht, Ney; Sie lieben mich ja bloß um meiner Neckereien willen.“

Und nun traten sie, von dem Vorderzimmer her, in den etwas kleineren Wohnraum, in dem Spiegel und Toilette fehlten. Dafür aber war ein Rokoko-Sofa da, mit hellblauem Atlas und weißen Blumen darauf.

„Ja, Ney,“ sagte Czako, „wie teilen wir nun? Ich denke, Sie nehmen nebenan den Himmel, und ich nehme das Rokoko-Sofa, noch dazu mit weißen Blumen, vielleicht Lilien. Ich wette, das kleine Ding von Sofa hat eine Geschichte.“

„Rokoko hat immer eine Geschichte,“ bestätigte Ney. „Aber hundert Jahr zurück. Was jetzt hier haust, sieht mir, Gott sei Dank, nicht danach aus. Ein bißchen Spat traun' ich diesem alten Kasten allerdings schon zu; aber keine Rokokogeschichte. Rokoko ist doch immer unsittlich. Wie gefällt Ihnen übrigens der Alte?“

„Vorzüglich. Ich hätte nicht gedacht, daß unser Freund Woldemar solchen famosen Alten haben könnte.“

„Das klingt ja beinahe,“ sagte Ney, „wie wenn Sie gegen unsern Stechlin etwas hätten.“

„Was durchaus nicht der Fall ist. Unser Stechlin ist der beste Kerl von der Welt, und wenn ich das

verdammte Wort nicht haßte, würd' ich ihn sogar einen ‚perfekten Gentleman‘ nennen müssen. Aber . . .“

„Nun . . .“

„Aber er paßt doch nicht recht an seine Stelle.“

„An welche?“

„In sein Regiment.“

„Aber Czako, ich verstehe Sie nicht. Er ist ja brillant angeschrieben. Liebling bei jedem. Der Oberst hält große Stücke von ihm, und die Prinzen machen ihm beinahe den Hof . . .“

„Ja, das ist es ja eben. Die Prinzen, die Prinzen.“

„Was denn, wie denn?“

„Ach, das ist eine lange Geschichte, viel zu lang, um sie hier vor Tisch noch auszukramen. Denn es ist bereits halb, und wir müssen uns eilen. Uebrigens trifft es viele, nicht bloß unsern Stechlin.“

„Immer dunkler, immer rätselvoller,“ sagte Ney.

„Nun, vielleicht daß ich Ihnen das Rätsel löse. Schließlich kann man ja Toilette machen und noch seinen Diskurs daneben haben. Die Prinzen machen ihm den Hof, so geruhten Sie zu bemerken, und ich antwortete: ‚Ja, das ist es eben‘. Und diese Worte kann ich Ihnen nur wiederholen. Die Prinzen — damit hängt es zusammen, oder, um es noch deutlicher zu sagen, damit, daß die feinen Regimenter immer feiner werden. Suchen Sie sich mal alte Ranglisten an, das heißt wirklich alte, voriges Jahrhundert und bis Anno sechs. Da finden Sie bei Regiment Garde du Corps oder bei Regiment Gensdarmes unsere guten alten Namen: Marwig, Wakenis, Kracht, Löschebrand, Bredow, Kochow, höchstens daß sich mal ein höher beittelter Schlesischer mit hinein verirrt. Natürlich gab es auch Prinzen damals, aber der Adel gab den Ton an, und die paar Prinzen mußten noch froh sein, wenn sie nicht störten. Damit ist es nun aber, seit wir Kaiser und Reich sind, total vorbei. Natürlich sprech' ich nicht von der Provinz, nicht von Litauen und Masuren, sondern von der Garde, von den Regimentern unter den Augen seiner Majestät. Und nun gar erst diese Garbedragonier! Die waren immer piek, aber seit sie, pour combler le bonheur, auch noch Königin von Großbritannien und Irland sind, wird es immer mehr davon, und je pieker sie werden, desto mehr Prinzen kommen hinein, von denen übrigens auch jetzt schon mehr da sind, als es so obenhin aussieht, denn manche sind welche und dürfen es bloß nicht sagen. Und wenn man dann gar noch die alten mitrechnet, die bloß à la suite stehn, aber doch immer noch mit dabei sind, wenn irgend was los ist, so haben wir, wenn der Kreis geschlossen wird, zwar kein Parkett von Königen, aber doch einen Circus von Prinzen. Und da hinein ist nun unser guter Stechlin gestellt. Natürlich thut er, was er kann, und macht so gewisse Zugriffe mit, Gefühls-luxusse, Gesinnungsluxusse und, wenn es sein muß, auch Freiheitsluxusse. So 'nen Schimmer von Sozialdemokratie. Das ist aber auf die Dauer schwierig. Mchtige Prinzen können sich das leisten, die verbebeln nicht leicht. Aber Stechlin! Stechlin ist ein reizender Kerl, aber er ist doch bloß ein Mensch.“

„Und das sagen Sie, Czako, gerade Sie, der Sie das Menschliche stets betonen?“

„Ja, Nex, das thu' ich. Heut wie immer. Aber eines schickt sich nicht für alle. Der eine darf's, der andre nicht. Wenn unser Freund Stechlin sich in diese seine alte Schloßkate zurückzieht, so darf er Mensch sein, soviel er will, aber als Garde- dragoner kommt er mit dem bloßen alten Menschen nicht aus. Vom alten Adam will ich nicht sprechen, das hat noch so 'ne Nebenbedeutung.“

\*

Während Nex und Czako Toilette machten und abwechselnd über den alten und den jungen Stechlin verhandelten, schritten die, die den Gegenstand dieser Unterhaltung bildeten, Vater und Sohn, im Garten auf und ab und hatten auch ihrerseits ihr Gespräch.

„Ich bin dir dankbar, daß du mir deine Freunde mitgebracht hast. Hoffentlich kommen sie auf ihre Kosten. Mein Leben verläuft ein bißchen zu einsam, und es wird ohnehin gut sein, wenn ich mich wieder an Menschen gewöhne. Du wirst gelesen haben, daß unser guter alter Kortschädel gestorben ist, und in etwa vierzehn Tagen haben wir hier 'ne Neuwahl. Da muß ich dann ran und mich populär machen. Die Konservativen wollen mich haben und keinen andern. Eigentlich mag ich nicht, aber ich soll, und da paßt es mir denn, daß du mir Leute bringst, an denen ich mich für die Welt sozusagen wieder wie einüben kann. Sind sie denn anschiebig, plauderhaft?“

„O sehr, Papa, vielleicht zu sehr. Wenigstens der eine.“

„Das is gewiß der Czako. Sonderbar, die von Alexander reden alle gern. Aber ich bin sehr dafür; Schweigen kleid't nicht jeden. Und dann sollen wir uns ja auch durch die Sprache vom Tier unterscheiden. Also wer am meisten red't, ist der reinste Mensch. Und diesem Czako, dem hab' ich es gleich angesehen. Aber der Nex. Du sagst, Ministerial- assessor. Ist er denn von der frommen Familie?“

„Nein, Papa. Du machst dieselbe Verwechslung, die beinah' alle machen. Die fromme Familie, das sind die Reckes, gräßlich und sehr vornehm. Die Nex natürlich auch, aber doch nicht so hoch hinaus und auch nicht so fromm. Allerdings nimmt mein Freund, der Ministerialassessor, einen Anlauf dazu, die Reckes womöglich einzuholen.“

„Dann hab' ich also doch recht gesehn. Er hat so die Figur, die so was vermuten läßt, ein bißchen wenig Fleisch und so glatt rasirt. Habt ihr denn beim Rasieren in Gremmen gleich einen gefunden?“

„Er hat alles immer bei sich; lauter englische. Von Solingen oder Suhl will er nichts wissen.“

„Und muß man ihn denn vorsichtig anfassen, wenn das Gespräch auf kirchliche Dinge kommt? Ich bin ja, wie du weißt, eigentlich kirchlich, wenigstens kirchlicher als mein guter Pastor (es wird immer schlimmer mit ihm), aber ich bin so im Ausdruck mitunter ungenierter, als man vielleicht sein soll, und bei 'niedergefahren zur Hölle' kann mir's passieren, daß ich nolens volens ein bißchen tolles Zeug rede. Wie steht es denn da mit ihm?“

„Muß ich mich in acht nehmen? Oder macht er bloß so mit?“

„Das will ich nicht geradezu behaupten. Ich denke mir, er steht so, wie die meisten stehen; das heißt, er weiß es nicht recht.“

„Ja, ja, den Zustand kenn' ich.“

„Und weil er es nicht recht weiß, hat er sozusagen die Auswahl und wählt das, was gerade gilt und nach oben hin empfiehlt. Ich kann das auch so schlimm nicht finden. Einige nennen ihn einen 'Streber'. Aber wenn er es ist, ist er jedenfalls keiner von den schlimmsten. Er hat eigentlich einen guten Charakter, und im cercle intime kann er reizend sein. Er verändert sich dann nicht in dem, was er sagt, oder doch nur wenig, aber ich möchte sagen, er verändert sich in der Art, wie er zuhört. Czako meint, unser Freund Nex halte sich mit dem Ohr für das schadloß, was er mit dem Munde versäumt. Czako wird überhaupt am besten mit ihm fertig; er schraubt ihn beständig, und Nex, was ich reizend finde, läßt sich diese Schraubereien gefallen. Daran siehst du schon, daß sich mit ihm leben läßt. Seine Frömmigkeit ist keine Lüge, bloß Erziehung, Angewohnheit und so schließlich seine zweite Natur geworden.“

„Ich werde ihn bei Tisch neben Lorenzen setzen; die mögen dann beide sehr, wie sie miteinander fertig werden. Vielleicht erleben wir 'ne Befehring. Das heißt Nex den Pastor. Aber da höre ich eine Kutsche die Dorfstraße 'raufkommen. Das sind natürlich Gundermanns; die kommen immer zu fröh. Der arme Kerl hat mal was von der Höflichkeit der Könige gehört und macht jetzt einen zu weitgehenden Gebrauch davon. Autodidakten übertreiben immer. Ich bin selber einer und kann also mitreden. Nun, wir sprechen morgen früh weiter; heute wird es nichts mehr. Du wirst dich auch noch ein bißchen striegeln müssen, und ich will mir 'nen schwarzen Rock anziehen. Das bin ich der guten Frau von Gundermann doch schuldig; sie pugt sich übrigens nach wie vor wie 'n Schlittensperd und hat immer noch den merkwürdigen Federbusch in ihrem Zopf — das heißt, wenn's ihrer ist.“

### III.

Engelke schlug unten im Flur zweimal an einen alten, als Tamtam fungierenden Schild, der an einem der zwei vorspringenden und die ganze Treppe tragenden Pfeiler hing. Eben diese zwei Pfeiler bildeten denn auch mit dem Podest und der in Front desselben angebrachten Rokoko-Uhr einen zum Gartensalon, diesem Hauptzimmer des Erdgeschosses, führenden, ziemlich pittoresken Portikus, von dem ein auf Besuch anwesender hauptstädtischer Architekt mal gesagt hatte: sämtliche Vausünden von Schloß Stechlin würden durch diesen verdrängen, aber malerischen Einfall wieder gut gemacht.

Die Uhr mit dem Hippenmann schlug gerade sieben, als Nex und Czako die Treppe herunter kamen und, eine Biegung machend, auf 'nen von berufener Seite so glimpflich beurteilten sonderbaren Vorbau zusteuerten. Als die Freunde diesen passierten,

sahen sie — die Thürflügel waren bereits geöffnet — in aller Bequemlichkeit in den Salon hinein und nahmen hier wahr, daß etliche, ihnen zu Ehren geladene Gäste bereits erschienen waren. Dubslav, in dunkeln Ueberrock und die Bändchenrosette sowohl des preußischen wie des wendischen Kronenordens im Knopfloch, ging den Eintretenden entgegen, begrüßte sie nochmals mit der ihm eignen Herzlichkeit, und beide Herren gleich danach in den Kreis der

was auch ohne weiteres gelang, weil es hüben und drüben weder an gesellschaftlicher Gewandtheit noch an gutem Willen gebrach. Nur konnte Ner nicht umhin, die Siebenmühlener etwas eindringlich zu mustern, trotzdem Herr von Gundermann in Frack und weißer Binde, Frau von Gundermann aber in geblühtem Atlas und mit Marabufächer erschienen war, — er augenscheinlich Parvenu, sie Berlinerin aus einem nordöstlichen Vorstadtgebiet.



Wollenaufnahme von Unterwood and Unterweed in New York.

### Der Hopfenmarkt in Nürnberg.

schon Versammelten einführend, sagte er: „Bitte die Herrschaften miteinander bekannt machen zu dürfen: Herr und Frau von Gundermann auf Siebenmühlen, Pastor Lorenzen, Oberförster Stäglar,“ und dann, nach links sich wendend, „Ministerialassessor von Ner, Hauptmann von Czako vom Regiment Alexander.“ Man verneigte sich gegenseitig, worauf Dubslav zwischen Ner und Pastor Lorenzen, Wolbemar aber, als Adlatus seines Vaters, zwischen Czako und Stäglar eine Verbindung herzustellen suchte,

Ueber Land und Meer. III. Stk.-Heft. XIV. 6.

Ner sah das alles. Er kam aber nicht in die Lage, sich lange damit zu beschäftigen, weil Dubslav eben jetzt den Arm der Frau von Gundermann nahm und dadurch das Zeichen zum Aufbruch zu der im Nebenzimmer gedeckten Tafel gab. Alle folgten paarweise, wie sie sich vorher zusammengefunden, kamen aber durch die von seiten Dubslavs schon vorher festgesetzte Tafelordnung wieder auseinander. Die beiden Stechlin, Vater und Sohn, plazierten sich an den beiden Schmalseiten einander



gegenüber, während zur Rechten und Linken von Dubslav Herr und Frau von Sundermann, rechts und links von Woldemar aber Rex und Lorenzen saßen. Die Mittelpolste hatten Kasper und Czako inne. Neben einem großen alten Eichenbüfseil, ganz in Nähe der Thür, standen Engelke und Martin, Engelke in seiner sandfarbenen Livree mit den großen Knöpfen, Martin, dem nur oblag, mit der Küche Verbindung zu halten, einfach in schwarzem Rock und Stulpschneideln.

Der alte Dubslav war in bester Laune, stieß gleich nach den ersten Löffeln Suppe mit Frau von Sundermann vertraulich an, dankte ihr für ihr Erscheinen und entschuldigte sich wegen der späten Einladung: „Aber erst um zwölf kam Woldemars Telegramm. Es ist das mit dem Telegraphieren solche Sache, manches wird besser, aber manches wird auch schlechter, und die feinere Sitte leidet nun schon ganz gewiß. Schon die Form, die Abfassung, Kürze soll eine Tugend sein, aber sich kurz fassen, heißt meistens auch sich grob fassen. Jede Spur von Verbindlichkeit fällt fort, und das Wort ‚Herr‘ ist beispielsweise gar nicht mehr anzutreffen. Ich hatte mal einen Fremd, der ganz ernsthaft versicherte: ‚Der häßlichste Wops sei der schönste‘; so läßt sich jetzt beinahe sagen, ‚das größte Telegramm ist das feinste‘. Wenigstens das in seiner Art vollendetste. Jeder, der wieder eine neue Fünfspennigerparnis herausdoffert, ist ein Genie.“

Diese Worte Dubslavs hatten sich anfänglich an die Frau von Sundermann, sehr bald aber mehr an ihn gerichtet, weshalb dieser letztere denn auch antwortete: „Ja, Herr von Stechlin, alles Zeichen der Zeit. Und ganz bezeichnend, daß gerade das Wort ‚Herr‘, wie Sie schon hervorzuheben die Güte hatten, so gut wie abgeschafft ist. ‚Herr‘ ist Unfium geworden, ‚Herr‘ paßt den Herren nicht mehr, — ich meine natürlich die, die jetzt die Welt regieren wollen. Aber es ist auch danach. Alle diese Neuerungen, an denen sich leider auch der Staat beteiligt, was sind sie? Begünstigungen der Unbotmäßigkeit, also Wasser auf die Mühlen der Sozialdemokratie. Weiter nichts. Und niemand da, der Lust und Kraft hätte, dies Wasser abzustellen. Aber trotzdem, Herr von Stechlin, — ich würde nicht widersprechen, wenn mich das Tatsächliche nicht dazu zwänge — trotzdem geht es nicht ohne Telegraphie, gerade hier in unsrer Einsamkeit. Und dabei das beständige Schwanken der Kurse. Namentlich auch in der Mühlen- und Brettschneidebranche.“

„Versteht sich, lieber Sundermann. Was ich da gesagt habe . . . Wenn ich das Gegenteil gesagt hätte, wäre es ebenso richtig. Der Teufel ist nicht so schwarz, wie er gemalt wird, und die Telegraphie auch nicht, und wir auch nicht. Schließlich ist es doch was Großes, diese Naturwissenschaften, dieser elektrische Strom, tipp, tipp, tipp, und wenn uns daran läge (aber uns liegt nichts daran), so könnten wir den Kaiser von China wissen lassen, daß wir hier versammelt sind und seiner gedacht haben. Und dabei diese merkwürdigen Verschiebungen in Zeit und Stunde. Beinahe komisch. Als Anno siebzig die

Pariser Septemberrevolution ausbrach, wußte man's in Amerika drüben um ein paar Stunden früher, als die Revolution überhaupt da war. Ich sagte: Septemberrevolution. Es kann aber auch ‚ne andre‘ gewesen sein; sie haben da so viele, daß man sie leicht verwechselt. Eine war im Juni, ‚ne andre‘ war im Juli, — wer nicht ein Bombengebächtnis hat, muß da notwendig ‚reinfallen‘. . . Engelke, präsentiere der gnäd'gen Frau den Fisch noch mal. Und vielleicht nimmt auch Herr von Czako . . .“

„Gewiß, Herr von Stechlin,“ sagte Czako. „Erstlich aus reiner Gourmandise, dann aber auch aus Forschertrieb oder Fortschrittsbedürfnis. Man will doch an dem, was gerade gilt oder überhaupt Menschheitsentwicklung bedeutet, auch seinerseits teilnehmen, und da steht denn Fischnahrung jetzt obenan. Fische sollen außerdem viel Phosphor enthalten, und Phosphor, so heißt es, macht ‚helle‘.“

„Gewiß,“ sicherte Frau von Sundermann, die sich bei dem Wort „helle“ wie persönlich getroffen fühlte. „Phosphor war ja auch schon, eh' die Schwedischen aufkamen.“

„O, lange vorher,“ bestätigte Czako. „Was mich aber,“ fuhr er, sich an Dubslav wendend, fort, „an diesen Karpfen ganz besonders fesselt — beiläufig ein Prachterexemplar — ist das, daß er doch höchstwahrscheinlich aus Ihrem berühmten See stammt, über den ich durch Woldemar, Ihren Herrn Sohn, bereits unterrichtet bin. Dieser merkwürdige See, dieser Stechlin! Und da frag' ich mich denn unwillkürlich (denn Karpfen werden alt; daher beispielsweise die Mooskarpfen), welche Revolutionen sind an diesem hervorragenden Exemplar seiner Gattung wohl schon vorüber gegangen? Ich weiß nicht, ob ich ihn auf hundertfünfzig Jahre taxieren darf, wenn aber, so würde er als Jüngling die Lissaboner Aktion und als Ugreis den neuerlichen Ausbruch des Krakatowa mitgemacht haben. Und all das erwogen, drängt sich mir die Frage auf . . .“

Dubslav lächelte zustimmend.

„. . . Und all das erwogen, drängt sich mir die Frage auf, wenn's nun in Ihrem Stechlin zu brodeln beginnt oder gar die große Trichterbildung anhebt, aus der dann, wenn ich recht gehört habe, der krähende Hahn aufsteigt, wie verhält sich da der Stechlinkarpfen, dieser doch offenbar Nächstbeteiligte, bei dem Apodchen derartiger Weltereignisse? Weineidet er den Hahn, dem es vergönnt ist, in die Nuppiner Lande hineinzukrähen, oder ist er umgekehrt ein Feigling, der sich in seinem Moorgrund verkriecht, also ein Bourgeois, der am andern Morgen fragt: ‚Schießen sie noch?‘“

„Mein lieber Herr von Czako, die Beantwortung Ihrer Frage hat selbst für einen Anwohner des Stechlin seine Schwierigkeiten. Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist. Und zu dem innerlichsten und verschlossensten zählt der Karpfen; er ist nämlich sehr dumm. Aber nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung wird er sich beim Eintreten der großen Eruption wohl verkrochen haben. Wir verkriechen uns nämlich alle. Heldentum ist Ausnahmezustand und meist Produkt einer Zwangslage. Sie

brauchen mir übrigens nicht zuzustimmen, denn Sie sind noch im Dienst."

"Bitte, bitte," sagte Szako.

Sehr, sehr anders ging das Gespräch an der entgegengesetzten Seite der Tafel. Rex, der, wenn er dienstlich oder außerdienstlich aufs Land kam, immer eine Neigung spürte, sozialen Fragen nachzugehen und beispielsweise jedesmal mit Vorliebe darauf aus war, an das Zahlenverhältnis der in und außer der Ehe geborenen Kinder alle möglichen, teils dem Gemeinwohl, teils der Sittlichkeit zu gute kommende Betrachtungen zu knüpfen, hatte sich auch heute wieder in einem mit Pastor Lorenzen angeknüpften Zwiesgespräch seinem Lieblingsthema zugewandt, war aber, weil Dubslav durch eine Zwischenfrage den Faden abschnitt, in die Lage gekommen, sich vorübergehend statt mit Lorenzen mit Kragler beschäftigen zu müssen, von dem er zufällig in Erfahrung gebracht hatte, daß er früher Feldjäger gewesen sei. Das gab ihm eine gute Gesprächsanknüpfung und ließ ihn fragen, ob der Herr Oberförster nicht mitunter schmerzlich den zwischen seiner Vergangenheit und seiner Gegenwart liegenden Gegensatz empfinde, — sein früherer Feldjägerberuf habe ihn in die weite Welt hinausgeführt, während er jetzt stabilisiert sei. "Stabilität" zählte zu Rex' Lieblingswendungen und entstammte jenem sorglich ausgewählten Fremdwörterchat, den er sich — er hatte diese Dinge zu bearbeiten gehabt — aus den Erlassen König Friedrich Wilhelms I. angeeignet und mit in sein Altendeutsch herübergenommen hatte. Kragler, ein vorzüglicher Herr, aber auf dem Gebiete der Konversation doch nur von oft mangelhafter Orientierungsfähigkeit, fand sich in des Ministerialassessors etwas gedrehtem Gedankengange nicht gleich zurecht und war froh, als ihm der hellhörige, mittlerweile wieder frei gewordene Pastor in der durch Rex aufgeworfenen Frage zu Hilfe kam. "Ich glaube herauszuhören," sagte Lorenzen, "daß Herr von Rex geneigt ist, dem Leben draußen in der Welt vor dem in unsrer stillen Grafschaft den Vorzug zu geben. Ich weiß aber nicht, ob wir ihm darin folgen können, ich nun schon gewiß nicht; aber auch unser Herr Oberförster wird mitnächstlich froh sein, seine vordem im Eisenbahncoupé verbrachten Feldjägertage hinter sich zu haben. Es heißt freilich im engen Kreis verengert sich der Sinn, und in den meisten Fällen mag es zutreffen. Aber doch nicht immer, und jedenfalls hat das Weltfremde bestimmte große Vorzüge."

"Sie sprechen mir durchaus aus der Seele, Herr Pastor Lorenzen," sagte Rex. "Wenn es einen Augenblick vielleicht so klang, als ob der 'Gloбетrotter' mein Ideal sei, so bin ich sehr geneigt, mit mir handeln zu lassen. Aber etwas hat es doch mit dem 'Nuch-draußen-zu-Hause-sein' auf sich, und wenn Sie trotzdem für Einsamkeit und Stille plädieren, so plädieren Sie wohl in eigner Sache. Denn wie sich der Herr Oberförster aus der Welt zurückgezogen hat, so auch Sie. Sie sind beide darin einem Herzenszuge gefolgt, und vielleicht, daß meine persönliche Neigung dieselben Wege ginge.

Dennoch wird es andre geben, die von einem solchen Sichzurückziehen aus der Welt nichts wissen wollen, die vielleicht umgekehrt, statt im Leben mit dem einzelnen, in der Beschäftigung mit einer Vielheit ihre Bestimmung finden und in der Hingabe daran ihre Kräfte wachsen fühlen. Ich glaube durch Freund Stechlin zu wissen, welche Fragen Sie seit lange beschäftigen, und bitte, Sie dazu beglückwünschen zu dürfen. Sie stehen in der christlich-sozialen Bewegung. Aber nehmen Sie deren Schöpfer, der Ihnen persönlich vielleicht nahe steht: er und sein Thun sprechen für mich; sein Feld ist nicht einzelne Seelsorge, nicht eine Landgemeinde, sondern eine Weltstadt. Stöckers Auftreten und seine Mission sind eine Widerlegung davon, daß das Schaffen im Engen und Umgrenzten notwendig das Segensreichere sein müsse."

Lorenzen war daran gewöhnt, sei's zu Lob, sei's zu Tadel, sich mit dem ebenso gefeierten wie befohdeten Hofprediger in Parallele gestellt zu sehen, und empfand dies jedesmal als eine Huldigung. Aber zugleich empfand er dabei den tiefen Unterschied, der zwischen dem großen Agitator und seiner stillen Weise lag. "Ich glaube, Herr von Rex," nahm er das Wort, "daß Sie den 'Vater der Berliner Bewegung' sehr richtig geschildert haben, vielleicht sogar zur Zufriedenheit des Geschilderten selbst, was, wie man sagt, nicht eben leicht sein soll. Er hat viel erreicht und steht anscheinend in einem Siegeszeichen; hüben und drüben hat er Wurzel geschlagen und sieht sich geliebt und gehuldigt, nicht nur seitens derer, denen er mildthätig die Schuhe schneidet, sondern er ist ebenso gelitten (und fast noch mehr) bei jenen, denen er das Leder zu den Schuhen nimmt. Er hat schon so viele Beinamen, und der des heiligen Krispin wäre nicht der schlimmste. Viele wird es geben, die sein Thun im guten Sinne beneiden. Aber ich fürchte, der Tag ist nahe, wo der so Ruhige und zugleich so Mutige, der seine Ziele so weit steckte, sich in die Enge des Daseins zurücksehnen wird. Er bestet, wenn ich recht berichtet bin, ein kleines Bauerngut irgendwo in Franken, und wohl möglich, ja, mir persönlich geradezu wahrscheinlich, daß ihm an jener stillen Stelle früher oder später ein echteres Glück erblüht, als er jetzt hat. Es heißt wohl, 'Gehet hin und lehret alle Heiden', aber schöner ist es doch, wenn die Welt, uns suchend, an uns herankommt. Und die Welt kommt schon, wenn die richtige Persönlichkeit sich ihr aufthut. Da ist dieser Wörris-hofener Pfarrer — er sucht nicht die Menschen, die Menschen suchen ihn. Und wenn sie kommen, so heißt er sie, heißt sie mit dem Einfachsten und Natürlichsten. Uebertragen Sie das vom Äußern aufs Innere, so haben Sie mein Ideal. Einen Brunnen graben just an der armen kleinen Stelle, wo man gerade steht. Innere Mission und zwar in nächster Nähe, sei's mit dem Alten, sei's mit etwas Neuem."

"Also mit dem Neuen," sagte Wolbemar und reichte seinem alten Lehrer die Hand.

Aber dieser antwortete: "Nicht so ganz unbedingt. Mit dem Alten, soweit es geht, mit dem Neuen, soweit es muß."

Das Mahl war inzwischen vorgeschritten und bei einem Gange angelangt, der eine Spezialität von Schloß Stechlin war und jedesmal die Bewunderung seiner Gäste: losgelöste Krammetsvögelbrüste, mit einer dunkeln Kraftbrühe angerichtet, die, wenn die Herbst- und Ebereschentage da waren, als eine höhere Form von Schwarzsauer auf den Tisch zu kommen pflegten. Engelke präsentierte Burgunder dazu, der schon lange lag, noch aus alten besseren Tagen her, und als jeder davon genommen, erhob sich Dubslav, um erst kurz seine lieben Gäste zu begrüßen, dann aber die Damen leben zu lassen. Er müsse bei diesem Plural bleiben, trotzdem die Damenwelt nur in einer Einheit vertreten sei; aber er gedenke neben seiner lieben Freundin und Tischnachbarin (er küßte dieser dabei die Hand) zugleich der „Gemahlin“ seines Freundes Kögler, die leider — wenn auch vom Familienstandpunkt aus in hocherfreulichster Veranlassung — am Erscheinen in ihrer Mitte verhindert sei: „Meine Herren, Frau Oberförster Kögler“ — er machte hier eine kleine Pause, wie wenn er eine weitere Titulatur ernsthaft in Erwägung zöge — „Frau Oberförster Kögler und Frau von Gundermann, sie leben hoch!“ Mer, Czako, Kögler erhoben sich, um mit Frau von Gundermann anzustoßen, als aber jeder von ihnen auf seinen Platz zurückgekehrt war, nahmen sie die durch den Toast unterbrochene Unterhaltung wieder auf, wobei Dubslav als guter Wirt sich darauf beschränkte, kurze Bemerkungen nach links und rechts hin einzustreuen. Dies war indessen nicht immer leicht, am wenigsten leicht bei dem Gespräch, das der Hauptmann und Frau von Gundermann führten, und das so pausenlos verlief, daß ein Einhalten sich kaum ermöglichte. Czako war ein guter Sprecher, aber er verschwand neben seiner Partnerin. Ihres Vaters Laufbahn, der es — ursprünglich Schreiber und Zeichenlehrer — in langen, mit Anno 1813 beginnenden Dienstjahren bis zum Hauptmann in der „Plantanmen“ gebracht hatte, gab ihr in ihren Augen eine gewisse militärische Zugehörigkeit, und als sie, nach mehrmaligem Auslugen, endlich den ihr wohlbekanntem Namenszug des Regiments Alexander auf Czakos Achselklappe erkannt hatte, sagte sie: „Gott . . . Alexander. Nein, ich sage. Mir war aber doch auch gleich so. Münzstraße. Wir wohnten ja Linienstraße, Ecke der Weinmeister — das heißt, als ich meinen Mann kennen lernte. Vorher dranzien, Schönhauser Allee. Wenn man so wen aus seiner Gegend wieder sieht! Ich bin ganz glücklich, Herr Hauptmann. Ach, es ist zu traurig hier. Und wenn wir nicht den Herrn von Stechlin hätten, so hätten wir so gut wie gar nichts. Mit Kögler,“ aber dies flüsterte sie nur leise, „mit Kögler ist es nichts; die sind zu hoch raus. Da muß man sich denn klein machen. Und so toll ist es am Ende auch nicht. Jetzt passen sie noch. Aber abwarten.“

„Sehr wahr, sehr wahr,“ sagte Czako, der, ohne was Sicheres zu verstehen, nur ein während des Dubslavischen Toastes schon gehabt Gefühl bestätigt sah, daß es mit den Kögler was Besonderes auf sich haben müsse. „Ja,“ fuhr Frau von Gundermann,

den Flüsterton aufgebend, fort, „wir haben den Herrn von Stechlin, und das ist ein Glück, und es ist auch bloß eine gute halbe Meile. Die meisten andern wohnen viel zu weit, und wenn sie auch näher wohnten, sie wollen alle nicht recht; die Leute hier, mit denen wir eigentlich Umgang haben müßten, sind so diffizil und legen alles auf die Goldwage. Das heißt, vieles legen sie nicht auf die Goldwage, dazu reicht es nicht; nur immer die Ahnen. Und sechzehn ist das wenigste. Ja, wer hat gleich sechzehn? Gundermann ist erst geadeht, und wenn er nicht Glück gehabt hätte, so wär' es gar nichts. Er hat nämlich klein angefangen, bloß mit einer Mühle; jetzt haben wir nun freilich sieben, immer den Rhin entlang, lauter Schneidemühlen, Bohlen und Bretter, einzöllig, zweizöllig und noch mehr. Und die Berliner Dielen, die sind fast alle von uns.“

„Aber, meine gnädigste Frau, das muß Ihnen doch ein Hochgefühl geben. Alle Berliner Dielen! Und dieser Rhinfluß, von dem Sie sprechen, der vielleicht eine ganze Seentette verbindet, und woran mutmaßlich eine reizende Villa liegt! Und darin hören Sie Tag und Nacht, wie nebenan in der Mühle die Säge geht, und die dicht herumstehenden Bäume bewegen sich leise. Mitunter natürlich ist auch ein Sturm. Und Sie haben eine Pony-Equipage für Ihre Kinder. Ich darf doch annehmen, daß Sie Kinder haben? Wenn man so abgeschieden lebt und so beständig aufeinander angewiesen ist . . .“

„Es ist, wie Sie sagen, Herr Hauptmann; ich habe Kinder, aber schon erwachsen, beinahe alle, denn ich habe mich jung verheiratet. Ja, Herr von Czako, man ist auch einmal jung gewesen. Und es ist ein Glück, daß ich die Kinder habe. Sonst ist kein Mensch da, mit dem man ein gebildetes Gespräch führen kann. Mein Mann hat seine Politik und möchte sich wählen lassen, aber es wird nichts, und wenn ich die Journale bringe, nicht mal die Bilder sieht er sich an. Und die Geschichten, sagt er, seien bloß dummes Zeug und bloß Wasser auf die Mühlen der Sozialdemokratie. Seine Mühlen, was ich übrigens recht und billig finde, sind ihm lieber.“

„Aber Sie müssen doch viele Menschen um sich herum haben, schon in Ihrer Wirtschaft.“

„Ja, die hab' ich, und die Wamsells, die man so kriegt, ja, ein paar Wochen geht es; aber dann bündeln sie gleich an, am liebsten mit 'nem Volontär, wir haben nämlich auch Volontärs in der Mühlenbranche. Und die meisten sind aus ganz gutem Hause. Die jungen Menschen passen aber nicht auf, und da hat man's denn, und immer gleich Knall und Fall. All' das ist doch traurig, und mitunter ist es auch so, daß man sich eigentlich schämen muß.“

Czako seufzte. „Mir ein Greuel, all dergleichen. Aber ich weiß vom Manöver her, was alles vor kommt. Und mit einer Schlau . . . nichts schlauer, als verliebte Menschen. Ach, das ist ein Kapitel, womit man nicht fertig wird. Aber Sie sagten Linienstraße, meine Gnädigste. Welche Nummer denn? Ich kenne da beinahe jedes Haus, kleine, nette Häuser, immer bloß Bel-Etage, höchstens mal ein Deil de Boeuf.“

„Wie?“

„Großes rundes Fenster ohne Glas. Aber ich liebe diese Häuser.“

„Ja, das kann ich auch von mir sagen, und in gerade solchen Häusern hab' ich meine beste Zeit verbracht, als ich noch ein Quack war, höchstens vierzehn. Und so grausam wild. Damals waren nämlich noch die Kinnsteine, und wenn es dann regnete und alles überschwenmt war und die Bretter anfingen, sich zu heben, und schon so halb herumgeschwammen, und die Matten, die da drunter steckten, nicht mehr wußten, wo sie hin sollten, dann sprangen wir auf die Bohlen 'rauf, und nun die Biester 'raus, links und rechts, und die Jungens hinterher, immer aufgekrempt und ganz nackt. Und einmal, weil der eine Junge nicht abließ und mit seinen Holzpantinen immer drauf loschlug, da wurde das Antier falsch und biß den Jungen so, daß er schrie! Nein, so hab' ich noch keinen Menschen wieder schreien hören. Und es war auch fürchterlich.“

„Ja, das ist es. Und da helfen bloß Mattenfänger.“

„Ja, Mattenfänger, davon hab' ich auch gehört — Mattenfänger von Hameln. Aber die giebt es nicht mehr.“

„Nein, gnädige Frau, die giebt es nicht mehr, wenigstens nicht mehr solche Hexenmeister mit Zauberspruch und Pfeife. Aber die meine ich auch nicht. Ich meine überhaupt nicht Menschen, die dergleichen von Metier sind und sich in den Zeitungen anzeigen, unheimliche Gesichter mit einer Pelzkappe. Was ich meine, sind bloß Pünzler, die nebenher auch noch 'Mattenfänger' heißen und es auch wirklich sind. Und mit einem Mattenfänger auf die Jagd gehen, das ist eigentlich das Schönste, was es giebt.“

„Aber mit einem Pünzler kann man doch nicht auf die Jagd gehen!“

„Doch, doch, meine gnädigste Frau. Als ich in Paris war (ich war da nämlich mal hinkommandiert), da bin ich mit 'runtergestiegen in die sogenannten Katakomben, hochgewölbte Kanäle, die sich unter der Erde hinziehen. Und diese Kanäle sind das wahre Mattenelorado; da sind sie zu Millionen. Oben drei Millionen Franzosen, unten drei Millionen Matten. Und einmal, wie gesagt, bin ich da mit 'runtergeklettert und in einem Boote durch diese Unterwelt hingefahren, immer mitten in die Matten hinein.“

„Gräßlich, gräßlich. Und sind Sie heil wieder 'raus gekommen?“

„Im ganzen, ja. Denn, meine gnädigste Frau, eigentlich war es doch ein Vergnügen. In unserm Kahn hatten wir nämlich zwei solche Mattenfänger, einen vorn und einen hinten. Und nun hätten Sie sehen sollen, wie das Losging. 'Schnapp', und das Tier um die Ohren geschlagen, und tot war es. Und so weiter, so schnell wie Sie nur zählen können, und mitunter noch schneller. Ich kann es nur vergleichen mit Mr. Carver, dem bekannten Mr. Carver, von dem Sie gewiß einmal gelesen haben, der in der Sekunde drei Glasgugeln wegshoß. Und so immerzu, viele Hundert. Ja, so was wie diese Mattenjagd da unten, das vergißt man nicht wieder.

Es war aber auch das Beste da. Denn was sonst noch von Paris geredet wird, das ist alles übertrieben; meist dummes Zeug. Was haben sie denn Großes? Opern und Circus und Museum, und in einem Saal 'ne Venus, die man sich nicht recht ansieht, weil sie das Gefühl verlegt, namentlich wenn man mit Damen da ist. Und das alles haben wir schließlich auch, und manches haben wir noch besser. So zum Beispiel Niemann und die dell' Gra. Aber solche Mattenschlacht, das muß wahr sein, die haben wir nicht. Und warum nicht? Weil wir keine Katakomben haben.“

Der alte Dubslav, der das Wort „Katakomben“ gehört hatte, wandte sich jetzt wieder über den Tisch hin und sagte: „Pardon, Herr von Czako, aber Sie müssen meiner lieben Frau von Gundermann nicht mit so furchtbar ernstlichen Sachen kommen und noch dazu hier bei Tisch, sogleich nach Karpfen und Meerrettich. Katakomben! Ich bitte Sie. Die waren ja doch eigentlich in Rom und erinnern einen immer an die traurigsten Zeiten, an den grausamen Kaiser Nero und seine Verfolgungen und seine Tadeln. Und da war dann noch einer mit einem etwas längeren Namen, der noch viel grausamer war, und da verfrachten sich diese armen Christen gerade in eben diese Katakomben, und manche wurden verraten und gemordet. Nein, Herr von Czako, da lieber was Weiteres. Nicht wahr, meine liebe Frau von Gundermann?“

„Ach nein, Herr von Stechlin; es ist doch alles so sehr gelehrig. Und wenn man so selten Gelegenheit hat.“

„Na, wie Sie wollen. Ich hab' es gut gemeint. Stoßen wir an! Ihr Rudolf soll leben; das ist doch der Liebling, trotzdem er der älteste ist. Wie alt ist er denn jetzt?“

„Vierundzwanzig.“

„Ein schönes Alter. Und wie ich höre, ein guter Mensch. Er müßte nur mehr 'raus. Er versauert hier ein bißchen.“

„Sag' ich ihm auch. Aber er will nicht fort. Er sagt, zu Hause sei es am besten.“

„Bravo. Da nehm' ich alles zurück. Lassen Sie ihn. Zu Hause ist es wirklich am besten. Und gerade wir hier, die wir den Vorzug haben, in der Rheinsberger Gegend zu leben. Ja, wo ist so was? Erst der große König, und dann Prinz Heinrich, der nie 'ne Schlacht verloren. Und einige sagen, er wäre noch klüger gewesen als sein Bruder. Aber ich will so was nicht gesagt haben.“

#### IV.

Frau von Gundermann schien auf das ihr als einziger, also auch ältester Dame zustehende Tafelaufhebungsrecht verzichten zu wollen und wartete, bis statt ihrer der schon seit einer Viertelstunde sich nach seiner Meerchaumpfeife sehneude Dubslav das Zeichen zum Aufbruch gab. Alles erhob sich jetzt rasch, um vom Eßzimmer aus in den nach dem Garten hinausgehenden Salon zurückzukehren, dem es — war es Zufall oder Absicht? — in diesem Augenblick noch an aller Beleuchtung fehlte; nur im Kamin glühten

noch ein paar Scheite, die während der Essenszeit halb niedergebrannt waren, und durch die offenstehende hohe Glashür fiel von der Veranda her das Licht der über den Parkbäumen stehenden Mondsichel. Alles gruppierte sich alsbald um Frau von Gundermann, um dieser — die Mutigeren unter Handkuß — die pflichtschuldigen Hommours zu machen, während Martin die Lampen, Engelle den Kaffee brachte. Das ein paar Minuten lang geführte gemeinschaftliche Gespräch kam über ein unruhiges Hin und Her nicht hinaus, bis der Anäuel, in dem man stand, sich wieder in Gruppen auflöste.

Das erste sich abtrennende Paar waren Rex und Kähler, beide passionierte Billardspieler, die sich — Kähler übernahm die Führung — erst in den Gf-saal zurück und von diesem aus in das daneben gelegene Spielzimmer begaben. Das hier stehende, ziemlich vernachlässigte Billard war schon an die fünfzig Jahre alt und stammte noch aus des Vaters Zeiten her. Dubslav selbst machte sich nicht viel aus Spiel überhaupt und interessierte sich, soweit sein Billard in Betracht kam, nur für eine sehr nachgedunkelte Karoline, von der ein Berliner Besucher mal gesagt hatte: „Alle Wetter, Stechlin, wo haben Sie die her? Das ist ja die gelbste Karoline, die ich all mein Lebtag gesehen habe.“ — Worte, die damals solchen Eindruck auf Dubslav gemacht hatten, daß er seitdem ein etwas freundlicheres Verhältnis zum Billard unterhielt und nicht ungern von „seiner Karoline“ sprach.

Das zweite Paar, das sich aus der Gemeinschaft abtrennte, waren Woldemar und Gundermann. Gundermann, wie alle an Kongestionen Leidende, fand es überall zu heiß und wies, als er ein paar Worte mit Woldemar gewechselt, auf die offenstehende Thür. „Es ist ein so schöner Abend, Herr von Stechlin; könnten wir nicht auf die Veranda hinausstreten?“

„Aber gewiß, Herr von Gundermann. Und wenn wir uns absentieren, wollen wir auch alles Gute gleich mitnehmen. Engelle, bring uns die kleine Kiste, du weißt schon.“

„Ah, kapital. So ein paar Züge, das schlägt nieder, besser als Sodawasser. Und dann ist es auch wohl schicklicher im Freien. Meine Frau, wenn wir zu Hause sind, hat sich zwar daran gewöhnen müssen und spricht höchstens mal von ‚paffen‘ (na, das is nicht anders, dafür is man eben verheiratet), aber in einem fremden Hause, da fangen denn doch die Rücksichten an. Unser guter alter Kortschädel sprach auch immer von ‚Dehors‘.“

Unter diesen Worten waren Woldemar und Gundermann vom Salon her auf die Veranda hinausgetreten, bis dicht an die Treppenstufen heran, und sahen auf den kleinen Wasserstrahl, der auf dem Rundell aufsprang.

„Immer, wenn ich den Wasserstrahl sehe,“ fuhr Gundermann fort, „muß ich wieder an unsern guten alten Kortschädel denken. Is nu auch hinüber. Na, jeder muß mal, und wenn irgend einer seinen Platz da oben sicher hat, der hat ihn. Ehrenmann durch und durch, und loyal bis auf die Knochen. Redner war er nicht, was eigentlich immer ein Vorzug, und

hat mit seiner Schwägererei dem Staate kein Gelf gefostet; aber er wußte ganz gut Bescheid, und, unter vier Augen, ich habe Sachen von ihm gehört, großartig. Und ich sage mir, solchen kriegen wir nicht wieder . . .“

„Ach, das ist Schwarzjeherei, Herr von Gundermann. Ich glaube, wir haben viele von ähnlicher Gesinnung. Und ich sehe nicht ein, warum nicht ein Mann wie Sie . . .“

„Gehst nicht.“

„Warum nicht?“

„Weil Ihr Herr Papa kandidieren will. Und da muß ich zurückstehen. Ich bin hier ein Neuling. Und die Stechlins waren hier schon . . .“

„Nun gut, ich will dies letztere gelten lassen, und nur was das Kandidieren meines Vaters angeht — ich denke mir, es ist noch nicht so weit, vieles kann noch dazwischen kommen, und jedenfalls wird er schwanken. Aber nehmen wir mal an, es sei, wie Sie vermuten. In diesem Falle träte doch gerade das zu, was ich mir soeben zu sagen erlaubt habe. Mein Vater ist in jedem Anbetracht ein treuer Gesinnungsgenosse Kortschädels, und wenn er an seine Stelle tritt, was ist da verloren? Die Lage bleibt dieselbe.“

„Nein, Herr von Stechlin.“

„Nun, was ändert sich?“

„Vieles, alles. Kortschädel war in den großen Fragen unerbittlich, und Ihr Herr Vater läßt mit sich reden . . .“

„Ich weiß nicht, ob Sie recht haben. Aber wenn es so wäre, so wäre das doch ein Glück . . .“

„Ein Unglück, Herr von Stechlin. Wer mit sich reden läßt, ist nicht stramm, und wer nicht stramm ist, ist schwach. Und Schwäche (die destruktiven Elemente haben dafür eine feine Fühlung), Schwäche ist immer Wasser auf die Mühlen der Sozialdemokratie.“

Die vier andern der kleinen Tafelrunde waren im Gartensalon zurückgeblieben, hatten sich aber auch zu zwei und zwei zusammengethan. In der einen Fensternische, so daß sie den Blick auf den mondbezeichneten Vorplatz und die draußen auf der Veranda auf und ab schreitenden beiden Herren hatten, saßen Lorenzen und Frau von Gundermann. Die Gundermann war glücklich über das Tete-a-tete, denn sie hatte wegen ihres jüngsten Sohnes allerhand Fragen auf dem Herzen oder bildete sich wenigstens ein, sie zu haben. Denn eigentlich hatte sie für gar nichts Interesse, sie mußte bloß, richtige Berlinerin, die sie war, reden können.

„Ich bin so froh, Herr Pastor, daß ich nun doch einmal Gelegenheit finde. Gott, wer Kinder hat, der hat auch immer Sorgen. Ich möchte wegen meines Jüngsten so gerne mal mit Ihnen sprechen, wegen meines Arthur. Rudolf hat mir keine Sorgen gemacht, aber Arthur. Er ist nun jetzt eingegnet, und Sie haben ihm, Herr Prediger, den schönen Spruch mitgegeben, und der Junge hat auch gleich den Spruch auf einen großen weißen Bogen geschrieben, alle Buchstaben erst mit zwei Linien nebeneinander und dann dick ausgetuschelt. Es sieht aus

wie 'n Plakat. Und diesen großen Bogen hat er sich in die Waschtislette geklebt, und da mahnt es ihn immer.“

„Nun, Frau von Gundermann, dagegen ist doch nichts zu sagen.“

„Nein, das will ich auch nicht. Eher das Gegenteil. Es hat ja doch was Mührendes, daß es einer so ernst nimmt. Denn er hat zwei Tage dran gefessen. Aber wenn solch junger Mensch es so immer liebt, so gewöhnt er sich dran. Und dann ist ja auch gleich wieder die Verführung da. Gott, daß man gerade immer über solche Dinge reden muß; noch keine Stunde, daß ich mit dem Herrn Hauptmann über unsern Volontär Lehmeier gesprochen habe, netter Mensch, und nun gleich wieder mit Ihnen, Herr Pastor, auch über so was. Aber es geht nicht anders. Und dann sind Sie ja doch auch wie verantwortlich für seine Seele.“

Lorenzen lächelte. „Gewiß, liebe Frau von Gundermann. Aber was ist es denn? Um was handelt es sich denn eigentlich?“

„Ach, es ist an und für sich nicht viel und doch auch wieder eine recht ärgerliche Sache. Da haben wir ja jetzt die Jüngste von unserm Schullehrer Brandt ins Haus genommen, ein hübsches Balg, rotbraun und ganz kraus, und Brandt wollte, sie solle bei uns angelernt werden. Nun, wir sind kein großes Haus, gewiß nicht, aber Mäntel abnehmen und 'rumpräsentieren, und daß sie weiß, ob links oder rechts, so viel lernt sie am Ende doch.“

„Gewiß. Und die Frida Brandt, o, die kenn' ich ganz gut; die wurde jetzt gerade vorm Jahr eingeseget. Und es ist, wie Sie sagen, ein allerliebster Geschöpf und klug und aufgekrast, ein bißchen zu sehr. Sie will zu Ostern nach Berlin.“

„Wenn sie nur erst da wäre. Mir thut es beinahe schon leid, daß ich ihr nicht gleich zugeredet. Aber so geht es einem immer.“

„Ist denn was vorgefallen?“

„Vorgefallen? Das will ich nicht sagen. Er is ja doch erst sechzehn und eine Duschje dazu, gerade wie sein Vater; der hat sich auch erst 'rausgemauert, seit er grau geworden. Was beiläufig auch nicht gut ist. Und da komme ich nun gestern vormittag die Treppe 'rauf und will dem Jungen sagen, daß er in den Dohnenstrich geht und nachsieht, ob Kranmetzsvögel da sind, und die Thür steht halb auf, was noch das beste war, und da seh' ich, wie sie ihm eine Nase dreht und die Zungenpitze 'raussteckt; so was von spizer Zunge hab' ich mein Lebtag noch nicht gesehen. Die reine Eva. Für die Potiphar ist sie mir noch zu jung. Und als ich nu dazwischentrete, da kriegt ja nu der arme Junge das Zittern, und weil ich nicht recht wußte, was ich sagen sollte, ging ich bloß hin und klappte den Waschtischdeckel auf, wo der Spruch stand, und sah ihn scharf an. Und da wurde er ganz blaß. Aber das Balg lachte.“

„Ja, liebe Frau von Gundermann, das ist so; Jugend hat keine Tugend.“

„Ich weiß doch nicht; ich bin auch einmal jung gewesen . . .“

„Ja, Damen . . .“

Während Frau von Gundermann in ihrem Gespräch in der Fensterische mit derartigen Intimitäten kam und den guten Pastor Lorenzen abwechselnd in Verlegenheit und dann auch wieder in stille Heiterkeit versetzte, hatte sich Dubslav mit Hauptmann von Czako in eine schräg gegenüber gelegene Ecke zurückgezogen, wo eine altmodische Gauselste stand, mit einem Marmortischchen davor. Auf dem Tische zwei Staffettassen samt aufgeklapptem Liqueurkasten, aus dem Dubslav eine Flasche nach der andern herausnahm.

„Jetzt, wenn man von Tisch kommt, muß es immer ein Cognac sein. Aber ich bekenne Ihnen, lieber Hauptmann, ich mache die Mode nicht mit; wir aus der alten Zeit, wir waren immer ein bißchen fürs Süße. Creme de Cacao, na, natürlich, das is Damenschuaps, davon kann keine Rede sein; aber Pomeranzen oder, wie sie jetzt sagen, Curacao, das ist mein Fall. Darf ich Ihnen einschenken? Oder vielleicht lieber Danziger Goldwasser? Kann ich übrigens auch empfehlen.“

„Dann bitte ich um Goldwasser. Es ist doch schärfer, und dann bekenne ich Ihnen offen, Herr Major . . . Sie kennen ja unsere Verhältnisse, so 'n bißchen Gold heimelt einem immer an. Man hat keins und dabei doch zugleich die Vorstellung, daß man es trinken kann — es hat eigentlich was Großartiges.“

Dubslav nickte, schenkte von dem Goldwasser ein, erst für Czako, dann für sich selbst und sagte: „Bei Tische hab' ich die Damen leben lassen und Frau von Gundermann im speziellen. Hören Sie, Hauptmann, Sie verstehen's. Diese Mattengeschichte . . .“

„Vielleicht war es ein bißchen zu viel.“

„I, keineswegs. Und dann, Sie waren ja ganz unschuldig, die Gnäd'ge fing ja davon an; erinnern Sie sich, sie verliebte sich ordentlich in die Geschichte von den Minnsteinbohnen, und wie Sie drauf 'rumgetrampelt, bis die Matten 'rauskamen. Ich glaube sogar, sie sagte 'Biefter'. Aber das schadet nicht. Das ist so Berliner Stil. Und unsre Gnäd'ge hier (beiläufig eine geborene Helfrich) is eine Vollblutberlinerin.“

„Ein Wort, das mich doch einigermaßen überrascht.“

„Ah, ich verstehe. Sie sind einer gewissen Unzureichendheit begegnet und verlangen mehr Quadrat. Von Kubit will ich nicht sprechen. Aber wir von Adel müssen in diesem Punkte doch zientlich milde sein und ein Auge zudrücken, wenn das das richtige Wort ist. Unser eigenstes Vollblut bewegt sich auch in Extremen und hat einen linken und einen rechten Flügel; der linke nähert sich unsrer geborenen Helfrich. Uebrigens unterhaltliche Madam. Und wie beseligt sie war, als sie den Namenszug auf Ihrer Achselklappe glücklich entdeckt und damit den Annarsch auf die Münzstraße gewonnen hatte. Was es doch alles für Lokalpatriotismen giebt!“

„An dem unser Regiment teilnimmt. Die Welt um den Alexanderplatz herum hat so ihren eignen Zauber, schon um einer gewissen Unresidenzlichkeit willen. Ich sehe nichts lieber als die große Markthalle, wenn beispielsweise die Fischkommen mit

fünfhundert Malen in die Neze gegossen werden. Etwas Unglaubliches von Gezappel."

"Finde mich ganz darin zurecht und bin auch für Alexanderplatz und Alexanderkaserne samt allem, was dazu gehört. Und so brech' ich denn auch die Gelegenheit vom Zaun, um nach einem Ihrer früheren Regimentskommandeure zu fragen, dem lebenswürdigen Obersten von Zeuner, den ich noch persönlich gekannt habe. Hier unsre Stechliner Gegend ist nämlich Zeunergegend. Keine Stunde von hier liegt Köpernitz, eine reizende Besitzung, drauf die Zeunersche Familie schon in fredericianischen Tagen ansässig war. Bin oft drüben gewesen (nun freilich schon zwanzig Jahre zurück) und komme noch einmal mit der Frage: Haben Sie den Obersten noch gekannt?"

"Nein, Herr Major. Er war schon fort, als ich zum Regimente kam. Aber ich habe viel von ihm gehört und auch von Köpernitz, weiß aber freilich nicht mehr, in welchem Zusammenhange."

"Schade, daß sie nur einen Tag für Stechlin festgesetzt haben, sonst müßten Sie das Gut sehen. Alles ganz eigentümlich und besonders auch ein Grabstein, unter dem eine uralte Dame von beinahe neunzig Jahren begraben liegt, eine geborne von Zeuner, die sich in früher Jugend schon mit einem Emigranten am Rheinsberger Hof, mit dem Grafen La Roche-Aymon, vermählt hatte. Merkwürdige Frau, von der ich Ihnen erzähle, wenn ich Sie mal wiedersehe. Nur eins müssen Sie heute schon mitanhören, denn ich glaube, Sie haben den Gustus dafür."

"Für alles, was Sie erzählen."

"Keine Schmeicheleien! Aber die Geschichte will ich Ihnen doch als Andenken mitgeben. Andre schenken sich Photographien, was ich, selbst wenn es hübsche Menschen sind (ein Fall, der übrigens selten zutrifft), immer greulich finde."

"Schenke nie welche."

"Was meine Gefühle für Sie steigert. Aber die Geschichte: Da war also drüben in Köpernitz diese La Roche-Aymon, und weil sie noch die Prinz Heinrich-Tage gesehen und während derselben eine Rolle gespielt hatte, so zählte sie zu den besonderen Lieblingen Friedrich Wilhelms IV. Und als nun — sagen wir uns Jahr fünfzig — der Zufall es fügte, daß dem zur Jagd hier erschienenen König das Köpernitzer Frühstück, ganz besonders eine Blut- und Zungenwurst über die Maßen gut geschmeckt hatte, so wurde dies Veranlassung für die Gräfin, am nächsten Heiligabend eine ganze Kiste voll Würste nach Potsdam hin in die königliche Küche zu liefern. Und das ging so durch Jahre. Da beschloß zuletzt der gute König, sich zu revanchieren, und als wieder Weihnachten war, traf in Köpernitz ein Postpaket ein, Inhalt: eine zierliche kleine Blutwurst. Und zwar ein wunderschöner Blutkarneol mit Goldspeilerchen an beiden Seiten und die Speilerchen selbst mit Diamanten besetzt. Neben diesem Geschenk aber lag ein Zettelchen: 'Wurst wider Wurst!'"

"Allerliebste!"

"Mehr als das. Ich persönlich ziehe solchen guten Einfall einer guten Verfassung vor. Der

König, glaub' ich, that es auch. Und es denken auch heute noch viele so."

"Gewiß, Herr Major. Es denken auch heute noch viele so, und bei dem Schwankungszustand, in dem ich mich leider befinde, sind meine persönlichen Sympathien gelegentlich nicht weitab davon. Aber ich fürchte, daß wir mit dieser unsrer Anschauung sehr in der Minorität bleiben."

"Werden wir wohl. Aber Vernunft ist immer nur bei wenigen. Es wäre das beste, wenn ein einziger Alter-Frühen-Verstand die ganze Geschichte regulieren könnte. Freilich braucht ein solcher oberster Wille auch seine Werkzeuge. Doch ich denke, die haben wir noch in unserm Adel, in unsrer Armee und speziell auch in Ihrem Regiment."

Während der Alte diesen Trumpf ausspielte, kam Engelle, um ein paar neue Tassen zu präsentieren.

"Nein, nein, Engelle, wir sind schon weiter. Aber stell nur hin. . . In Ihrem Regiment, sag' ich, Herr von Czako; schon sein Name bedeutet ein Programm, und dies Programm heißt: Rußland. Heutzutage darf man freilich kaum noch davon reden. Aber das ist Usinn. Ich sage Ihnen, Hauptmann, das waren Preußens beste Tage, als da bei Potsdam herum die russische Kirche und das russische Hans' gebaut wurden, und als es immer hin und her ging zwischen Berlin und Petersburg. Ihr Regiment, Gott sei Dank, unterhält noch was von den alten Beziehungen, und ich freue mich immer, wenn ich davon lese, vor allem, wenn ein russischer Kaiser kommt und ein Doppelposten vom Regiment Alexander vor seinem Palais steht. Und noch mehr freu' ich mich, wenn das Regiment Deputationen schickt: Georgsfeft, Namensstag des hohen Chefs, oder wenn sich's auch bloß um Uniformabänderungen handelt, beispielsweise Klappfragen statt Stehfragen (diese verdamnten Stehfragen) — und wie dann der Kaiser alle begrüßt und zur Tafel zieht und so bei sich denkt: 'Ja, ja, das sind brave Leute; da hab' ich meinen Pakt!'"

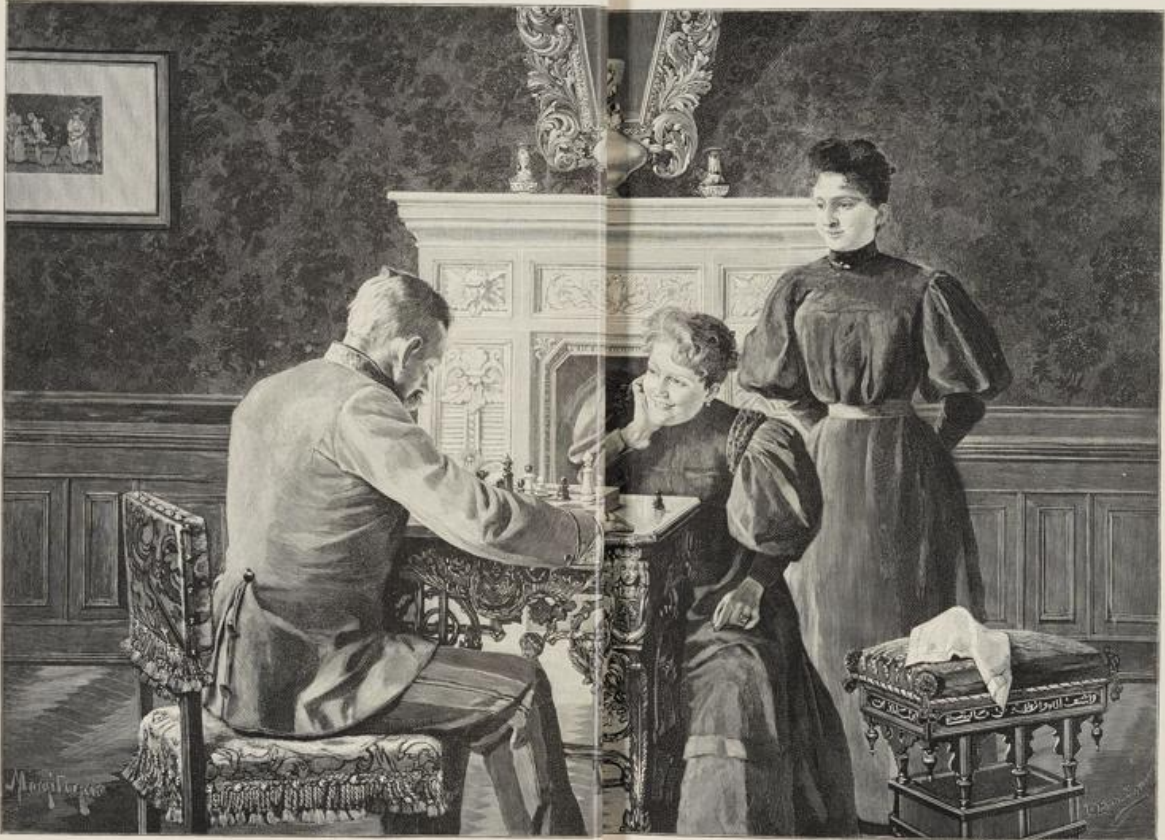
Czako nickte, war aber doch in sichtlich Verlegenheit, weil er, trotz seiner vorher versicherten 'Sympathien', ein ganz moderner, politisch stark angekränkelter Mensch war, der, bei strammster Dienstlichkeit, zu all dergleichen Ueberspanntheiten ziemlich kritisch stand. Der alte Dubslav nahm indessen von alledem nichts wahr und fuhr fort: "Und sehen Sie, lieber Hauptmann, so hab' ich persönlich in meinen jungen Jahren es auch noch erlebt und vielleicht noch ein bißchen besser; denn, Pardon, jeder hält seine Zeit für die beste. Vielleicht übrigens, daß Sie mir zustimmen, wenn ich Ihnen mein Sprüchel erst ganz hergesagt haben werde. Da haben wir ja nun 'jenseits des Niemen', wie manche Gebildete jetzt sagen, die drei Alexander, gehabt, den ersten, den zweiten und den dritten, alle drei große Herren und alle drei richtige Kaiser und fromme Leute, oder doch beinahe fromm, die's gut mit ihrem Volk und mit der Menschheit meinten, und dabei selber richtige Menschen; aber in dies Alexandertum, das so beinahe das ganze Jahrhundert ausfüllt, da schiebt sich doch noch einer ein, ein

ifen  
ente  
in  
chen  
ber  
ung  
mer  
ein  
chte  
ster  
die  
nee

am  
ren.  
ber  
herr  
nu,  
age  
ber  
das  
am  
aus  
ing  
nt,  
ten  
ich  
nit  
oor  
ich,  
est,  
ich  
ls-  
ten  
be-  
ft:  
en

er-  
en  
arf  
st-  
ich  
en  
en  
in  
nd  
n,  
s,  
in  
Da  
he  
ot,  
rei  
nd  
ut  
n,  
es  
ert  
in





Verlorene Partie. Nach dem Bild von Margitay.

Verlorenes Spiel im Zimmer des Herrn v. Blum.

Nid  
wol  
unf  
Sp  
Mit  
Ma  
Und  
gan  
und  
ich  
wir  
lieb  
ich  
und  
früf

von  
Got  
dem  
die  
An  
dur  
in  
Zeit  
imm  
jeder  
Da  
ist  
im  
und  
liegt  
du  
Nach  
kenn  
mit  
das  
jekt  
dreh  
Ruf  
Sen  
lehn  
Intic

brac  
der  
man  
later  
Boh  
liege  
drei  
Eng  
Pod  
Wol  
geleg

bleit  
Rof  
nem  
Zim  
gefel  
Und  
auf  
u

Nicht-Alexander, und ohne Ihnen zu nahe treten zu wollen, der war doch der Häupter. Und das war unser Nikolaus. Manche dummen Kerle haben Spottlieder auf ihn gemacht und vom schwarzen Niklas gesungen, wie man Kinder mit dem schwarzen Mann graulich macht, aber war das ein Mann! Und dieser selbige Nikolaus, nun, der hatte hier, ganz wie die drei Alexander, auch ein Regiment, und das waren die Nikolaus-Kürassiere, oder jag' ich lieber: das sind die Nikolaus-Kürassiere, denn wir haben sie, Gott sei Dank, noch. Und sehen Sie, lieber Czako, das war mein Regiment, dabei hab' ich gestanden, als ich noch ein junger Dachs war, und habe dann den Abschied genommen; viel zu früh; Dummheit, hätte lieber dabei bleiben sollen."

Czako nickte, Dubslav nahm ein neues Glas von dem Goldwasser. „Unsre Nikolaus-Kürassiere, Gott erhalte sie, wie sie sind! Ich möchte sagen, in dem Regimente lebt noch die heilige Alliance fort, die Waffenbrüderschaft von Anno dreizehn, und dies Anno dreizehn, das wir mit den Russen zusammen durchgemacht haben, immer nebeneinander im Bivak, in Glück und Unglück, das war doch unsre größte Zeit. Größer als die jetzt große. Große Zeit ist immer nur, wenn's beinah' schief geht, wenn man jeden Augenblick fürchten muß: ‚Jetzt ist alles vorbei‘. Da zeigt sich's. Courage ist gut, aber Ausdauer ist besser. Ausdauer, das ist die Hauptsache. Nichts im Leibe, nichts auf dem Leibe, Hundekälte, Regen und Schnee, so daß man so in der nassen Patische liegt, und höchstens 'nen Kornus (Cognac, ja hast du was, den gab es damals kaum) und so die Nacht durch, da konnte man Jesum Christum erkennen lernen. Ich sage das, wenn ich auch nicht mit dabei gewesen. Anno dreizehn, bei Großgörschen, das war für uns die richtige Waffenbrüderschaft; jetzt haben wir die Waffenbrüderschaft der Orgel-dreher und der Mausfallenhändler. Ich bin für Rußland, für Nikolaus und Alexander. Preobraschensk, Semenov, Kaluga, — da hat man die richtige An-lehnung; alles andre ist revolutionär, und was revolutionär ist, das wackelt.“

Kurz vor elf, der Mond war inzwischen unter, brach man auf, und die Wagen fuhren vor, erst der kaiserliche Kaleschwagen, dann die Gundermannsche Chaise; Martin aber, mit einer Stalllaterne, leuchtete dem Pastor über Vorhof und Bohlenbrücke fort, bis an seine ganz im Dunkel liegende Pfarre. Gleich darauf zogen sich auch die drei Freunde zurück und stiegen, unter Vorantritt Engelles, die große Treppe hinauf, bis auf den Bodeest. Hier trennten sich Rex und Czako von Woldemar, dessen Zimmer auf der andern Flurseite gelegen war.

Czako, sehr müde, war im Nu bettfertig. „Es bleibt also dabei, Rex, Sie logieren sich in dem Rokokozimmer ein — wir wollen es ohne weiteres so nennen — und ich nehme das Himmelbett hier in Zimmer Nummer eins. Vielleicht wäre das Umgekehrte richtiger, aber Sie haben es so gewollt.“ Und während er noch so sprach, schob er seine Stiefel auf den Flur hinaus, schloß ab und legte sich nieder.

Rex war derweilen mit seiner Maidrolle beschäftigt, aus der er allerlei Toilettegegenstände hervorholte. „Sie müssen mich entschuldigen, Czako, wenn ich mich noch eine Viertelstunde hier bei Ihnen aufhalte. Habe nämlich die Ungewohnheit, mich abends zu rasieren, und der Toilettefisch mit Spiegel, ohne den es doch nicht gut geht, steht nun mal hier an Ihrem, statt an meinem Fenster. Ich muß also stören.“

„Mir sehr recht, trotz aller Müdigkeit. Nichts besser, als noch ein bißchen aus dem Bett heraus plaudern können. Und dabei so warm eingemummelt. Die Betten auf dem Lande sind überhaupt das Beste.“

„Nun, Czako, das freut mich, daß Sie so bereit sind, mir Quartier zu gönnen. Aber wenn Sie noch eine Plauderei haben wollen, so müssen Sie sich die Hauptsache selber leisten. Ich schneide mich sonst, was dann hinterher immer ganz schändlich aussieht. Uebrigens muß ich erst Schaum schlagen, und so lange wenigstens kann ich Ihnen Red' und Antwort stehen. Ein Glück nebenher, daß hier, außer der kleinen Lampe, noch diese zwei Leuchter sind. Wenn ich nicht Licht von rechts und links habe, komme ich nicht von der Stelle; das eine wackelt zwar (alle diese dünnen Silberleuchter wackeln), aber wenn gute Neben sie begleiten . . . Also strengen Sie sich an. Wie fanden Sie die Gundermanns? Sonderbare Leute — haben Sie schon mal den Namen Gundermann gehört?“

„Ja. Aber das war in ‚Walbmeisters Braut-fahrt‘.“

„Wichtig; so wirkt er auch. Und nun gar erst die Frau! Der einzige, der sich sehen lassen konnte, war dieser Kayler. Ein Karambolespieler ersten Ranges. Uebrigens eisernes Kreuz.“

„Und dann der Pastor.“

„Nun ja, auch der. Eine ganz gescheite Nummer. Aber doch ein wunderbarer Heiliger, wie die ganze Sippe, zu der er gehört. Er hält zu Stöcker, sprach es auch aus, was neuerdings nicht jeder thut; aber der ‚neue Luther‘, der doch schon gerade bedenklich genug ist — Majestät hat ganz recht mit seiner Verurteilung —, der geht ihm gewiß nicht weit genug. Dieser Lorenzen erscheint mir, im Gegensatz zu seinen Jahren, als einer der allerjüngsten. Und zu verwundern bleibt nur, daß der Alte so gut mit ihm steht. Freund Woldemar hat mir davon erzählt. Der Alte liebt ihn und sieht nicht, daß ihm sein geliebter Pastor den Ast absägt, auf dem er sitzt. Ja, diese von der neuesten Schule, das sind die allerschlimmsten. Immer Volk und wieder Volk, und mal auch etwas Christus dazwischen. Aber ich lasse mich so leicht nicht hinters Licht führen. Es läuft alles darauf hinaus, daß sie mit uns aufräumen wollen, und mit dem alten Christentum auch. Sie haben ein neues, und das überlieferte behandeln sie despektierlich.“

„Kann ich ihnen unter Umständen nicht ver-denken. Seien Sie gut, Rex, und lassen Sie Konventikel und Partei mal beiseite. Das Überlieferte, was einem da so vor die Klinge kommt, namentlich wenn Sie sich die Menschen ansehen, wie sie nun

mal sind, ist doch sehr reparaturbedürftig, und auf solche Reparatur ist ein Mann wie dieser Lorenzen eben aus. Machen Sie die Probe. Sie Lorenzen, Sie Gundermann. Und Ihren guten Glauben in Ehren, aber Sie werden diesen Gundermann doch nicht über den Lorenzen stellen und ihn überhaupt nur ernsthaft nehmen wollen. Und wie dieser Wassermüller aus der Brettschneidebranche, so sind die meisten. Phrase, Phrase. Mitunter auch Geschäft oder noch Schlimmeres."

"Ich kann jetzt nicht antworten, Czako. Was Sie da sagen, berührt eine große Frage, bei der man doch aufpassen muß. Und so mit dem Messer in der Hand, da verbietet sich's. Und das eine wacklige Licht hat ohnehin schon einen Dieb. Erzählen Sie mir lieber was von der Frau von Gundermann. Debattieren kann ich nicht mehr, aber wenn Sie plaudern, brauch' ich bloß zuzuhören. Sie haben ihr ja bei Tisch 'nen langen Vortrag gehalten."

"Ja. Und noch dazu über Ratten."

"Nein, Czako, davon dürfen Sie jetzt nicht sprechen; dann doch noch lieber über alten und neuen Glauben. Und gerade hier. In solchem alten Kasten ist man nie sicher vor Spuk und Ratten. Wenn Sie nichts andres wissen, dann bitt' ich um die Geschichte, bei der wir heute früh in Cremenmen unterbrochen wurden. Es schien mir was Pikanteres."

"Ach, die Geschichte von der kleinen Stubbe. Ja, hören Sie, Rex, das regt Sie aber auch auf. Und wenn man nicht schlafen kann, ist es am Ende gleich, ob wegen der Ratten oder wegen der Stubbe."

## V.

Rex und Czako waren so müde, daß sie sich, wenn nötig, über Spuk und Ratten weggeschlafen hätten. Aber es war nicht nötig, nichts war da, was sie hätte stören können. Kurz vor acht erschien Engelle mit einem alten silbernen Deckelkrug, aus dem der Wrasen heißen Wassers aufstieg, einem der wenigen Renommierstücke, über die Schloß Stechlin verfügte. Dazu bot er den Herren einen guten Morgen und stattete seinen Wetterbericht ab: Es gebe gewiß einen schönen Tag, und der junge Herr sei auch schon auf und gehe mit dem alten um das Rundell herum.

So war es denn auch. Woldemar war schon gleich nach sieben unten im Salon erschienen, um mit seinem Vater, von dem er wußte, daß er ein Frühhauf war, ein Familiengespräch über allerhand difficile Dinge zu führen. Aber er war entschlossen, seinerseits damit nicht anzufangen, sondern alles von der Neugier und dem guten Herzen des Vaters zu erwarten. Und darin sah er sich auch nicht getäuscht.

"Ach, Woldemar, das ist recht, daß du schon da bist. Nur nicht zu lang im Bett. Die meisten Langschläfer haben einen Knacks. Es können aber sonst ganz gute Leute sein. Ich wette, dein Freund Rex schläft bis neun."

"Nein, Papa, der gerade nicht. Wer wie Rex ist, kann sich das nicht gönnen. Er hat nämlich

einen Verein gegründet für Frühgottesdienste, abwechselnd in Schönhausen und Finkenkrug. Aber er ist noch nicht perfekt geworden."

"Freut mich, daß es noch hapert. Ich mag so was nicht. Der alte Wilhelm hat zwar seinem Volke die Religion wieder geben wollen, was ein schönes Wort von ihm war — alles, was er that und sagte, war gut — aber Religion und Landpartie, dagegen bin ich doch. Ich bin überhaupt gegen alle falschen Mischungen. Auch bei den Menschen. Die reine Masse, das ist das eigentlich Legitime. Das andre, was sie nebenher noch Legitimität nennen, das ist schon alles mehr künstlich. Sage, wie steht es denn eigentlich damit? Du weißt schon, was ich meine."

"Ja, Papa . . ."

"Nein, nicht so; nicht immer bloß ,ja, Papa'. So fängst du jedesmal an, wenn ich auf dies Thema komme. Da liegt schon ein halber Refus drin, oder ein Hinausschieben, ein Abwartenwollen. Und damit kann ich mich nicht befreunden. Du bist jetzt zwei- unddreißig, oder doch 'einah', da muß der mit der Fackel kommen; aber du sackelst (verzeih den Skalauer; ich bin eigentlich gegen Skalauer, die sind so mehr für Handlungsreisende) — du sackelst, sag' ich, und ist kein Ernst dahinter. Und so viel kann ich dir außerdem sagen, deine Tante Sanctissima drüben in Kloster Wuz, die wird auch schon ungeduldig. Und das sollte dir zu denken geben. Mich hat sie zeit- lebens schlecht behandelt; wir stimmten eben nie zusammen und konnten auch nicht, denn so halb Königin Elisabeth, halb Kaffeeschwester, das is' ne Melange, mit der ich mich nie habe befreunden können. Ihr drittes Wort ist immer ihr Rentmeister Fix, und wäre sie nicht sechsundsiebzig, so erfänd' ich mir eine Geschichte dazu."

"Mach es gnädig, Papa. Sie meint es ja doch gut. Und mit mir nun schon ganz gewiß."

"Gnädig machen? Ja, Woldemar, ich will es versuchen. Nur fürcht' ich, es wird nicht viel dabei herauskommen. Da heißt es immer, man solle Familiengefühl haben, aber es wird einem doch auch zu blutauer gemacht, und ich kann umgekehrt der Versuchung nicht widerstehen, eine richtige Familienkritik zu üben. Adelheid fordert sie geradezu heraus. Andererseits freilich, in dich ist sie wie vernarrt, für dich hat sie Geld und Liebe. Was davon wichtiger ist, stehe dahin; aber so viel ist gewiß, ohne sie wär' es überhaupt gar nicht gegangen, ich meine dein Leben in deinem Regiment. Also wir haben ihr zu danken, und weil sie das gerade so gut weiß, wie wir, oder vielleicht noch ein bißchen besser, gerade deshalb wird sie ungeduldig; sie will Thaten sehen, was vom Weiberstandpunkt aus allemal so viel heißt wie Verheiratung. Und wenn man will, kann man es auch so nennen, ich meine Thaten. Es ist und bleibt ein Heroismus. Wer Tante Adelheid geheiratet hätte, hätte sich die Tapferkeitsmedaille verdient, und wenn ich schändlich sein wollte, so sagte ich das Eiserne Kreuz."

"Ja, Papa . . ."

"Schon wieder ,ja, Papa'. Nun, meinestwegen,

ich will dich schließlich in deiner Lieblingswendung nicht stören. Aber bekenne mir nebenher — denn das ist doch schließlich das, um was sich's handelt — liegst du mit was im Anschlag, hast du was auf dem Korne?"

"Papa, diese Wendungen erschrecken mich beinah'. Aber wenn denn schon so jägermäßig gesprochen werden soll, ja; meine Wünsche haben ein bestimmtes Ziel, und ich darf sagen, mich beschäftigen diese Dinge."

"Mich beschäftigen diese Dinge . . . Nimm mir's nicht übel, Woldemar, das ist ja gar nichts. Beschäftigen! Ich bin nicht fürs Poetische, das ist für Gouvernanten und arme Lehrer, die nach Görbersdorf müssen (bloß, daß sie meistens kein Geld dazu haben), aber diese Wendung 'sich beschäftigen', das ist mir denn doch zu prosaisch. Wenn es sich um solche Dinge wie Liebe handelt (wiewohl ich über Liebe nicht viel günstiger denke wie über Poesie, bloß daß Liebe doch noch mehr Unheil anrichtet, weil sie noch allgemeiner auftritt) — wenn es sich um Dinge wie Liebe handelt, so darf man nicht sagen, ich habe mich damit beschäftigt. Liebe ist doch schließlich immer was Fortsches, sonst kann sie sich ganz und gar begraben lassen, und da möcht' ich denn doch etwas von dir hören, was ein bißchen wie Leidenschaft aussieht. Es braucht ja nicht gleich was Schreckliches zu sein. Aber so ganz ohne Stimulus, wie man, glaub' ich, jetzt sagt, so ganz ohne so was geht es nicht; alle Menschheit ist darauf gestellt, und wo's einschläft, ist so gut wie alles vorbei. Nun weiß ich zwar recht gut, es geht auch ohne uns, aber das ist doch alles bloß etwas, was einem von Verstandes wegen aufgezwungen wird; das egoistische Gefühl, das immer unrecht, aber auch immer recht hat, will von dem allem nichts wissen und besteht darauf, daß die Stechlin weiterleben, wenn es sein kann, in aeternum. Ewig weiterleben; — ich räume ein, es hat ein bißchen was Komisches, aber es giebt wenig ernste Sachen, die nicht auch eine komische Seite hätten . . . Also dich 'beschäftigen' diese Dinge. Kannst du Namen nennen? Auf wem haben Gurer Hoheit Augen zu ruhen geruht?"

"Papa, Namen darf ich noch nicht nennen. Ich bin meiner Sache noch nicht sicher genug, und das ist auch der Grund, warum ich Wendungen gebraucht habe, die dir nüchtern und prosaisch erschienen sind. Ich kann dir aber sagen, ich hätte mich lieber anders ausgedrückt; nur darf ich es noch nicht. Und dann weiß ich ja auch, daß du selber einen abergläubischen Zug hast und ganz aufrichtig davon ausgehst, daß man sich sein Glück verreden kann, wenn man zu früh oder zu viel davon spricht."

"Brav, brav. Das gefällt mir. So ist es. Wir sind immer von neidischen und boshaften Wesen mit Fuchschwänzen und Fledermausflügeln umstellt, und wenn wir renommieren oder sicher thun, dann lachen sie. Und wenn sie erst lachen, dann sind wir schon so gut wie verloren. Mit unsrer eignen Kraft ist nichts gethan, ich habe nicht den Grassalm sicher, den ich hier ausreiße. Demut, Demut . . . Aber trotzdem komm' ich dir mit der naiven Frage (denn man widerspricht sich in einem fort), ist es was Vornehmes, was Piffheines?"

"Piffheines, Papa, will ich nicht sagen. Aber vornehm gewiß."

"Na, das freut mich. Falsche Vornehmheit ist mir ein Greuel; aber richtige Vornehmheit, — à la bonne heure. Sage mal, vielleicht was vom Hofe?"

"Nein, Papa."

"Na, desto besser. Aber da kommen ja die Herren. Der Ney sieht wirklich verdenbelt gut aus, ganz das, was wir früher einen Garde-Meffor nannten. Und fromm, sagst du, — wird also wohl Carriere machen; 'fromm' is wie 'ne untergelegte Hand.'"

\*

Während dieser Worte stiegen Ney und Czako die Stufen zum Garten hinunter und begrüßten den Alten. Er erkundigte sich nach ihren nächtlichen Schicksalen, freute sich, daß sie "durchgeschlafen" hätten, und nahm dann Czakos Arm, um vom Garten her auf die Veranda, wo Engelke mittlerweile unter der großen Marquise den Frühstückstisch hergerichtet hatte, zurückzuführen. "Darf ich bitten, Herr von Ney." Und er wies auf einen Gartenstuhl, ihm gerade gegenüber, während Woldemar und Czako links und rechts neben ihm Platz nahmen. "Ich habe neuerdings den Thee eingeführt, das heißt nicht obligatorisch; im Gegenteil, ich persönlich bleibe lieber bei Kaffee, schwarz wie der Teufel, süß wie die Sünde, heiß wie die Hölle, wie bereits Talleyrand gesagt haben soll. Aber, Pardon, daß ich Sie mit so was überhaupt noch belästige. Schon mein Vater sagte mal: 'Ja, wir auf dem Lande, wir haben immer noch die alten Wiener Kongresswige'. Und das ist nun schon wieder ein Menschenalter her."

"Ach, diese alten Kongresswige," sagte Ney verbindlich, "ich möchte mir die Bemerkung erlauben, Herr Major, daß diese alten Wige besser sind als die neuen. Und kann auch kaum anders sein. Denn wer waren denn die Verfasser von damals? Talleyrand, den Sie schon genannt haben, und Wilhelm von Humboldt und Friedrich Geng und ihresgleichen. Ich glaube, daß das Metier seitdem sehr herabgestiegen ist."

"Ja, herabgestiegen ist alles, und es steigt immer weiter nach unten. Das ist, was man neue Zeit nennt, immer weiter runter. Und mein Pastor, den Sie ja gestern abend kennen gelernt haben, der behauptet sogar, das sei das Wahre, das sei das, was man Kultur nenne, daß immer weiter nach unten gestiegen würde. Die aristokratische Welt habe abgewirtschaftet, und nun komme die demokratische . . ."

"Sonderbare Worte für einen Geistlichen," sagte Ney, "für einen Mann, der doch die durch Gott gegebenen Ordnungen kennen sollte."

Dubslav lachte. "Ja, das bestreitet er Ihnen. Und ich muß bekennen, es hat manches für sich, trotzdem es mir nicht recht paßt. Im übrigen, wir werden ihn, ich meine den Pastor, ja wohl noch beim zweiten Frühstück sehen, wo Sie dann Gelegenheit nehmen können, sich mit ihm persönlich darüber auseinanderzusetzen; er liebt solche Gespräche, wie

### Zum neuen Jahr.

Sowoh, jetzt hat es ja wohl aufgehört,  
Zus' des neue Jahr' beginnt,  
Lass' uns ihm mit frohem Mut begegnen,  
Da wir froh beisammen sind!

Den gefüllten Kelch erhebe  
Nimmer in der heil'gen Stube;  
Alles, was wir freuen, loben,  
Lass' uns auch uns in unserm Jahr'!

Das Gedicht.



Sie wohl schon gemerkt haben, und hat eine kleine Lutherneigung, sich immer auf das jetzt übliche: „Hier steh' ich, ich kann nicht anders“ auszuspielen. Mitunter sieht es wirklich so aus, als ob wieder eine gewisse Märtyrerlust in die Menschen gefahren wäre, bloß trau' ich dem Frieden noch nicht so recht.“

„Ich auch nicht,“ bemerkte Rex, „meistens Renommisterei.“

„Na, na,“ sagte Czako. „Da hab' ich doch noch die letzten Tage von einem armen russischen Lehrer gelesen, der unter die Soldaten gesteckt wurde (sie haben da jetzt auch so was wie allgemeine Dienstpflicht), und dieser Mensch, der Lehrer, hat sich geweigert, eine Flinte loszuschießen, weil das bloß Vorschule sei zu Mord und Totschlag, also ganz und gar gegen das fünfte Gebot. Und dieser Mensch ist sehr gequält worden, und zuletzt ist er gestorben. Wollen Sie das auch Renommisterei nennen?“

„Gewiß will ich das.“

„Herr von Rex,“ sagte Dubslav, „sollten Sie dabei nicht zu weit gehen? Wenn sich's ums Sterben handelt, da hört das Renommieren auf. Aber diese Sache, von der ich übrigens auch gehört habe, hat einen ganz andern Schlüssel. Das liegt nicht an der allgemein gewordenen Renommisterei, das liegt am Lehrentum. Alle Lehrer sind nämlich verrückt. Ich habe hier auch einen, an dem ich meine Studien gemacht habe; heißt Krippenstapel, was allein schon was sagen will. Er ist grad um ein Jahr älter als ich, also runde siebenundsechzig, und eigentlich ein Prachtexemplar, jedenfalls ein vorzüglicher Lehrer. Aber verrückt ist er doch.“

„Das sind alle,“ sagte Rex. „Alle Lehrer sind ein Schrecknis. Wir im Kultusministerium können ein Lied davon singen. Diese Abo-pauker wissen alles, und seitdem Anno sechsundsechzig der unsinnige Satz in die Mode kam, ‚der preussische Schulmeister habe die Oesterreicher geschlagen‘ — ich meinerseits würde lieber dem Zündnadelgewehr oder dem alten Steinmes, der alles nur kein Schulmeister war, den Preis zuerkennen — seitdem ist es vollends mit diesen Leuten nicht mehr auszuhalten. Herr von Stechlin hat eben von einem der Humboldts gesprochen; nun, an Wilhelm von Humboldt trauen sie sich noch nicht recht heran, aber was Alexander von Humboldt konnte, das können sie nun schon lange.“

„Da treffen Sie's, Herr von Rex,“ sagte Dubslav. „Genau so ist meiner auch. Ich kann nur wiederholen, ein vorzüglicher Mann; aber er hat den Prioritätswahn. Wenn Koch das Heilserum erfindet oder Edison Ihnen auf fünfzig Meilen eine Oper vorspielt, mit Getrampel und Händeklatschen dazwischen, so weist Ihnen mein Krippenstapel nach, daß er das vor dreißig Jahren auch schon mit sich rumgetragen habe.“

„Ja, ja, so sind sie alle.“

„Uebrigens . . . Aber darf ich Ihnen nicht noch von diesen gebackenen Schinken vorlegen? . . . Uebrigens mahnt mich Krippenstapel daran, daß die Feststellung eines Vormittagsprogramms wohl an der Zeit sein dürfte; Krippenstapel ist nämlich der geborene Cicerone

dieser Gegenden, und durch Woldemar weiß ich bereits, daß Sie uns die Freude machen wollen, sich um Stechlin und Umgegend ein klein wenig zu kümmern, Dorf, Kirche, Wald, See — um den See natürlich am meisten, denn der ist unsre pièce de résistance. Das andre giebt es wo anders auch, aber der See . . . Lorenzen erklärt ihn außerdem noch für einen richtigen Revolutionär, der gleich mitrumort, wenn irgendwo was los ist. Und es ist auch wirklich so. Mein Pastor aber sollte, beiläufig bemerkt, so was lieber nicht sagen. Das sind so Geistreichigkeiten, die leicht übel vermerkt werden. Ich persönlich lass' es laufen. Es giebt nichts, was mir so verhaßt wäre wie Polizeimaßregeln, oder einem Menschen, der gern ein freies Wort spricht, die Kehle zuzuschneiden. Ich rede selber gern, wie mir der Schnabel gewachsen ist.“

„Und verplauderst dich dabei,“ sagte Woldemar, „und vergißt zunächst unser Programm. Um spätestens zwei müssen wir fort; wir haben also nur noch vier Stunden. Und Glosow, ohne das es nicht gehen wird, ist weit und kostet uns wenigstens die Hälfte davon.“

„Alles richtig. Also das Menü, meine Herren. Ich denke mir die Sache so. Erst (da gleich hinter dem Burybaumgange) Besteigung des Aussichtsturms, — noch eine Anlage von meinem Vater her, die sich, nach Ansicht der Leute hier, vordem um vieles schöner ausnahm als jetzt. Damals waren nämlich noch lauter bunte Scheiben da oben, und alles, was man sah, sah rot oder blau oder orangefarben aus. Und alle Welt hier war unglücklich, als ich diese bunten Gläser wegnehmen ließ. Ich empfand es aber wie 'ne Naturbeleidigung. Grün ist grün und Wald ist Wald . . . Also Nummer eins der Aussichtsturm; Nummer zwei Krippenstapel und die Schule; Nummer drei die Kirche samt Kirchhof. Pfarre schenken wir uns. Dann Wald und See. Und dann Glosow, wo sich eine Glasindustrie befindet. Und dann wieder zurück und zum Abschluß ein zweites Frühstück, eine altmodische Bezeichnung, die mir aber trotzdem immer besser klingt als Lunch. ‚Zweites Frühstück‘ hat etwas ausgesprochen Behagliches und giebt zu verstehen, daß man ein erstes schon hinter sich hat . . . Woldemar, dies ist mein Programm, das ich dir, als einem Eingeweihten, hiermit unterbreite. Ja oder nein?“

„Natürlich ja, Papa. Du triffst dergleichen immer am besten. Ich meinerseits mache aber nur die erste Hälfte mit. Wenn wir in der Kirche fertig sind, muß ich zu Lorenzen. Krippenstapel kann mich ja mehr als ersetzen, und in Glosow weiß er all und jedes. Er spricht, als ob er Glasbläser gewesen wäre.“

„Darf dich nicht wundern. Dafür ist er Lehrer im allgemeinen und Krippenstapel im besonderen.“

So war denn also das Programm festgestellt, und nachdem Dubslav mit Engelfes Hilfe seinen noch ziemlich neuen weißen Filzhut, den er sehr schonte, mit einem wotanartigen schwarzen Filzhut vertauscht und einen schweren Eichenstock in die

Hand genommen hatte, brach man auf, um zunächst auf den als erste Sehenswürdigkeit festgesetzten Ausfichtsturm hinaufzusteigen. Der Weg dahin, keine hundert Schritte, führte durch einen sogenannten „Poetensteig“. „Ich weiß nicht,“ sagte Dubslav, „warum meine Mutter diesen etwas anspruchsvollen Namen hier einführte. Soviel mir bekannt, hat sich hier niemals etwas betreffen lassen, was zu dieser Rangerhöhung einer ehemaligen Taxushecke hätte Veranlassung geben können. Und ist auch recht gut so.“

„Warum gut, Papa?“

„Nun, nimm es nicht übel,“ lachte Dubslav.

„Du sprichst ja, wie wenn du selber einer wärst. Im übrigen räum' ich dir ein, daß ich kein rechtes Urteil über derlei Dinge habe. Bei den Kürassieren war keiner, und ich habe überhaupt nur einmal einen gesehen, mit einem kleinen Verdruf und einer Goldbrille, die er beständig abnahm und putzte. Natürlich bloß ein Männchen, klein und eitel. Aber sehr elegant.“

„Elegant?“ fragte Czako. „Dann stimmt es nicht; dann haben Sie so gut wie keinen gesehen.“

Unter diesem Gespräche waren sie bis an den Turm gekommen, der in mehreren Stagen und zuletzt auf bloßen Leitern aufstieg. Man mußte schwindelfrei sein, um gut hinaufzukommen. Oben aber war es wieder gefahrlos, weil eine feste Wandung das Podium umgab. Rex und Czako hielten Umschau. Nach Süden hin lag das Land frei, nach den drei andern Seiten hin aber war alles mit Waldmassen besetzt, zwischen denen gelegentlich die sich hier auf weite Meilen hinziehende Seenkette sichtbar wurde. Der nächste See war der Stechlin.

„Wo ist nun die Stelle?“ fragte Czako. „Natürlich die, wo's sprudelt und strudelt.“

„Sehen Sie die kleine Buchtung da, mit der weißen Steinbank?“

„Jawohl; ganz deutlich.“

„Nun, von der Steinbank aus keine zwei Bootslängen in den See hinein, da haben Sie die Stelle, die, wenn's sein muß, mit Java telephonierte.“

„Ich gäbe was drum,“ sagte Czako, „wenn jetzt der Hahn zu krähen anfinge.“

„Diese kleine Aufmerksamkeit muß ich Ihnen leider schuldig bleiben und hab' überhaupt da nach rechts hin nichts andres mehr für Sie als die roten Ziegeldächer, die sich zwischen dem Waldbrand und dem See wie auf einem Bollwerk hinziehen. Das ist Kolonie Globfow. Da wohnen die Glasbläser. Und dahinter liegt die Glashütte. Sie ist noch unter dem alten Friesen entstanden und heißt die „grüne Glashütte.“

„Die grüne? Das klingt ja beinah' wie aus 'nem Märchen.“

„Ist aber eher das Gegenteil davon. Sie heißt nämlich so, weil man da grünes Glas macht, allersgewöhnlichstes Flaschenglas. An Rubinglas mit Goldrand dürfen Sie hier nicht denken. Das ist nichts für unsre Gegend.“

Und damit kletterten sie wieder hinunter und traten, nach Passierung des Schloßvorhofs, auf den quadratischen Dorfplatz hinaus, an dessen einer

Ecke die Schule gelegen war. Es mußte die Schule sein, das sah man an den offenstehenden Fenstern und den Malven davor, und als die Herren bis an den grünen Statetenzaun heran waren, hörten sie auch schon den prompten Schulgang da drinnen, erst die scharfe, kurze Frage des Lehrers und dann die sofortige Massenantwort. Im nächsten Augenblick, unter Borantritt Dubslavs, betraten alle den Flux, und weil ein kleiner weißer Kläffer sofort furchtbar zu bellan anfing, erschien Krippenstapel, um zu sehen, was los sei.

„Guten Morgen, Krippenstapel,“ sagte Dubslav.

„Ich bring' Ihnen Besuch.“

„Sehr schmeichelhaft, Herr Baron.“

„Ja, das sagen Sie; wenn's nur wahr ist. Aber unter allen Umständen lassen Sie den Baron aus dem Spiel . . . Sehen Sie, meine Herrn, mein Freund Krippenstapel ist ein ganz eignes Haus. Alltags nennt er mich Herr von Stechlin (den Major unterschlägt er), und wenn er ärgerlich ist, nennt er mich „gnäd'ger Herr“. Aber sowie ich mit Fremden komme, betitelt er mich Herr Baron. Er will was für mich thun.“

Krippenstapel, still vor sich hinschmunzelnd, hatte mittlerweile die Thür zu der seiner Schulkasse gegenüber gelegenen Wohnstube geöffnet und bat die Herren, eintreten zu wollen. Sie nahmen auch jeder einen Stuhl in die Hand, aber stützten sich nur auf die Lehne, während das Gespräch zwischen Dubslav und dem Lehrer seinen Fortgang nahm. „Sagen Sie, Krippenstapel, wird es denn überhaupt gehen? Sie sollen uns natürlich alles zeigen, und die Schule ist noch nicht aus.“

„O, gewiß geht es, Herr von Stechlin.“

„Ja, hören Sie, wenn der Hirt fehlt, rebelliert die Herde . . .“

„Nicht zu befürchten, Herr von Stechlin. Da war mal ein Burgemeister, achtundvierziger Zeit, Namen will ich lieber nicht nennen, der sagte mal: „Wenn ich meinen Stiefel ans Fenster stelle, regier' ich die ganze Stadt“. Das war mein Mann.“

„Wichtig; den hab' ich auch noch gekannt. Ja, der verstand es. Ueberhaupt immer in der Furcht des Herrn. Dann geht alles am besten. Der Hauptregente bleibt doch der Krückstock.“

„Der Krückstock,“ bestätigte Krippenstapel. „Und dann freilich die Belohnungen.“

„Belohnungen?“ lachte Dubslav. „Aber Krippenstapel, wo nehmen Sie denn die her?“

„O, die hat's schon, Herr von Stechlin. Aber immer mit Verschiedenheiten. Ist es was Kleines, so kriegt der Junge bloß 'nen Kagenkopp weniger, ist es aber was Großes, dann kriegt er 'ne Wabe.“

„'ne Wabe? Wichtig. Davon haben wir schon heute früh beim Frühstück gesprochen, als Ihr Honig auf den Tisch kam. Ich habe den Herren dabei gesagt, Sie wären der beste Imker in der ganzen Grafschaft.“

„Zu viel Ehre, Herr von Stechlin. Aber das darf ich sagen, ich versteh' es. Und wenn die Herren mir folgen wollen, um das Volk bei der Arbeit zu sehen — es ist jetzt gerade beste Zeit.“



Alle waren einverstanden, und so gingen sie denn durch den Flur bis in Hof und Garten hinaus und nahmen hier Stellung vor einem offenen Stageschuppen, drin die Stöcke standen, nicht altmodische Bienenkörbe, sondern richtige Bienenhäuser, nach der Dierzonschen Methode, wo man alles herausnehmen und jeden Augenblick in das Innere bequem hinein gucken kann. Krippenstapel zeigte denn auch alles, und Rex und Czako waren ganz aufrichtig interessiert.

„Nun aber, Herr Lehrer Krippenstapel,“ sagte Czako, „nun bitte, geben Sie uns auch einen Kommentar. Wie ist das eigentlich mit den Bienen? Es soll ja was ganz Besondres damit sein.“

„Ist es auch, Herr Hauptmann. Das Bienenleben ist eigentlich feiner und vornehmer als das Menschenleben.“

„Feiner, das kann ich mir schon denken; aber doch nicht vornehmer. Was Vornehmeres als den Menschen giebt es nicht. Indessen, wie's damit auch sei, ja' oder nein', Sie machen einen nur immer neugieriger. Ich habe mal gehört, die Bienen sollen sich auf das Staatliche so gut verstehen; beinah' vorbildlich.“

„So ist es auch, Herr Hauptmann. Und eins ist ja da, worüber sich vielleicht reden läßt. Da sind nämlich in jedem Stock drei Gruppen oder Klassen. In Klasse eins haben wir die Königin, in Klasse zwei haben wir die Arbeitsbienen (die, was für alles Arbeitsvolk wohl eigentlich immer das beste ist, geschlechtslos sind), und in Klasse drei haben wir die Drohnen; die sind männlich, worin zugleich ihr eigentlicher Beruf besteht. Denn im übrigen thun sie gar nichts.“

„Interessanter Staat. Gefällt mir. Aber immer noch nicht vorbildlich genug.“

„Und nun bedenken Sie, Herr Hauptmann. Winterlang haben sie so dagefessen und gearbeitet oder auch geschlafen. Und nun kommt der Frühling, und das erwachende neue Leben ergreift auch die Bienen, am mächtigsten aber die Klasse eins, die Königin. Und sie beschließt nun, mit ihrem ganzen Volk einen Frühlingsausflug zu machen, der sich für sie persönlich sogar zu einer Art Hochzeitsreise gestaltet. So muß ich es nennen. Unter den vielen Drohnen nämlich, die ihr auf der Ferse sind, wählt sie sich einen Begleiter, man könnte sagen einen Tänzer, der denn auch berufen ist, alsbald in eine noch intimere Stellung zu ihr einzurücken. Etwa nach einer Stunde kehrt die Königin und ihr Hochzeitszug in die beengenden Schranken ihres Staates zurück. Ihr Dasein hat sich inzwischen erfüllt. Ein ganzes Geschlecht von Bienen wird geboren, aber weitere Beziehungen zu dem bewußten Tänzer sind ein für allemal ausgeschlossen. Es ist das gerade das, was ich vorhin als fein und vornehm bezeichnet habe. Bienenköniginnen lieben nur einmal. Die Bienenkönigin liebt und stirbt.“

„Und was wird aus der bevorzugten Drohne, aus dem Prinzessinnen-Tänzer, dem Prince-Consort, wenn dieser Titel ausreicht?“

„Dieser Tänzer wird ermordet.“

„Nein, Herr Lehrer Krippenstapel, das geht

nicht. Unter dieser letzten Mitteilung bricht meine Begeisterung wieder zusammen. Das ist ja schlimmer als der Heinesche Asra. Der stirbt doch bloß. Aber hier haben wir Ermordung. Sagen Sie, Rex, wie stehen Sie dazu?“

„Das monogamische Prinzip, woran doch schließlich unsre ganze Kultur hängt, kann nicht strenger und überzeugender demonstriert werden. Ich finde es großartig.“

Czako hätte gern geantwortet; aber er kam nicht dazu, weil in diesem Augenblicke Dubslav darauf aufmerksam machte, daß man noch viel vor sich habe. Zunächst die Kirche. „Seine Hochwürden, der wohl eigentlich dabei sein müßte, wird es nicht übel nehmen, wenn wir auf ihn verzichten. Aber Sie, Krippenstapel, können Sie?“

Krippenstapel wiederholte, daß er Zeit vollauf habe. Zudem schlug die Schuluhr, und gleich beim ersten Schläge hörte man, wie's drinnen in der Klasse lebendig wurde und die Jungens in ihren Holzpantinen über den Flur weg auf die Straße stürzten. Draußen aber stellten sie sich militärisch auf, weil sie mittlerweile gehört hatten, daß der gnädige Herr gekommen sei.

„Morgen, Jungens,“ sagte Dubslav, an einen kleinen Schwarzhaarigen herantretend. „Bist von Gloschow?“

„Nein, gnäd'ger Herr, von Dagow.“

„Na, lernst auch gut?“

Der Junge grientete.

„Wann war denn Fehrbellin?“

„Achtzehnte Juni.“

„Und Leipzig?“

„Achtzehnter Oktober. Immer achtzehnter bei uns.“

„Das ist recht, Junge . . . Da.“

Und dabei griff er in seinen Rock und suchte nach einem Nidel. „Sehen Sie, Hauptmann, Sie sind ein bißchen ein Spötter, so viel hab' ich schon gemerkt; aber so muß es gemacht werden. Der Junge weiß von Fehrbellin und von Leipzig und hat ein kluges Gesicht und steht Red' und Antwort. Und rote Backen hat er auch. Sieht er aus, als ob er einen Kummer hätte oder einen Gram ums Vaterland? Unsinn. Ordnung und immer feste. Na, so lange ich hier sitze, so lange hält es noch, Aber freilich, es kommen andre Tage.“

Woldemar lächelte.

„Na,“ fuhr der Alte fort, „will mich trösten. Als der alte Fritz zu sterben kam, dacht' er auch, nu ginge die Welt unter. Und sie steht immer noch, und wir Deutsche sind wieder oben auf, ein bißchen zu sehr. Aber immer besser als zu wenig.“

Inzwischen hatte sich Krippenstapel in seiner Stube proper gemacht: schwarzer Rock mit dem Inhaberband des Adlers von Hohenzollern, den ihm sein gütiger Gutsherr verschafft hatte. Statt des Hutes, den er in der Gile nicht hatte finden können, trug er eine Mütze von sonderbarer Form. In der Rechten aber hielt er einen ausgehöhlten Kirchenschlüssel, der wie 'ne rostige Pistole aussah.

(Fortsetzung folgt.)



Kindesmörderinnen am Spinnrad.

## Momentbilder aus Benares.

Von

Dr. A. Boeck (Dresden).

(Mit acht Abbildungen nach Momentphotographien des Verfassers.)

Benares, die berühmte Stadt der 1500 Tempel, der Wallfahrtsplatz der Hindu am heiligen Ganges, enttäuscht wohl jeden modernen Globe-Trotter, der Indien durchheilt. Die raue Wirklichkeit entspricht nicht den Vorstellungen, die er sich von den Tausenden dort badender Hindufräuen und -männer zurechtgelegt hat. Mit einem blasierten „Nichts Besonderes, nichts Originelles“ thut er die Erinnerung an Benares ab.

Und doch ist Benares für den Forscher indischen Volkslebens eine unererschöpfliche Fundgrube, die ich mit stets vermehrter Freude auf meinen indischen Reisen besuchte. Freilich, als ich im Jahre 1890, aus den eisrängenden Tempeln der Natur im Himalaya, aus den reinen Lüften des erhabensten Gebirges der Welt herniedersteigend, Benares zum erstenmal berührte, da konnten mich die zum Himmel qualmenden Opfergerüche von schmelzender Butter und brennendem Kuhdung, die unsauberen, zerfallenden Tempel an den trübtraurig dahinschleichenden, lauen Gangesfluten nicht sonderlich begeistern; hatte ich doch diese selben Fluten erst wenige Monate zuvor so jugendlich aus ihren kristallinen Gletscherquellen am Himalaya hervorsprudeln sehen. Bei meinen späteren Besuchen aber kümmerte ich mich wenig um das ästhetische Unbehagen, das im Dunstkreis der „dreimal heiligen“ Stadt Benares keinen reinen künstlerischen Genuß aufkommen läßt.

Forschen wir heute nicht den mythologischen Gründen der Heiligkeit dieses Ortes nach, den der Hindu ja für eine der Verkörperungen seines Gottes Schiwa betrachtet. Kein Wunder, daß hier alles auf den Schiwa-Kultus Bezug hat. Der große Tempel, der einst dem andern Hauptgott der Hindu, dem Wischnu, gewidmet war, liegt in Trümmern, auf denen der siegreiche Großmogul Aurungzeb am Ende des siebzehnten Jahrhunderts die schlanken Minarets einer Moschee erstehen ließ, um weithin zu verkünden, daß der

Ueber Land und Meer. Ill. Ost.-Geste. XIV. 6.

Islam den brahminischen Hindu-Kultus zu Boden geschmettert habe.

Doch vorübergerauscht sind auch diese Tage, und es folgte eine andre Fremdherrschaft, die klug genug ist, die Hindu nach ihrer Façon selig werden zu lassen und in ihrem Kultus nicht zu stören.

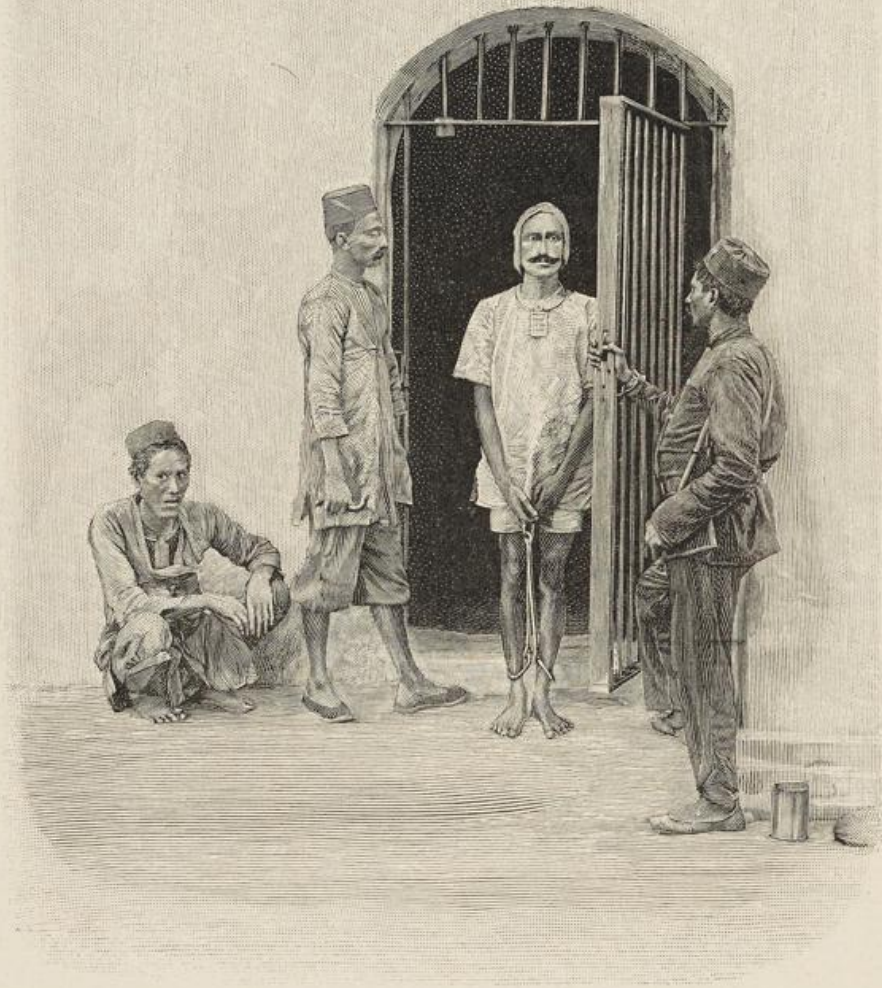
Die Sehenswürdigkeiten von Benares sind schon oft beschrieben; dieselbe Horde fremdenführender Halunken treibt die europäischen Reisenden tagaus tagein hastig und geräuschvoll aus den Ställen der heiligen Kühe im „goldenen“ Tempel zu dem Tempel der heiligen Affen, von den blindenden Badeghats zu dem jumpfigen Erlösungsbrunnen, bis der überjättigte Reisende froh ist, den ganzen Tumult im Rücken zu haben — obgleich er oft den Wald vor Bäumen nicht gesehen hat.

Schlau, wie der Hindu nun einmal ist, bemüht er sich nämlich, den verhassten Europäer möglichst wenig an die Stellen gelangen zu lassen, an denen das indische Leben in aller Stille die vollsten, schönsten Müten treibt. Vor allem sucht der Hindudiener die Rahnfahrt längs der Baderplätze, die Glanznummer des Reiseprogramms seiner Herrschaft, möglichst reizlos zu machen. Angeblich fehlt es bald an Fahrzeugen, bald an Fährleuten. Der Reisende ahnt es nicht, wie sich, indem er die entzückend kühlen Morgenstunden unwirch erwarten muß, die Physiognomie des Gangesstrandes zu seinen Ungunsten ändert. Während im Scheine des Mondes, im Schimmer der aufdämmernden Morgenröte nur Vertreter der höchsten Kasten, Rajahs und Brahminen, edle Fräuen und zarte Mädchen, in hellfarbige Musselintücher gehüllt, im Wasser stehen und das Gangesnah aus goldenen oder silbernen Lotaschalen über ihre Glieder schütten, unbekümmert um das sonst in Benares so streng beobachtete System der Fräuenabgeschlossenheit, werden von Stunde zu Stunde die Badenden „minderwertiger“; sind schließlich nur noch armselige, verkümmerte Gestalten der Letzten des Volkes an den Ufern zu sehen, dann erst läßt der listig lächelnde Hindu Führer den Europäer großmütig dieses Schauspiel genießen, der dann seiner Enttäuschung natürlich gereizten Ausdruck verleiht. So auch in den Tempeln. Wohl sieht der Reisende genug derselben

und darinnen widerliche, unsaubere Bettler und Brahminen niederen Ranges in Menge, aber die Thore der geheimnisvollsten „Noms“, die Klöster und Zufluchtsorte europäerfeindlicher, bald nur noch in Legenden vorkommender Büßer aus den vornehmen Klassen des Volkes bleiben ihm verschlossen.

Zu einer der merkwürdigsten Stellen dieser Art führe ich den geneigten Leser durch eine der Abbildungen.

mit Milch und geschmolzener Butter begossen hatte — wie es jetzt eben die mit heiliger Kuhdüngerasche bestäubten Jogis (Büßer) thun, deren nie beschnittene Haare bis zu den Füßen hängen — inmitten all dieser Lingams, die er so oft mit Jasminblüthen bekränzt hatte, fühlte der fromme Hindu fürst sich sicher; er wußte, daß selbst ein Warren Hastings nicht wagen durfte, dem Verbot der Brahminen trougend, dieses Heiligtum zu betreten.



Birmanischer Häuptling vor der Hinrichtung.

Das Kloster, in dem sich dieser Platz befindet, hat historische Bedeutung, denn hier verbarg sich — am Schluß des vorigen Jahrhunderts — der letzte unabhängige Rajah von Benares auf der Flucht vor Warren Hastings, dem stahlharten Draufgänger, der mit einigen Duzend vorzüglich bewaffneter englischer Abenteurer diesen inermesslich reichen, weichherzigen Hindu fürsten aus seinem Palaste vertrieb.

Hier, inmitten dieser Schiwa-Idole, dieser alten steinernen Lingamsäulen, die er so oft andächtig mit Gangeswasser,

In diesem „Nomm“ bringen diejenigen Brahminen zwölf Tage mit Verehrung des Lingam-Idols zu, die von Benares als Sanyassis hinausziehen wollen, als „Leute, die freiwillig alles hinter sich gelassen haben“, ihren weltlichen Besitz und alles, was das Leben schmückt, um unter einem abgelegenen heiligen Banyanbaum, in einer einsamen Schlucht ihre Tage als entjagungsvolle Klausner zu beschließen. Rechts an der Seite sitzt einer von diesen Sanyassis. Einst im Vollbesitz aller Glücksgüter schwelgend, wandern sie von hier

aus in die Einsamkeit, nur mit einem baumwollenen Tuche bekleidet, eine Kette von Fruchtkernen um den Hals, an der sie ihre Purana-Strophen zählen, auf der Schulter ein Antilopenfell zum Nachtlager, in der Hand die Bettlerschale, die „Lota“, aus der sie auch beim Baden das Wasser andächtig über Kopf und Schultern gießen. Ein stützender Stab ist den Angehörigen dieser Sette jedoch nicht vor dem sechzigsten Jahre erlaubt.

Nicht allein in so kritischen Zeiten schwerster Heimsuchung, wie sie seit bald zwei Jahren über das arme reiche Indien dahinziehen, nein, jahrein, jahraus pilgern unzählbare Hindumassen nach Benares, das für viele der Ort wird, „von des Bezirk kein Wanderer wiederkehrt“. Schwerverrannte und Sterbende lassen sich mit thunlichster Eile nach Benares schaffen, mittels Eisenbahn, Palantinsänfte oder Ochsentarren, auf dem Rücken von Elefanten und Kamelen, um angesichts des über dem heiligen Gangesstrom aufstrahlenden Tagesgestirnes ihre Augen zu schließen und dort verbrannt zu werden; der Tod verliert seine Schrecken für den Hindu durch die Gewißheit, daß die in seinem Körper „zu Schmerz und Lust gefügten Atome“ nach dem Ableben in Nischenform der „ewigen Mutter Ganga“ anvertraut werden.

Will der Leser mit mir den Verbrennungsplatz „Munifurnika-Ghat“ oder burning-ghat, wie der Engländer jagt, besuchen? Freilich erfordert der Anblick feste Nerven, besonders zu Zeiten verheerender Epidemien, wo hier täglich Hunderte den Flammen übergeben werden.

Langsam rudert unsre Barke an den endlosen Treppen vorüber, die aus moirichen Tempelhallen und Palasthöfen in das Flußbett hinunterleiten. Jetzt, am Nachmittage, liegen diese Marmor- und Sandsteinstufen verödet, auf denen bei Sonnenauf- und Niedergang ein unabsehbares Kommen und

Gehen von Badenden wogt. Hier und da hocken unter riesigen Sonnenschirmen aus Bambusgeflecht ein paar nackte Jogis, blödsinnig geworden durch unablässiges In-die-Sonne-Starren oder ähnliche Vorfübungen.

Dort aber, unweit des schimmernden Palastes des Rajah von Nagpur — der gleich allen brahminischen Rajahs sein eignes Badeghat am Ganges besitzt — dort herrscht geschäftiges Treiben. Rauchwolken qualmen empor und tragen die furchtbaren Dünste verbrannten Fleisches, verjagter Haare und Knochen zu uns herüber.

Wir lassen die Fährleute die Ruder in den Strom stemmen und photographieren vom Schiffsbord die Ufer-scene. Wo sind unsre fast wehevollen Vorstellungen geblieben, die wir von dem indischen Scheiterhaufen hegten, entsprechend den phantasievollen Malereien, die ihn so oft als das hehre gemeinsame Flammengrab des Hindu und seiner ihm freiwillig folgenden Witwe verherrlichten?

Zahlreiche Steimplatten und Obeliken erinnern an jene „Sattis“, die bis zum Jahre 1830 hier mit den toten Gatten verbrannt wurden — aber wie oft wurde wohl deren „Freiwilligkeit“ durch Niederdrücken mittels Stricken und Hebebäumen befördert, während gellende Muechelhörner und rasender Trommellärm den Hilferuf der Unglücklichen übertönte!

Da stehen am lehmigen Gangesufer vier niedrige Holzstöße, in denen bereits die Leichname verpackt sind. Wir sehen die Zipfel der Leichentücher an den Fußenden der Scheiterhaufen hervorhängen. Einige Dhums, Parias niederster Sorte, sind beschäftigt, trockenes Stroh zwischen die Holzstöße zu stecken und mit geschmolzener Butter zu begießen, damit der Holzstoß Feuer fängt, sobald ihn der nächste männliche Anverwandte des Verstorbenen mit seiner Fackel aus wohlriechendem Sandelholz berührt.



Verbrecherinnen, in der Mühle des Zuchthauses arbeitend.

Ungewöhnlich, für unser Gefühl sogar verletzend, ist alles, was mit dem sterbenden Hindu geschieht. Stirbt er innerhalb seines Hauses, so wird er, in ein weißes oder gelbes, rotgesprenkeltes Laken gewickelt, auf einer rohen Bahre aus dem Hause getragen — aber nicht durch die Thür, sondern durch ein in die Wand geschlagenes und dann schnell zugemauertes Loch, damit die abgeschiedene Seele keinen Rückweg zu den Hinterbliebenen finde und sie nicht beunruhige.

In eiligem Trabe schleppen die Träger, beständig „Sat hai, jat hai“ rufend, die Leiche an das Gangesufer, wo sie einige Zeit so niedergelegt wird, daß sie von den Wellen des Stromes heipült und von der Sonne beschienen werden kann, wie dies auf einer unserer Abbildungen ersichtlich ist. Daß gerade diese heiligen Wellen Seuchen schnell weiter verbreiten, ahnt der Hindu nicht.

Verschied der Kranke aber in unmittelbarer Nähe dieses

gießen sie mit Milch und geschmolzener Butter und versenken sie schließlich in einem Thonkrug in den Ganges.

Doch lassen wir die Toten ruhen! Wir rudern ans Land; unser Wagen rasselt durch die engen Bazargassen. Wohl bergen die winzigen Läden oder, richtiger, die darin aufgeschichteten Truhen die fesselndste Augenweide: duftige Profatsstoffe, wie für Elfen geschaffen, Stidereien wie für das Hochzeitsgewand einer Feenkönigin, — kaum zu überschätzende Schmuckstücken würde der Händler aus den unscheinbaren Kisten und Kästen auf unsern Wink enthiüllen — doch heute müssen wir eilen. Unser hart ein nicht alltägliches Schauspiel. Wir sind vom Intendanten der Gefängnisse zur Besichtigung derselben eingeladen; zwei riesige Zuchthäuser lehnen den aus ganz Indien in Benares zusammenströmenden Hindu die Achtung vor den englischen Gesetzen: das Central-Zail und District-Zail.

Voll besetzt sind die langen Hallen in den von radialen



Teppichknüpfer im Zuchthaus.

gebenedeiten Ufers, so wird eine Handvoll Gangeschlamm auf die erblickenden Lippen gedrückt, dann wird der Verstorbene auf die Bahre gelegt, diese in das Gangeswasser getaucht und schließlich zwischen die Holzkümpel oder gedörrten Kuhdüngerseiben des Scheiterhaufens verpackt. Einige schwallischen Seiten beobachten den furchtbaren Brauch, zuvor eine Kokosnuß auf dem Schädel des Toten zu zerichlagen, der dann von dem Saft überströmt wird.

Der Holzstoß links sieht bereits in vollen Flammen; wo aber weilt der Leidtragende, der sie entfachte? Dort kauert er gelassen — links oberhalb des Scheiterhaufens — neben dem Gedenkstein einer Satti, während ihm nach Hindusitte ein Barbier die Haare spiegelblank vom Kopf schert. Hat er auf diese Weise seinem Verlust Ausdruck gegeben, so schmaucht er mit den andern Verwandten eine gemeinschaftliche, mit Opium gefüllte Gula-Wasserpfeife, bis der Holzstoß heruntergebrannt ist — dann jammeln die Hinterbliebenen die nicht völlig verbrannten Gebeine, be-

Mauern durchzogenen kreisrunden Höfen, mit deren Hilfe der Verkehr der Gefangenen bei etwaigen Meutereien gehemmt werden kann. Nur die Oberleitung liegt in den Händen weniger Europäer, die Aufsicht wird durch Sträflinge von guter Führung bewirkt.

An der Töpferseibe oder am Kochherd, am Färbetrog oder am Schmiedeseuer müssen die Gefangenen arbeiten, je nach ihrer Rasse. In der langen Halle dort hocken die Teppichwirker, die nach uralter Weise ihre Decken weben, natürlich, wie bei allen Handarbeiten in Indien, unter Zuhilfenahme der Füße. Mit den großen Zehen wird der Schußfaden hin und her gezogen, während die Hände das Webesien regieren.

Auffallenderweise tritt die den Engländern eigne Sorge, das Kastenvorrecht der einflussreichen Brahminen zu wahren, selbst hier im Gefängnis zu Tage. Nicht allein, daß die eingesperrten Brahminen bei ihrer Arbeit hübsch unter sich bleiben dürfen, selbst das Essen erhalten diese Herren aus



Heilige Vingamstätte mit Büßern.



Verbrennungsplatz der Leichen am Ganges.

einem Extrafessel, in dem nur Köche herumrühren dürfen, die gleichfalls die heilige Schnur der Brahminen auf der Schulter tragen. Hat aber gar ein Spitzbube oder sonstiger Verbrecher, der der Brahminenfaste angehört, die in den indischen Gefängnissen seit einigen Jahren wieder eingeführte Prügelstrafe verwirkt, so wird ihm die neunschwänzige Kaste nur von einem Mitzefangenen aus gleich hoher Kaste verabreicht.

er von seinen gefesselten Fußknöcheln riß — ein todeswürdiges Verbrechen!

So stürmt ein erschütternder Eindruck nach dem andern auf unsre Nerven ein, und doch drängt es uns, noch weitere Umschau zu halten. Nur widerstrebend wird uns auch das Frauengefängnis geöffnet, zunächst die Kornmühle. Welches Knirschen, Knarren, Rauschen der wuchtigen Mühlsteine!



Opiumernte.

Jammergeheul eines derart Gepeitschten dringt an unser Ohr; wir wollen dem Schalle nachgehen. Da plötzlich öffnet sich klirrend vor uns eine Kerkerthür, heraus tritt ein Sträfling, Todesgrauen in den energischen Zügen. Ein im Kriege gegen Birma gefangener Häuptling — jetzt ein verlorener Mann, der seinen letzten Gang antritt. Er hat sich gegen einen ihn peinigenden Aufseher zur Wehr gesetzt und ihn mit den Eisenstangen niedergeschlagen, die

Zwei Frauen ergreifen die Handhabe des oberen Steines und drehen ihn im gleichen Takt mit den andern Frauen auf dem unteren, größeren Steine herum.

An Stahlringen tragen diese Weiber hölzerne Klöße um den Hals, auf denen ihre Sünden und die Dauer ihrer Kerkerstrafe zu lesen sind; in weiße Lächer sind die „leichteren“, in orangegelbe die bösarigeren Verbrecherinnen gekleidet. Diese letzteren werden mit dem nächsten

Transport außer Landes, auf die Andamanen-Inseln, geschafft.

In dem angrenzenden Spinnhaus erregt eine derartige Orangebame unsere Aufmerksamkeit. Morgen soll sie wegen der Ermordung ihrer beiden Töchterchen in die Strafkolonie abgeschoben werden. Heute hat man ihr die zweifelhafte Wohlthat erwiesen, ihr kleines Söhnchen auf einige Abschiedsstunden in ihren Kerker zu lassen. Aberglaube und Kastenzwang haben diese Frau zur Verbrecherin gemacht. Ihre Kaste gebot ihr, die Vermählung jener Töchter dereinst mit einem für ihre Mittel ganz unerschwinglichen Aufwand zu feiern, der Aberglaube aber raunte ihr zu, daß sie sogar ein gutes Werk thue, wenn sie die kleinen Mädchen vor dem Wilde des elefantenköpfigen Ehegottes Ganeich in einem Kessel mit siedender Milch zum Opfer brächte, denn zum

wasser der zum Pressen der Opiumkuchen dienenden Holzformen werden eingedampft, um die darin etwa gelösten Opiate zu gewinnen.

Inzwischen ist es Abendessenszeit geworden. Das Kasthaus für europäische Reisende, der Dal-Bungalow, ist leidlich behaglich; der Koch hat ein delikates Huhn mit Reis gekocht, er hat es sogar auf mein ausdrückliches Bitten nicht lebendig gerupft, obgleich ihm das sonst unendlichen Spaß bereitet, — was will man mehr? Mit innigem Ergötzen denke ich überdies gerade an diesen Abend im Dal-Bungalow an Benares zurück. Ich hatte nämlich bei meinen mittels Magnesiumlicht erzielten Aufnahmen in den düsteren Gefängniszellen noch eine unbenutzte Platte übrig behalten. Wie wär's, sagte ich mir, wenn ich damit zum Tageschluss die mich bedienenden Indier meuchlings aufnehme? Die



Selbstporträt im Dal-Bungalow.

Lohne würde sie diese beiden Kinder nochmals als Knaben gebären. Hohe Geldsummen mußten in früheren Zeiten den Brahminen erlegt werden, damit sie in solcher Weise den unerwünschten Mädchenbestand vermindern halfen!

Flüchten wir uns aus diesen Zellen des Lasters und des Glends hinaus ins Freie! Wie kühl hier draußen das milde Grün der im Abendwind wogenden Mohnfelder unsrer Augen, die noch von den sonnendurchglähten, lehmgelben Kerkermauern geblendet sind!

Die Mohnkultur, die Opiumfabrikation, hat zwischen Benares und Ghazipur ihren Hauptsitz. Unser Bild zeigt eine Hindufräulein, beschäftigt, die grünen Mohnköpfe mit einem Messer aus fünf schmalen zusammengebundenen Eisenklingen einzuschneiden, während der im Felde kauende Mann den herausperlenden Saft mit einer kleinen Eisenfelle zusammenfracht. Streng achten die Aufseher darauf, daß nichts von dem kostbaren Opiumsaft verunreinigt wird; selbst die Wasch-

brannen Burschen hatten mich durch ihre Weigerung, mir zu einem Bilde zu sitzen, ein wenig verdrossen, sie beriefen sich als Moslemin faktlächlich auf Mohammeds Verbot des menschlichen Abbilds. Nebenbei bemerkt, sind die bei Tisch aufwartenden Diener stets mohammedanische Hindu — brahminische würden schwerlich zu bewegen sein, ihrem Sahib ein saftiges Filet-Beefsteak oder ein ähnliches Gericht vom „heiligen“ Hind auf die Tafel zu stellen.

Das Kunststück reizte mich. Flugs verbarg ich, während die Diener die Mahlzeit anrichteten, den photographischen Apparat und die Blitzpatronen zwischen meinem Berg von Koffern und Kisten, stellte Tisch und Stuhl auf der Mattscheibe ein, zog die Kassette auf, leitete die Enden des die Blitzpatronen mit dem Trockenelement verbindenden Drahtes in Messer und Gabel, die ich berührte, als die beiden Diener ihre gewohnten Plätze am Tisch eingenommen hatten. Pünktlich flammten die beiden Blitze empor und bannten die Züge



der Porträtlinde auf die photographische Platte. Wie erschrafen die Aermsten! Während ich zum Apparat lief, um die Kassetten zu schließen, goß der eine Muselman mutig und schneidig eine Flasche Ingwerbier, die er gerade in der Hand gehalten hatte, auf die ganz unschuldige Lampe aus, der andre aber war bei der Entladung zu Boden gestürzt und lag winzelnd auf der Nase. Auf dem Tisch aber blieb alles so schön und ruhig stehen, wie ich es vorbereitet hatte: mein „Himalaya-Album“, in dem ich einige Ergebnisse meiner Himalaya-Besteigungen verewigt habe, und davor das schelmisch lächelnde Bildnis meiner Frau, das sie mir stets als Memento in das Land der schokoladefarbigen Bajaderen mitzugeben pflegt.

*Le propre et manuel de toi de  
l'interieur de camp, que (16 mai 1894)  
Ce dernier document est extrêmement  
difficile à se procurer et je ne puis  
l'avoir à ma disposition que très peu  
de jours. Le ministre de la guerre  
en a envoyé un nombre fixe dans  
les corps et ces corps en sont responsables.  
Chaque officier démissionnaire doit  
remettre le sien après la mort.  
Si donc vous voulez y prendre  
que vous m'interesse de l'interieur  
à ma disposition après, j'y suis.*

Nr. 1. Teil des Hauptbeweistückes, das zur Verurteilung des Angeklagten führte.

## Die Affaire Dreyfus in graphologischem Lichte.

Von  
G. Meyer,

Maienfeld bei Ragaz (Schweiz), November 1897.

Der Name Dreyfus ist jetzt in aller Munde, und jeder Mann weiß, daß er jenem Unglücklichen angehört, der vom französischen Kriegsgerichte angeklagt und verurteilt wurde, weil er wichtige militärische Dokumente einer fremden Macht ausgeliefert habe. Deportation für Lebenszeit auf die Teufelsinsel war die Folge dieser Verurteilung. Ein Hauptbeweistück bei den Gerichtsverhandlungen bildete ein Verzeichnis ausgelieferter Dokumente, das viel erwähnte „bordereau“, das Dreyfus geschrieben haben sollte. Mit Euphase ruft der Regierungskommissar den Richtern in der Anklageakte zu: „Dieses Schriftstück stammt von der Hand des Generalstabsoffiziers Hauptmann Dreyfus; der Kommandant Baly de Clam hat es bestätigt, die Herren Vertillon, Charavay und Teyssonières haben es ebenfalls bestätigt; ich erkläre, daß es von seiner Hand geschrieben ist, und Sie, meine Herren, Sie werden es ebenfalls erklären und diesen Mann verurteilen!“

Und so geschah es. Aber nicht alle jene, die sich für die Sache interessierten, waren ebenso fest überzeugt wie der Regierungskommissar. Dreyfus hatte viele treue Freunde und Angehörige, die nicht aufhörten, für ihn zu wirken, und mit einem hochangesehenen, unabhängigen Mann an ihrer Spitze — Scheurer-Kestner in Paris — erreichten sie es jetzt endlich, die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt nochmals auf die Affaire Dreyfus zu lenken, die der denkbar entsetzlichste Justizmord wäre, wenn es sich bestätigte, daß Dreyfus ungerechterweise verurteilt worden ist. Es steht nun zu hoffen, daß der Prozeß noch einmal aufgenommen und gerecht durchgeführt werde.

Weber sein Vorleben noch keine Verhältnisse oder sein Charakter leiteten den Verdacht auf Dreyfus, er war ein unbescholtener Mann. Die Hauptargumente gegen ihn bildeten obengenanntes Bordereau und die Bemerkung eines ausländischen Militärattachés in Paris, der in einem chiffrierten Brief gesagt hatte: *Décidément cet animal de Dreyfus devient trop exigeant* (Dieser Schafskopf von Dreyfus wird uns nachgerade zu anspruchsvoll).

Es ist klar, daß in betreff des fraglichen Bordereaus, dessen Bruchstück hier in *Glück* Nr. 1 reproduziert ist, die Graphologie ein gewichtiges Wort sprechen muß, namentlich in Frankreich, der Wiege der modernen graphologischen Wissenschaft, dem Lande, das die bedeutendsten Graphologen befaßt und besitzt: Michou und Crépeux-Jamin, und wo das Interesse für die graphologische Wissenschaft in die breitesten Schichten der Bevölkerung gedrungen ist.

Die Freunde und Angehörigen des Verurteilten haben denn auch Graphologen von Fach und Namen um ihr Urteil gebeten, und diese erklärten einstimmig, Dreyfus habe das Bordereau nicht geschrieben. Das *Glück* Nr. 2 giebt seine Handschrift wieder, wie sie 1890, also vor der Anklage, war.

Zwar ist eine gewisse oberflächliche Ähnlichkeit der beiden Schriftproben vorhanden, die wohl auf einem ähnlichen Bildungsgang und ähnlicher Lebensstellung, auf ganz im allgemeinen aufgefaßter Ähnlichkeit der Anlagen beruhen mag, allein geht man in die Einzelheiten ein, so findet man rasch

ausgesprochene Differenzen, daß man sich sagen muß: das kann die gleiche Hand nicht geschrieben haben. Der Leser beachte nur folgende Punkte:

1. Wie klar, fest, harmonisch, gleichmäßig, formenreich in vielen Buchstaben schreibt Dreyfus, und wie charakterlos, ungleich, sowohl in Bezug auf Höhe, Lage und Bildung der einzelnen Buchstaben als auch auf Linienführung und Entzerrung ist das Bordereau geschrieben! Starke Versuchungen kann der Schreiber nicht gewachsen sein, Wahrheitsliebe, Ueberzeugungstreue, fester Mannesmut fehlen unbedingt bei solch einer schwachen, wechselvollen, unleserlichen Schrift mit den fadenförmig verlaufenden Wortendungen und schlecht geformten, oft kaum ange deuteten Buchstaben. Wer so schreibt, ist ein Spielball äußerer Einflüsse, eigener Schwächen und Leidenschaften; er ist nichts resistenzfähig, und hintendrein intrigiert er und kneift feige aus, um nicht zu seinem Thun stehen zu müssen. Gewissenlos verdächtigt er andre und läßt es ruhig zu, daß ihnen das entsetzlichste Unrecht geschieht, wenn nur er dadurch der verdienten Strafe entgehen kann.

In der Schrift Dreyfus' (Nr. 2) prägt sich dagegen ein ganz anderer Charakter aus. Zwar hat auch er etwas von

jener finesse d'esprit, die den gebildeten Franzosen so häufig charakterisiert, und die ihn zum Diplomaten par excellence befähigt, die Geheiß zu schweigen und — zu verschweigen weiß und andre mit ebenso viel Scharfblick durchschaut, wie das eigne Innere verdeckelt (unleserliche Wortendungen bei wellenförmiger Linienbasis); aber dabei ist er charakterfest, mutig, energisch; fest faßt er ein Ziel ins Auge, und zuversichtlich strebt er ihm entgegen; widerstandsfähig tritt

*Man se heppen que te demande  
n'est fait que pour mettre ta  
conscience au repos, tu es comme le  
gou hantant que consultant autour  
d'un . pour mettre d'autres uvis que  
le leur a l'appui de leur faiblesse .*

Nr. 2. Handschrift vom Jahre 1890, vor der Anklage.

er äußeren Einflüssen und Verjuchungen entgegen — er ist ein harmonischer, sich stets gleichbleibender und daher zuverlässiger Charakter (klare, energische Schrift mit keulenartig verdickten Endungen namentlich in den Querstrichen, aufwärtsstrebende Linienrichtung und wenig schiefe, meist gleichmäßige Schriftlage und -höhe. (Siehe die Bordereauschrift, speziell die Worte „le dernier document“.)

2. Bei Schriftfälschungen, anonymen Zuschriften und hierauf bezüglichen Schriftvergleichen geht der Graphologe stets von dem Grundsatz aus: die kleinen Zeichen der Schrift sind die verräterischen, weil sie vom Fälscher am wenigsten beachtet werden. Diese kleinen Zeichen sind An- und Endstriche, Punkte, Accente, Querstriche, Raumverteilung, Ränder und so weiter. In diesen Punkten sind in den beiden Schriftproben, um die es sich hier handelt, merkbare Unterschiede vorhanden: Anstriche sind fast nur in Nr. 2 vorhanden, Nr. 1 umgeht sie zumeist; mit den Endstrichen verhält es sich umgekehrt. Die Punkte sind hier (Nr. 1) nieder, auffallend schwer, oft der Ausgangspunkt für den nachfolgenden Buchstaben, dort leicht, oft fliegend gesetzt, niemals verbunden mit dem nachfolgenden Buchstaben. Die Accente macht Dreyfus korrekt und am rechten Ort; im Bordereau sind sie schlechtgeformte Punkte. Die Querstriche sind bei Dreyfus stets lang, ansteigend, keulenartig verdickt, wo sie in der Höhe liegen; am Fuße des Buchstabens bilden sie eine verknotete Schleife. Im Bordereau zeigen sie alle möglichen Formen und Lagen; hier und da sind sie mit einem kleinen Häkchen versehen (Eigenfing); oft bilden sie einen leisen Bogen (Willensunfreiheit), und am Fuße des Buchstabens sind sie nie schleifenartig verknotet (Beharrlichkeit, Konzentration, Ausdauer), sondern nur als Strich aus den Buchstaben herausgezogen. — Dreyfus verteilt den Raum in gleichmächtiger, geordneter Weise, und seine Ränder sind schön gleichmäßig gehalten, während dies alles im Bordereau sehr unordentlich und vernachlässigt ist. Dreyfus ist offenbar ästhetisch gebildeter und auch in äußerlichen Dingen exakter und pünktlicher als der Verfasser des Bordereaus. Dies allein ist ein gewichtiges Moment, denn eine so ausgesprochene Vorliebe für geordnetes Wesen und Genauigkeit, wie sie Dreyfus besitzt, muß sich überall zeigen, und sie hätte es auch im

Bordereau gethan, wenn dieses von seiner Hand herührte.

Es wäre noch mancherlei zu sagen über die Verschiedenheit einzelner Buchstabenformen, der Schriftverbindung im Wortinnern und so weiter, das Gesagte muß aber genügen, um den Leser zu eignen Vergleichen anzuregen.

Nur noch ein Wort über die Veränderung in der Schrift des Dreyfus vom Jahre 1890 (also vor Anklage und Verurteilung) bis zum Jahre 1895 (also nach derselben). Gl. Nr. 3 reproduziert einen Teil eines Briefes, den Dreyfus von der Teufelsinsel aus an seine Frau geschrieben. Die Veränderung muß jedem, auch dem graphologisch ganz Ungebildeten auffallen. Auch den „toten Buchstaben“ sieht man es an, wie viel Leid in dem Zeitraum 1890 bis 1895 über den Unglücklichen hingegangen ist. Wie hoffnungslos und sicher blickte er einst in die Zukunft! Wenn auch momentan Verstimmungen, Unlust zur Arbeit, Müdigkeit nicht fehlten, so kam er doch rasch und leicht darüber hinweg, und mit dem ersten Schritt war auch schon die Hauptschwierigkeit überwunden, das einmal vorgedachte führte er rasch und gut zu Ende; das einmal gesteckte Ziel wußte er zu erreichen, denn die Linie senkte sich zwar wohl hier und da an ihrem Anfang, stieg aber immer wieder gegen das Ende, und selbst die mehrsilbigen Worte zeigten oft diese Erscheinung. Jetzt ist das anders — die Linie senkt sich stetig, gegen ihr Ende hin mehr als am Anfang, wo sie sich noch manchmal zu erheben sucht; ein beinahe plastisches Spiegelbild des Ringens zwischen Furcht und Hoffnung der gequälten Seele, die sich immer noch nicht resigniert ergeben kann und will, dieses ewige, wellenförmige Auf- und-ab! Ganz hoffnungslos ist der Unglückliche noch nicht, aber die Energie ist gebrochen und die Widerstandskraft dahin; aus der Schrift sind Keulenendung und scharfe Winkel verschwunden. Ein halb eigenfingiges Sich-festklammern an eine Idee oder Hoffnung liegt in dem kleinen Häkchen des Querstriches, aber es ist schwach entwickelt, und Zuversichtlichkeit und Freudigkeit fehlen dabei, denn die Schriftlinie ist gleichzeitig abfallend.

Der ganze Duktus von Nr. 3 zeigt überhaupt Gebrochenheit, seelische Zerklagenheit im Gegensatz zu der Probe Nr. 2. Hierfür sprechen die nach rechts gewölbten Langbuchstaben (h in rapprochent, f in figure, l und so weiter), die vorwaltende Schwere und Unsicherheit in Kombination mit der sinkenden Schriftlinie.

Drei und sicher bewegt sich der Schreiber von Nr. 2

*Îles du Salut, Mercredi 8 Mars 95*

*Cher Lucie,*

*Quoiqui je a donec remettre l'att. lettre  
que t'as, je te commença de aujourd'hui, tant  
l'éproue un besoin irrécusable de te voir  
avec toi. Il me semble quand je t'écris que les  
distances se rapprochent, que je suis devant toi  
ta figure comme et qu'il y a quelque chose de toi  
auprès de moi. C'est un faible, je le sais.  
Ca malgré mes, à l'echo de mes souffrances, me*

Nr. 2. Teil eines Briefes vom Jahre 1895, auf der Teufelsinsel vom Verurteilten an die Gattin geschrieben.

in der Welt, fest und ungehemmt tritt er auf; — voll innerer Unruhe, nervös, geniert, gehemmt, unfrei der von Nr. 3 (freier, schöner, zwangloser Schriftduktus dort — stets wechselnde Lage und Höhe der Buchstaben, gedrängte Schrift, aufeinander hinaufgeschobene Buchstaben, alle Zeichen von Unsicherheit hier).

Ob Dreyfus schuldig oder nicht, die Zukunft wird es hoffentlich erweisen! Eines ist sicher — er hat Entsetzliches durchgemacht, und er ist ein gebrochener Mann. Das zeigt die Veränderung seiner Schrift schon dem Laien klar, noch viel deutlicher aber dem Graphologen.

Anlässen tragen die Kadetten weiße Samaschen, und im Gala-Anzug erscheinen sie in weißen Hosen. Die Offiziere haben als Waffe den Säbel, die Soldaten und Unteroffiziere das Gewehr von 600 Meter Tragweite oder die Armbrust. Abgesehen von dem gewöhnlichen Exerzieren findet jede Woche eine größere Übung statt, und alljährlich im Oktober wird das Auschießfest veranstaltet. Die Feier dauert eine halbe Woche lang, und den Glanzpunkt bildet der letzte Tag, an dem die ganze Stadt und viele Umwohner auf den Festplatz strömen. Die Kadetten strengen sich ganz besonders an, ihre Kunst im Schießen zu be-



Gewehrjöhnen.

### Das Thuner Kadettencorps.

Mit Abbildungen nach Momentaufnahmen von A. v. May.

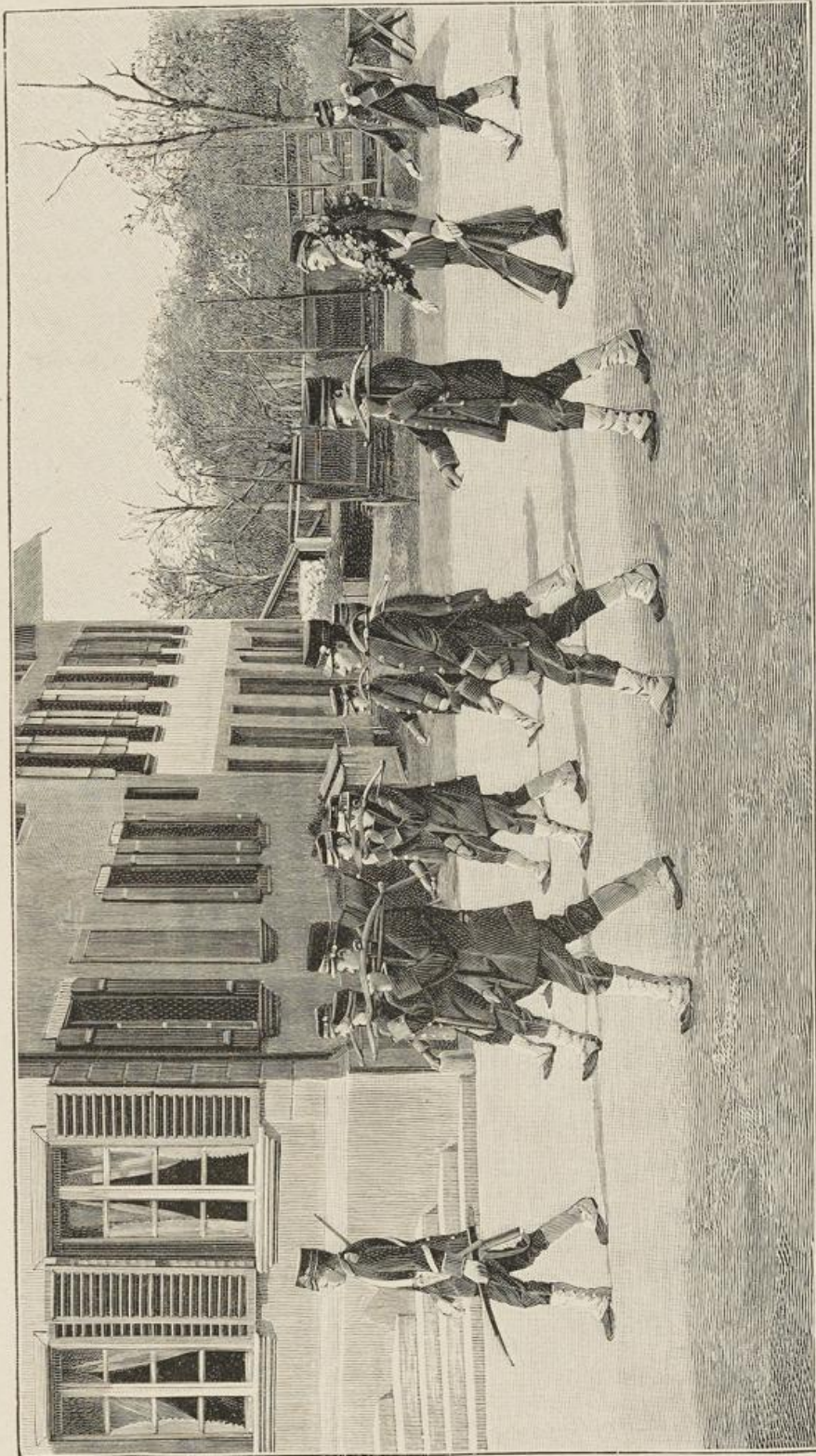
Fast jede größere Stadt in den deutschen Kantonen der Schweiz hat ihre Jugendwehr, Kadettencorps genannt, und besonders stattlich nimmt sich dasjenige der Stadt Thun aus, das gegenwärtig 162 Angehörige zählt. Der Thuner Knabe tritt schon mit dem zehnten Lebensjahr in das Corps ein und kann darin verbleiben, bis er die Schule verläßt. Das Offizierscorps besteht aus einem Hauptmann, zwei Oberlieutenants, drei Lieutenants, einem Feldweibel und einem Fourier. Dazu kommen neun Wachtmeister und achtzehn Korporale. Die Uniform der Soldaten besteht aus einem blauen Rock mit silbernen Knöpfen und dunkeln Hosen mit weißen Streifen. Die Offiziere sind ausgezeichnet durch Achselbänder und rotweiße Schärpe. Bei festlichen

weihen, und hierbei wird der böse Landvogt Gefler noch einmal für seine Grausamkeit bestraft. Die Scheibe ist nämlich ein Abbild des Tyrannen, und wer sein Herz durchbohrt, hat ins Schwarze getroffen. Der Zeiger ist als Tell verkleidet, während ein böser Teufel mit großem Horn durch seine Kapriolen und Späße für derben Humor sorgt. Stände mit Eßwaren (darunter hauptsächlich Nischiefet-Leckerli) sorgen für die leiblichen Bedürfnisse. Jeder gute Schuß wird mit lauten Hoch- und Hurrarufen begrüßt. Ist das Schießen zu Ende, so werden die Sieger mit Geldpreisen bedacht, und es folgt der Umzug, aus dem wir einige Scenen im Bilde wiedergeben. Den Schluß der Feier bildet ein Festmahl, dem sich ein großer Ball anschließt.

im  
gier  
gier  
ruft.  
jede  
im  
feier  
ilbet  
Um-  
ngen  
be-

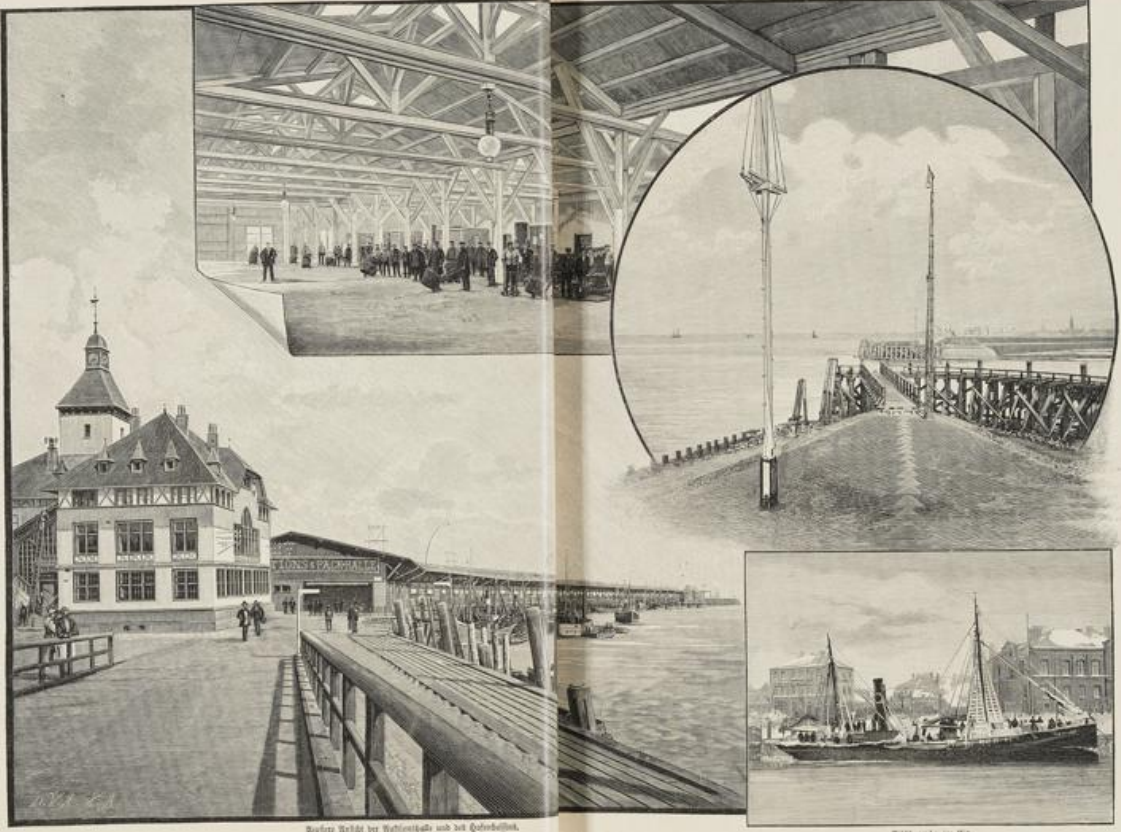


noch  
de ist  
durch-  
it als  
horn  
sorgt.  
iehet-  
gute  
grüht.  
Geld-  
a wie  
s; der  
l an-



Wegentzügen.

Vom „Auschießer“-Fest des Kadettencorps in Ghun, 12. Oktober 1897.



Das neue Markt der Warenhäuser und der Güterhallen.

Der neue Markt in Geestemünde.

Die Dampfschiffe der M. A. S. S. und die elektrifizierte Bahnhöfe von M. C. C. in Geestemünde.

## Die deutsche Hochseefischerei.

(Siehe die Abbildungen Seite 36 und 37.)

Trotz der langen Ausdehnung der deutschen Seeküste, die von einer mit dem Meere vertrauten, unternehmungsfreudigen Bevölkerung bewohnt ist, steckte die deutsche Hochseefischerei doch noch vor wenig mehr als einem Jahrzehnt in den Kinderschuhen. Die verhältnismäßig geringen Fänge, die die Segelfischerfahrzeuge erzielten, wurden in den Küstenbezirken verbraucht, und zwanzig Meilen landeinwärts waren frische Seefische unbekannt. Und was in verarbeitetem — geräuchertem, gesalzenem oder mariniertem — Zustande ins Binnenland vordrang (in erster Linie waren es Heringe), das war vom Auslande, aus England, Holland oder Norwegen, eingeführt. Ungezählte Millionen deutschen Nationalvermögens sind auf diese Weise ins Auslande gewandert. Das wurde erst anders, als man Mitte der achtziger Jahre begann, den Dampf in den Dienst der Hochseefischerei zu stellen. Dem Beispiel Englands folgend, begannen einige wagemutige Pioniere der deutschen Hochseefischerei, Fischdampfer zu bauen. Der erste derselben, die „Sagitta“, ging im Jahre 1884 von Geestemünde aus in See. Die ersten guten Erfolge reizten zur Nachahmung, und schon sechs Jahre später zählte die hauptsächlich von der Weser aus fahrende deutsche Fischdampferflotte bereits 16 Fahrzeuge. Von da an ging die Entwicklung rasch, zeitweilig in rapiden Sprüngen vorwärts. Freilich stehen wir noch weit hinter England zurück, aber wie auf andern Gebieten, so ist auch auf dem der Hochseefischerei Deutschland ein erster Konkurrent des Inselreiches geworden. Auf mehr als hundert Fischdampfern weht heute bereits die deutsche Flagge, und da das Beschäftigung suchende deutsche Kapital sich in den letzten Jahren mit Vorliebe der Hochseefischerei zugewendet hat, ist es sicher, daß diese Zahl bald noch erheblich steigen wird. Nach einer kürzlich veröffentlichten amtlichen Statistik besitzen die in Frage kommenden Staaten folgende Fischdampferflotten: England 822, Deutschland 108 Dampfer (die Zahl dürfte augenblicklich schon circa 115 betragen); dann folgen in weitem Abstand Frankreich mit 17, Belgien 13, Dänemark 2, Holland, Spanien und Portugal je 1. Der Hauptanteil der deutschen Fischdampfer, mehr als 80, entfällt auf das Wesergebiet (Geestemünde-Bremerhaven-Nordenham). Das Elbegebiet besitzt etwas über 20 Fischdampfer, und der Rest verteilt sich auf die Jade und die Ems.

Erst seit dem Bestehen der Fischdampfer kann man von einer eigentlichen deutschen Hochseefischerei reden. Die Dampfer sind schmale, schlanke Fahrzeuge von 60 bis 100 Registertonnen, mit zwei Masten. Sie haben eine Besatzung von einem Kapitän, einem Steuermann, einem Maschinisten, einem Heizer und sechs bis acht Matrosen. Da sie bei jedem, auch dem schwersten Wetter ihrem Gewerbe obliegen müssen und die Nordsee bekanntlich zu den stürmreichsten und gefahrvollsten aller Meere zählt, sind sie äußerst seetüchtig gebaut. Sieht man von der entsetzlichen Sturmnacht im Dezember 1894 ab, in welcher sieben deutsche Fischdampfer mit über siebenzig Mann Besatzung spurlos von der wütenden Nordsee verschlungen wurden, so ist noch kaum eines dieser Schiffe direkt dem Meere zum Opfer gefallen. Die Hauptangplätze der Fischdampfer liegen etwas nördlich von Helgoland, dann an der schottischen, schleswighischen und jütländischen Küste, sowie im Skagerrak. Seit einigen Jahren, wo sich eine Abnahme der Fische in der südlicheren Nordsee bemerkbar macht, geht auch eine Anzahl von Dampfern nach den uner schöplich scheinenden Fischgründen bei Island, von wo sie durchweg mit reichem Fang — einzelne Reisen haben bis zu 900 Zentnern gebracht — heimkehrten.

Ist der Fischdampfer auf dem Grunde, den er besischen will, angelangt, so wird das mächtige, früher an einem „Fischbaum“, jetzt meistens an einem sogenannten „Scheerbrett“ befestigte Netz an der Quereite des Schiffes über Bord gelassen und schleppt, während der Dampfer langsam vorwärts treibt, am Grunde des Meeres weiter. Alle vier bis sechs Stunden wird es an Deck geholt und der Inhalt auf letzterem ausgeschüttet. Die gefangenen Fische werden sofort getölet, ausgeweidet, gereinigt, sortiert und dann, in Eis verpackt, im Schiffsraum untergebracht. Der Fang beginnt dann sofort von neuem und wird Tag und Nacht fortgesetzt, bis eine hinreichende Quantität erreicht oder die für die Reise in Aussicht genommene Zeit (je nach den Jahreszeiten und sonstigen Umständen sechs bis vierzehn Tage) verstrichen ist. Dann geht's mit Bolldampf dem Heimathafen zu, um die Fische sobald wie irgend möglich auf den Markt zu bringen.

Um den Fischtransport ins Binnenland nach Möglichkeit zu beschleunigen und die Fänge binnenländischen Märkten zuzuführen, sind an der Weser und Elbe, in Geestemünde, Bremerhaven, Nordenham, Hamburg und Altona eigne Fischereihäfen angelegt. Den neuesten und großartigsten, dem kein anderer Hafenplatz weder auf dem europäischen Kontinent noch in England einen gleichen an die Seite stellen kann, besitzt Geestemünde, das die Mutterstadt der deutschen Hochseefischerei ist und auch jetzt noch die Zentrale derselben bildet. Unre heutige Nummer bietet einige Ansichten dieser großartigen Anlage, die in den Jahren 1892 bis 1896 von dem preussischen Staat mit einem Kostenaufwand von fast acht Millionen Mark erbaut worden ist. Der Bau, ein Meisterwerk der Tiefbautechnik, bot deshalb besondere Schwierigkeiten, weil das Terrain, auf welchem er steht, erst dem unsicheren Schlickgrunde der Weser abgerungen werden mußte. Der Hafen liegt fast parallel zur Weser und ist durch zwei 9 Meter hohe, in Molenköpfe auslaufende, circa zwei Kilometer lange Deiche vor Wind und Wetter geschützt. Durch die 114 Meter breite Einfahrt gelangt man in das Hafensassin, das eine Quailänge von 1200 Metern, eine Breite von 65 Metern und bei Niedrigwasser eine Tiefe von 4,40 Metern hat. Der Hafen ist ein stets offener Flußhafen, der jederzeit das Einlaufen der Fischdampfer gestattet. Vorläufig ist nur die Westseite desselben ausgebaut. Auf ihr liegt die 450 Meter lange und 20 Meter tiefe Auktionshalle, vor der gleichzeitig fünfzehn Dampfer ihren Fang löschen können. Die Halle ist im Erdgeschoß der Länge nach geteilt in einen ganz durchgehenden, zehn Meter tiefen vorderen Raum, der zur Versteigerung der Fische sowie zu deren Transportierung in die dahinter liegenden fünfzig Abteilungen von je neun Meter Breite, die an die Verlandgeschäfte verpachtet sind, dient. In den letzteren Räumen werden die in den Auktionen erstandenen Fische in circa einen Zentner fassende Weidenkörbe in Eis verpackt und sind dann versandfertig. Das Obergeschoß enthält Comptoirräume. Auf sogenannten Plattformwagen werden die Fische dann in die unmittelbar vor dem Kopfe der Auktionshalle liegende Eisenbahnpeditionshalle gebracht. An der Rückseite der Auktionshalle liegen mächtige Eishäuser und Lager-schuppen. In dem zwischen der Auktions- und der Expeditionshalle liegenden großen Restaurationsgebäude befinden sich zugleich Post und Telegraph, ein Heuerbureau, ein Seemannsheim und einige Läden mit Bedarfsartikeln. Weiter nach Süden zu liegen Kohlenplätze zur Versorgung der Dampfer und die Bureaus der Hafenverwaltung. Am Nordende des Hafens befinden sich Magazine für Vorräte und Ausrüstungsgegenstände der Fischer. Eine elektrische Zentralstation liefert die Beleuchtung und giebt gleichzeitig die Kraft zum Betrieb der Eismühlen.

So großartig die Anlage auch geplant und ausgeführt

ist, so ist sie doch schon jetzt, kaum ein Jahr nach ihrer Eröffnung, dem immer gewaltiger anwachsenden Betriebe nicht mehr gewachsen. Da bereits seit langer Zeit alle vorhandenen Geschäftsräume verpachtet sind, wird die Auktionshalle augenblicklich noch um 112 Meter verlängert, wodurch Raum für elf neue Verandgeschäfte geschaffen wird. Reicht auch das nicht mehr aus — und der Zeitpunkt dürfte nicht fern sein — so kann die bisher noch unausgebaute Ostseite des Hafens in gleicher Weise hergerichtet werden wie die Westseite. In der Bewilligung der nötigen Mittel hat die preussische Staatsregierung sich bisher sehr bereitwillig gezeigt, einestheils, weil sie die hohe volkswirtschaftliche Bedeutung der Hochseefischerei an sich richtig erkannt und weil sie ferner bald die Erfahrung gemacht hat, daß die schon weit über tausend Mann zählenden Matrosen, welche ihre seemannische Schule auf den Fischdampfern durchmachen, das erlesenste Seemannsmaterial für die Kriegsmarine liefern.

Von dem gewaltigen Verkehr, der sich in und an dem neuen Geestemünder Fischereihafen abspielt, mögen noch einige Zahlen einen Begriff geben. An lebhafteren Verkehrstagen ist es keine Seltenheit, daß in wenigen Stunden zwei- bis dreitausend Zentner Seefische dort angebracht, versteigert, verpackt und expediert werden. Tag für Tag gehen zwei nur dem Fischverkehr dienende, oft fünfzig bis sechzig Waggons zählende Eisenbahnzüge nach dem Binnenlande ab. Im Jahre 1896 wurden 26380968 Pfund Fische versteigert und dafür ein Erlös von 2749344 Mark erzielt. Rechnet man hierzu die Fischmassen, die von den andern Wejerhäfen, Bremerhaven und Nordenham, sowie von Hamburg, Altona und Wilhelmshaven zum Verland gelangen, so stellen sich die Zahlen auf weit mehr als die doppelte Höhe. Aller Voraussicht nach wird der Wert der von deutschen Dampfern in deutschen Häfen eingebrachten Seefische im laufenden Jahr sich auf rund acht Millionen Mark belaufen. Das ist ein in wenig mehr als einem Jahrzehnt errungener Erfolg, der deutscher Intelligenz und deutschem Unternehmungsgeist ein glänzendes Zeugnis ausstellt. Nicht müheelos ist dieser Erfolg errungen, und es bedurfte einer durch keinen Mißerfolg zu entmutigenden jähen Energie, um Schritt für Schritt weiteres Terrain zu erobern. Besonders galt und gilt es, das Vorurteil zu überwinden, daß der Seefisch einen langen Transport ins Binnenland nicht ertragen könne, ohne erheblich an Güte zu verlieren. Ein gut in Eis verpackter Fisch — und auf sorgfältige Verpackung legt jede reelle Verlandfirma den größten Wert — kann auch mitten im Sommer ohne Schaden an Güte und Genießbarkeit einer ein- bis zweitägigen Eisenbahnfahrt ausgesetzt werden. Wenn er dem Konsumenten oft nicht schmachhaft erscheint, so trägt in den weitaus meisten Fällen die binnenländische Hausfrau oder Köchin die Schuld, die den Fisch nicht richtig für den Tisch zu bereiten versteht. Zu deren Nutz und Frommen sei deshalb noch eine ganz kurze Anleitung über die Fischbereitung gegeben.

Bezüglich des am häufigsten vorkommenden Schellfisches glauben die meisten Hausfrauen, er müsse geschuppt und dann mit starkem Gewürz, Zwiebeln, Pfeffer und so weiter gefocht werden. Aber gerade dadurch wird dem Fisch der seine Geschmack genommen. Schellfisch und ebenso Steinbutt, Lardbutt, die man am besten gefocht genießt, werden in passende Stücke geschnitten, gut gereinigt und dann eine Stunde in Wasser stehen gelassen. Dann läßt man Wasser tüchtig mit dem nötigen Salz und Essig aufkochen, legt den Fisch hinein und läßt ihn ruhig ziehen, nicht kochen, und zwar, je nach der Größe des Fisches, 15 bis 20 Minuten. Ob er genügend gar ist, läßt sich daran erkennen, ob man die Flossen leicht auslösen kann. Fische, die man bäckt, also Seezungen, Rotzungen und so weiter, verlieren an Wohl-

geschmack durch das vielfach übliche Abhäuten; ihr schöner Saft geht dadurch vollständig verloren. Die Seezungen müssen an beiden Seiten sauber geschuppt werden; dann schneide man Kopf, Schwanz und Flossen ab, kerbe sie auf jeder Seite zweimal ein, reinige sie sorgfältig und lege sie wenigstens eine Stunde in recht scharf gezalzenes Wasser. Dann werden die Fische sauber abgetrocknet, in Ei und Zwieback paniert und in Butter gebacken.

Lernen erst alle unsere Hausfrauen den Seefisch richtig zubereiten und entwickelt sich die deutsche Hochseefischerei in der bisherigen Weise weiter, dann ist die Zeit nicht mehr fern, wo jede deutsche Familie in jeder Woche ein Gericht Seefische auf dem Tische hat. V. Soet.

## Im Hauptquartier des Champagners.

Von

### A. Scheinert.

Der Verbrauch des Champagners und seiner Surrogate ist heute über den ganzen Erdball verbreitet; die Fabrikation von Schaumwein datiert indes noch gar nicht so weit zurück, wie man anzunehmen geneigt sein könnte. Freilich lesen wir schon im Virgil, daß

*Ille impiger hausit  
Spumantem pateram*;

aber diese Erwähnung des schäumenden Webers dürfte, wenn nicht lediglich freie dichterische Redewendung, auf Produkte unfertiger Gärung zurückführbar sein.

Thatsache ist, daß vor ein paar hundert Jahren reine moussierende Weine noch so gut wie unbekannt waren, und daß erst gegen Anfang des achtzehnten Säkulums perlender Champagnerwein als Handelsartikel auf dem Weltmarkte erscheint. Dort eroberte er sich dann rasch einen hervorragenden Platz. Friedrich der Große und Georg II. von England ließen sich's angelegen sein, ihn in die Mode zu bringen. Der Dichter Marmontel verherrlichte ihn in schwungvollen, bacchantische Lust ausatmenden Versen, und Talleyrand nannte ihn den „vin civilisateur par excellence“.

Gegenwärtig giebt es Schaumweinfabriken so ziemlich überall, wo Weinbau im großen getrieben wird; keinem der zahlreichen Fabrikanten aber ist es bisher gelungen, ein Produkt zu erzielen, das im Stande wäre, mit demjenigen der Rebgeleude, durch die die Marne sich windet, siegreich zu rivalisieren.

Wer Reims besucht, findet dort nicht un schwer Gelegenheit, über den Verlauf des Prozesses sich zu informieren, dem wir den prickelnden Nektar verdanken.

Trotz seiner Ruinen aus der Römerzeit, trotz der ehrwürdigen Kathedrale und der vorwiegend noch mittelalterlichen Bauart aufweisenden Häuser trägt Reims das Gepräge der nüchternen, rührigen Geschäftsstadt; den einstigen exklusiven Charakter eines gemessen-vornehmen, träumerisch-prächtigen Bischofssitzes hat es nahezu verloren. So reich an historischen Erinnerungen die alte Krönungsstadt ist — von der Glanzepoche unter der Regierung des heiligen Ludwig bis zu den Tagen der Demütigung durch die „maudits prussiens“ —, so innig verflochten auch ihre Geschichte sind mit den Geschichten Frankreichs, zur populären Weltberühmtheit haben ihr doch, mehr als alles andre, ihre Weine verholfen.

Heute noch ist in der Kathedrale ein altes Basrelief zu sehen, das St. Remig, den frommen Gründer der Stadt, darstellt, wie er das Kreuz schlägt über einem leeren Faße, das der Legende nach sofort mit köstlichem Wein sich füllte. Daß die Stadt schon im zwölften Jahrhundert dazu auserkoren wurde, die zu Konzilien sich versammelnden Würdenträger der Kirche in ihren Mauern zu beherbergen, mag vielleicht auch mit der Vorzüglichkeit des dort fließenden Nebenblutes im Zusammenhang gestanden haben. Wieder

und wieder wurde Reims im Mittelalter von allerlei Kriegsvölkern belagert, erobert und geplündert, und es läßt sich vermuten, daß die in Form von süßigem Weine dort zu findende Beute eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf durstige Ritter- und Söldnergurgeln ausgeübt hat.

Im sechzehnten Jahrhundert wurden die Rebengelände um Reims von irgend einer Vorgängerin untrer gefürchteten Phylloxera so arg verwüstet, daß die biederen Stadtbürger sich schließlich veranlaßt fanden, eine formelle Eingabe an den geistlichen Gerichtshof zu richten. Nachdem sie in dem Schriftstück des langen und breiten erklärt, wie diese „bruches“ oder „éruches“ seit Jahr und Tag die Traubenernten vernichtet, gaben sie der Bitte Ausdruck, die Kirche möchte „solch gottlose Insekten oder Tiere“ ernstlich warnen und ihnen befehlen, die Gegend zu verlassen. In der That wurden dann durch Ausrufer besagte Kreaturen aufgefordert, sich innerhalb sechs Tagen von ihnen zu heben und nie wieder das Gebiet der Diözese zu betreten, unter Androhung des Anathemas für die Ungehorsamen. Ob der Bannspruch die gewünschte Wirkung gehabt hat, darüber giebt die Chronik keinen Aufschluß.

Im Mittelalter soll in der Umgebung von Reims der beste Tropfen gewachsen sein; heute giebt's dort fast keine Nebenpflanzungen mehr. Zentralpunkt des Weinwuchses der Champagne ist gegenwärtig Epernay; in Schaumweinfabrikation und Handel steht indes Reims immer noch obenan. Ein wahres Labyrinth von Kellergewölben zieht sich unter der Stadt hin, in der mehr als zwanzig Champagnerfabriken ihre Hauptquartiere haben. Der Betrieb spielt sich zum größten Teil unterirdisch ab.

Von den bekannnten Weltfirmen haben ihren Sitz in Reims: Clicquot, Roederer, Heidsieck und Pommeroy; Moët & Chandon, Pol Roger und Perrier Jouet dominieren in Epernay; Giesler und Duc de Montebello in Ay oder Arige.

Ueber die Vorzüge dieser oder jener Marke gebe ich kein Urteil ab; das ist Geschmackssache. Ich habe auch keine vergleichenden Beobachtungen über die verschiedenartigen Behandlungen des Weines angestellt, sondern nur eine einzige Fabrik — allerdings eine der ersten — besucht und dort von dem curriculum vitae des Champagners etwelche Kenntnis genommen.

In dem Etablissement der Herren F. führte man mich in eine riesige unterirdische Halle, über hundert Schritte lang und entsprechend hoch und breit. Eine wahres Ungetüm von einer Tonne nahm den Ehrenplatz im Mittelgange ein; etliche Hunderte von kleineren, aber immer noch sehr respektablen Fässern lagerten in Reihen neben- und übereinander, parallel mit den Längswänden. Diese insgesamt zwischen 20 000 und 30 000 Hektoliter fassenden Behälter sind für die erste Unterbringung des von den Keltern kommenden Weines bestimmt.

Die Firma besitzt ausgedehnte eigne Rebengelände, aber ihr Ertrag deckt bei weitem nicht den Bedarf, weshalb kurz vor der Traubenlese ein paar Duzend Agenten im Lande herumreisen und Kaufverträge mit den Weinbauern abschließen.

In den Keltern wird peinlich darauf geachtet, daß weder unreife noch überreife Beeren unter die Presse kommen. Es findet eine minutiös sorgfältige Auslese statt, und die Kosten des Rohmaterials sind infolgedessen, besonders in ungünstigen Weinjahren, sehr hohe. Im Jahre 1887 zum Beispiel kam der aus den besseren Lagen stammende, frisch ausgepresste Most auf 5,50 Franken per Liter zu stehen. Einige Tage, bis der größte Saß sich niedergeschlagen hat, bleibt der Most in kolossalen offenen Ständen; dann wird er in neue Fässer abgelassen, die erst nach Verlauf von acht bis zehn Wochen, also um Weihnachten, ihren Inhalt an die Lagerfassung der vorerwähnten Kiejenhalle abgeben. Nach hier

durchgemachter Gärung geht's ans Mischen, das jeder Fabrikant nach der von ihm adoptierten Sondermethode vornimmt. Mischungen des Mostes aus verschiedenen Lagen werden dabei in allen möglichen Kombinationen vorgenommen. Der Mischungsprozeß vollzieht sich wiederum in mächtigen offenen Bottichen.

Der nach dem Mischen abermals in Fässer gebrachte Wein ruht jetzt ungestört bis in den Mai hinein, in welchem Monat für gewöhnlich das Abziehen auf Flaschen beginnt.

Ein wesentliches Moment ist die Qualität der Flaschen. Diese müssen außerordentlich widerstandsfähig sein, und die entsprechenden Kosten figurieren als recht erheblicher Posten im Fabrikationsbudget.

Je nach seinem natürlichen Zuckergehalt erhält der Wein bei der Flaschenfüllung einen größeren oder geringeren Zusatz von Rohrzuckerlösung, durchschnittlich drei Prozent. Die gefüllten und mechanisch fest verkorkten, aber noch nicht gedruckten Flaschen kommen nun in oberirdische Lagerhäuser, deren Temperatur auf einer Höhe gehalten wird, die die Kohlenäurebildung begünstigt. Ist diese im Gange, dann finden die Flaschen, genau horizontal gelegt, Platz in den Kellergewölben und bleiben dort zwei bis vier Jahre zur Ausreifung des Weines. Der Verlust infolge Platzens der Flaschen ist, wenn auch geringer als früher, heute immer noch recht beträchtlich; man rechnet durchschnittlich auf einen Abgang von sieben Prozent.

Nach vollendeter Reife werden die Flaschen auf Lager transloziert, in denen sie schräg mit den Hälsen abwärts ruhen. Die noch vorhandenen Sedimente sollen am Kopf sich sammeln, und um diesen Niederschlag zu befördern, wird jede Flasche täglich einmal um ein Achtel ihres Umfanges gedreht. Die betreffenden Arbeiter manipulieren dabei mit einer erstaunlichen Schnelligkeit und doch so sicher, daß genau in acht Lagen die Flaschen den Lauf um sich selber vollendet haben. Vier- bis fünfmal wird dieses Manöver wiederholt, dann ist in der Regel der Zweck erreicht; wenn nicht, wird mit der Schüttelmaschine (electriseur) nachgeholfen.

Nun durchschneidet man den provisorischen Verschluss, und die arbeitende Kohlenäure treibt den Propfen samt den Sedimenten aus der von dem Arbeiter horizontal gehaltenen Flasche, die aber im Augenblick der Explosion mit der Mündung nach oben gerichtet und rasch durch einen frischen Kork verschlossen werden muß. Dieses Abpritzen (Degorgieren) erfordert große Übung und Geschicklichkeit.

Zum Abschluß gelangt die Fabrikation mit dem Zusetzen des „Liqueurs“ und dem definitiven Versprossen und Verdrahten der Flaschen. Der Liqueur besteht aus sehr altem, schwerem, stark mit Rohrzucker verjühtem Weine.

In jüngerer Zeit wird, besonders in England, vin brut, das heißt Champagner ohne Liqueur, verlangt, doch ist die Nachfrage nach dieser Sorte noch eine verhältnismäßig beschränkte. Die Russen wollen ihren Champagner sehr süß, mit gut zwanzig Prozent Liqueurzusatz. Für den deutschen Markt werden zehn Prozent, für Amerika sieben bis acht Prozent, für England drei bis vier Prozent beigemischt. Insgesamt werden aus den Reims- und Epernay-Distrikten jährlich etwa fünfundschwanzig Millionen Flaschen nach dem Auslande verhandt.

## Der Mittelpunkt der Welt.

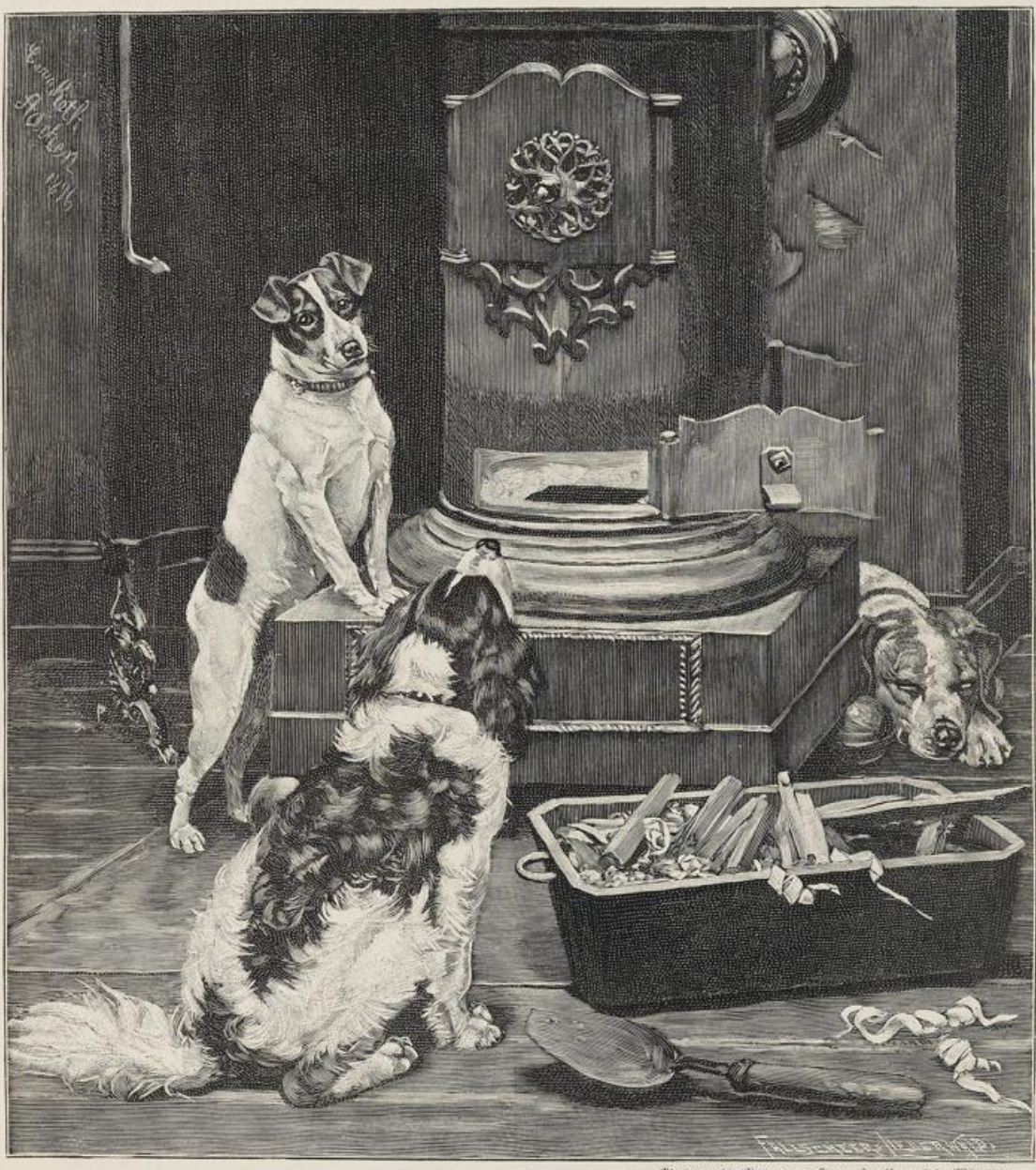
Märkische Sage.

In Poppan steht ein alter Stein:  
Dort soll der Erde Mitte sein.  
In Poppan hält man das für wahr,  
Und mir scheint es nicht sonderbar:  
Ein jedes Volk, das kleinste, hält  
Sich für den Mittelpunkt der Welt.

Georg Büttcher.



br-  
unt.  
den  
Der  
enen  
  
chte  
chem  
unt.  
chen.  
die  
often  
  
Bein  
auf  
e ge  
t ge  
uter,  
e die  
dann  
den  
e zur  
s der  
immer  
einen  
  
Lager  
wärts  
Kof  
wird  
anges  
ei mit  
genau  
lendet  
erholt,  
wird  
  
schluß,  
mit den  
altenen  
Mün-  
n Stof  
gieren  
  
aufehen  
i und  
s sehr  
ine.  
n brut  
ist die  
big be  
yr süß  
entföber  
bis ad  
emicht  
istritter  
ach den



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

### Ein kalter Tag.

Nach dem Gemälde von C. von Keth.

tticher.

di  
M  
w  
F  
m  
tr  
S  
m  
le  
ho  
di  
de  
zu  
fi  
ha  
m  
M  
in  
er  
we  
ein  
ich  
es  
G  
B  
er  
lan  
sch  
H  
H  
H  
S  
we  
her  
Be  
der  
un  
ein  
er  
geh  
an  
fie  
wa  
ma

# Mein Hauptmann.

Novellette

von

Emil Roland.

**E**s regnet beständig — auf die elenden, angeräucherten Ziegeldächer, auf die menschenleeren, tristen Gassen, auf die Höckerfrau, die stumpfsinnig an der Kirchenecke sitzt und ihre Aepfel anstarrt — auf die ganze Stadt.

Eine Stadt ist es, um sich darin tot zu langweilen — oder eigentlich nicht mal eine Stadt — ein Flecken — eine Ansammlung von ein paar Baracken um eine ziegelsteinrote Kirche herum, die niederträchtigste Garnison in ganz Oberschlesien — eine Stadt, in der man es jedem Bewohner verzeihen müßte, wenn er auf Dummheiten verfiel — aber leider ist nicht die leiseste Möglichkeit zu Dummheiten vorhanden. Die Mädels sind polnisch schmutzig, die Kneipen abscheulich, Umgegend gar nicht — dazu der Regen! Und obendrein das Bewußtsein, nichts zu sein als ein armer Lieutenant, der nichts hinter sich gebracht und auch nicht die geringste Aussicht hat, etwas vor sich zu bringen.

Der Regen ist mir auf die Laune gefallen — und der Brief!

Dieser Brief! Er trägt den Poststempel „Alaska“. Also da hinten ist er nun, irgendwo in jenem Amerika, in dessen Geographie ich so schwach bin — da reißt er nun in der Neuen Welt seinen Kummer tot, als wenn man in der Neuen Welt vergessen könnte, was einem in der Alten geschah! — Mein Hauptmann — ich kann nicht sagen, daß ich oft an ihn denke — es kommen Tage, wo ich es überhaupt zu keinem Gedanken bringe — aber wenn ich es thue . . .

Heute kann ich nicht anders. Der rührende Brief, den er gar nicht zu schreiben brauchte, den er nur schrieb, weil er weiß, daß er damit seinem langen Tom eine Freude macht — der Brief ist schuld! Nach meinem Gaul fragt er und nach meinem Hund, und ob ich abends zuweilen noch geige? Herr Hauptmann! Der Gaul ist krepirt, und den Hund hab' ich verwettet, und auf der Geige sind die Saiten zersprungen.

Ich könnte es ihm schreiben, aber ich weiß nicht: wenn das Geschreibsel vierzehn Tage reist, ist nachher alle Ursprünglichkeit von ihm weg — nichts Persönliches mehr, nichts Unmittelbares.

Und doch!

Drüben hat er gewohnt, wo jetzt wegen Umbaus der Strohdiesen warnend in der Luft schwebt — umsonst! Denn es geht doch niemand vorbei, dem ein Stein auf den Kopf fallen könnte.

Der Hauptmann also — sechs Jahr lang war er mein Gegenüber. Er hat mich sozusagen aufgepepelt. Als ich mit meinen langen Gliedern hier ankam, der „Fähnrich ohne Fleisch und Blut“, wie sie mich nannten, und als ich unschneidig genug war, beim ersten Marschieren in der Hitze eine Ohnmacht zu bekommen, da hat er mich auf sein Pferd

geleigt und in meine Bude transportiert, und weil keine Mutter oder Schwester für mich in erreichbarer Nähe existierte (erstere lebt in Köln, und die Schwester „steht“ in Mörchingen), da hat er mich aus dem Nervenfieber herausgepflegt — oho! so etwas vergißt man nicht so leicht.

Was ich geworden wäre ohne ihn?

Na, ich bilde mir nichts ein — viel ist's auch jetzt nicht, aber dann wär's jedenfalls noch ärger gewesen!

Er war gar kein sogenannter „besonderer“ Mensch, glaub' ich. Weder war er so extra klug — ich meine: carriermachend klug — noch beging er eine jener imponierenden Dummheiten, deren Andenken sich zweilen als Bonmot von Regiment zu Regiment fortpflanzt. Er that nie, was er nicht hätte thun sollen, aber er hätte doch allerhand Besonderes anstellen können — er mit seinem Geld!

Zuweilen bezahlte er jemand die Schulden. Das war der einzige Luxus, den er sich leistete.

Wenn er bei der Messe zwischen uns saß — wir andern alle arme Schlucker von da und dort, Offiziersöhne mit Corpserziehung und fünfzig Mark monatlicher Zulage — dann war er so eine Art Dase in der großen Mannmonswüste ringsum. Für unser-eins hatte das einen gewissen Nimbus: einer, der eventuell aus Liebe heiraten konnte!

Zuweilen hieß es, er sei verlobt, einmal mit der Oberstentochter, dann mit einem zugereisten Doktorsbesuch. Das erste Mal war es Klatsch, das zweite Mal Verwechslung.

Aber als er einmal nahe daran war, da ahnte es im ganzen Nest niemand — und niemand hat's gewußt außer einem, dem langen Tom, der hilflos dabei gestanden hatte und sich die Geschichte mit ansehen mußte, bis ihm vor Schmerz und Aerger die Augen feucht wurden.

Ach, und es war eine so unvernünftige Geschichte, eine so überflüssige Sache, die eines tragischen Ausgangs gar nicht bedurfte, die viel normaler hätte endigen können, wenn sie nur gewollt hätte.

Das ist ja nicht schlimm, daß Menschen sich verlieben, im Gegenteil, den meisten thut es gründlich gut, rüttelt sie durch und wischt ihnen vorübergehend den Alltagsstaub von den Seelen — aber in der Jugend soll man's thun, nicht kurz vor Thorischluß.

So wie es heute regnet, eigensinnig, fortwährend, mitleidlos, so goß es an jenem Tag, als er schied.

„Junge, wenn du mal Schulden machst,“ sagte er, „vergib nicht, daß ich lebe! Siehst du, ich hab' den Kummel hier satt, will mir die Welt mal von einem andern point de vue betrachten.“

Natürlich! Wird sich einer, der Geld hat, auch lebenslänglich an eine Scholle binden — noch dazu an eine wie diese hier, diese ewig naßgeregete?!

„Und noch eins!“ fuhr er fort. „Tom, wenn du das rechte Warum weißt, — die andern brauchen es ja nicht zu merken, weshalb ich gehe.“

Wir „aßen ihn ab“ und geleiteten ihn dann alle an die Bahn. Er war gütig und ruhig wie immer. „Auf Wiedersehen!“ johlten die andern ihm nach, als die Maschine davonfuhr. Ich mußte:

der kam nicht wieder! Mit dieser Gegend hatte er endgültig abgeschlossen!

Aus Smyrna schrieb er mir. Das nächste Jahr verbrachte er in Australien, dies Jahr Chicago, dann Alaska — eigentlich ein beneidenswertes Repertoire, das heißt, wenn die Erinnerung nicht mit ihm reiste, und die wird er in keinem Erdteil wieder los.

Aber so ist einmal das Leben!

Gegenliebe, wo kein Geld ist — und wenn die Verhältnisse geordnet sind, dann hayeri's mit der Liebe! Nirgend's Harmonie und Einklang!

\*

Im Manöver war's vor zwei Jahren.

Erst drückten wir uns durch verschiedene Dörfer schmutzigen Inhalts, schliefen auf Folterbetten und bekamen alle Tage zähe Hühner, dann quartierte man uns plötzlich zu sechsen auf ein Gut ein.

Tarnowa hieß das Gut, ein alter, malerischer Kasten mit hübschen Holzgeländern an jedem Stockwerk, mehreren ineinander geschachtelten Höfen und einem halbverwilderten Garten, der gerade darum so schön war, weil er jeder Dressur entbehrte.

Wir thut immer ein solcher Garten wohl! Wenn ich auf mein Leben zurückblicke — überall der Stempel der Dressur — meine Knaben- und Mannesexistenz, beide unter ihrem Zeichen, unerbittlich eingezwängt in die Samaschen des Hergebrachten und den Waffenrock des Muff! Wenn ich meine Umgebung betrachte — überall dasselbe! Solch ein Garten aber — da schießt und wächst alles durcheinander, wie es will, und frei, wie man selbst hätte wachsen mögen.

Statuen standen in dem Garten, am Haus befand sich eine Terrasse, auf der wir abends mit der Familie saßen, von oben sahen uns dann die Sterne in die Theatassen, und wir rauchten die Mücken fort, die sich aus dem Blumengewirr zu uns verslogen. Die Hausfrau spielte meist mit unserm „Jüngsten“ Galma, und der Hausherr politisierte auf meinen Hauptmann ein, der sich das in seiner Herzengüte auch ruhig gefallen ließ.

Das Gut hatte früher einem Fürsten gehört, war dann in andre Hände übergegangen und vom jetzigen Baron mit dem Geld seiner Frau, einer Wiener Banquierstochter, angekauft und ausgebaut worden.

Es war alles so urbehaglich und dabei das Parfüm des Wohllebens — so gar keine Schuldenangst in der Luft!

Sie hatten einen Sohn, der lange Jahre ohne bestimmten Zweck in der Welt herumgefahren war, sich von irgendwo eine Frau mitbrachte und jetzt auf dem Nachbargute saß — nach zahllosen Photographien zu schließen, ein blonder, zufriedener und beschränkter Mensch. Beschränktheit, die blonden Haare und der Reichtum — alles wohl Erbeil der Mutter. Das Bild seiner Frau war ultra-chic, so eins, bei dem sich in Hinsicht auf das andre die Worte aufdrängten: „Wie kommt die Frau zu dem Mann?!“

Es hieß, sie sei eine Russin.

Wir jungen Leute fühlten uns etwas nihilistisch angeweht — aber gerade darum zündete sie so! Wir waren ja alle noch unblasiert und kannten die

große Welt nur aus abgegriffenen Schmökern. So ein feines Porzellanköpfchen war's, halb engelhaft, und dann auch wieder ein kleiner Teufelszug um die Augen!

Wir saßen immer davor, wenn Barons nicht zugegen waren, und in Ermanglung lebender Gegenstände schmachteten wir die Schwiegertochter an.

Mein Hauptmann lachte uns aus.

Am Sonntag hieß es, sie kämen — die Kinder vom Haus nämlich. Wir waren alle tadellos frisiert und standen auf der Terrasse, als der Wagen seitwärts in den Hof fuhr.

Der Ghemann war eigentlich ein erbarmungswürdiger Mensch, sozusagen rührend beschränkt, nicht einmal elegant, trotzdem er die Moden aller Metropolen zu studieren Gelegenheit gehabt hatte; er war auch undressiert, aber im ungeschickten Sinn, nicht malerisch wie der wilde Garten, nur durchs Leben getragen von dem Paffe, den sein Name und sein Vermögen ihm ausgestellt. „Sie“ war genau wie das Bild, nur daß ihre Augen unbefriedigter dreinschaute wie zur Verlobungszeit — und hinter ihr stieg die Schwester vom Breat.

Die Schwester, die zu Besuch war.

Weshalb mußte sie auch gerade damals kommen?! Freilich, wir jungen Leute waren äußerst froh: eine Doppelausgabe der schönen Frau und dabei ledig — und wir vierundzwanzigjährig und Lientenants!

Als sie ins Zimmer kamen, stand der Hauptmann gerade beim Zeitungstisch; ich glaube, er hatte das Wagenraffeln ganz überhört, und als er sich beim Geräusch der Thür umdrehte, geschah es, daß er plötzlich vor der Schwester stand — und ich, der gerade dabei war, sah es binnen einer Sekunde, daß es mit meinem Hauptmann nicht in Ordnung war. Es flog jener Ausbruch über sein Gesicht, den ich schon öfters an Menschen wahrgenommen habe, die eine plötzliche Erleuchtung überkommt.

Und mir fiel es im selben Augenblick ein, daß sie sehr jung war und er fast ihr Vater hätte sein können, und ich weiß nicht: der Gedanke war mir gräßlich, weil diese Art von Mißverhältnis nun einmal nicht auszugleichen ist und doch nur selten eine Liebe vorkommt, die Stärke genug besitzt, eine Brücke über die Kluft zu schlagen.

Mir verdarb es zuerst die Stimmung. Dann gab ich mich wie die andern dem Vergnügen hin. Wir tranken endlos Sekt und waren sehr froh, als wir hörten, daß „die Kinder“ noch mehrere Tage bleiben wollten.

Der Hauptmann war so heiter, wie ich ihn noch gar nicht gekannt hatte. Damals beruhigte mich das; jetzt weiß ich: es ist psychologisch ganz natürlich! Wenn ein Herz spät zum erstenmal schlägt, so macht diese Empfindung glücklich, weil ihr Fehlen bisher eine Leere gab, die unbewußt jeder auszufüllen strebt, und die — wenn sie ausgefüllt wird — vorübergehend jene Jugendgefühle zurückbringt, die das Beste vom Leben sind.

\*

Es ist doch so ein gewisser Nimbus, den das Wort „Russin“ an sich hat, auch wenn man nicht

gerade an Sardouische und Schubinsche Nussinnen denkt. Ich weiß nicht — diese schnell denkenden Köpfechen, die so unduzendmäßig sind, und dabei eine gewisse aufregende Perspektive — ich meine nicht gerade Dynamitgeruch — sie wollen ja doch nicht alle Bomben schleudern! Dann dies gebrochene Deutsch und vor allem die Unschuld in den Augen, diese Weltfrauenunschuld, über der die Wimpern gemalt sind wie bei der ältesten Kofette.

Die jüngere war auch *type de sa race*, aber noch frisch, mehr Natur, noch ohne Erfahrung, ja, sie hatte zuweilen einen Auszug vom deutschen Mädchen-*genre*, und dann war auch kein Ehemann neben ihr, den sie schlecht oder gar nicht hätte behandeln können. Diese bessere Eigenschaft machte sie so reizend im Vergleich zur andern.

Wenn die Schwestern zugegen waren, sprachen wir unausgesetzt mit ihnen, das heißt: die redseligsten von uns, unser dicker Premier und unser begeistertster Major. Waren wir allein, so redeten wir von ihnen, und dann sagte auch wohl der Hauptmann ein Wort, immer ein gehalten vorsichtiges, denn die andern brauchten doch — weiß der Himmel! — nicht zu merken, was in ihm vorging.

Ich schlief neben ihm oder vielmehr: ich schlief nicht neben ihm, denn ich hörte es alle Mitternächte, dies verzweifelte Auf- und nieder-rennen eines Menschen, der mit einem Gefühl fertig werden will und mit jeder Anstrengung neu unterliegt. Und dann nicht wissen: soll man, oder darf man auch noch? Und dann die Jahre, die schuldlos aneinander gereihten, die man ja gar nicht gewollt hat, und die einem so widerwillig angehängt werden, bis man sich eines Tages sagt: mit der Jugend ist's aus, nun sieh zu, wie du dich mit dem andern abfindest!

Er hätte sich ja gar nicht in sie zu verlieben brauchen! Im ganzen deckte sie sich durchaus nicht mit der Norm, die er von den Frauen, wie sie sein sollten, aufzustellen pflegte. Aber — da half kein Meditieren, gethan hatte er's!

Und ich saß daneben, und er that mir in der Seele leid, denn das wußte ich ja: schwesterlich gern hatte sie ihn — jetzt, wo kein rechter Blender in der Nähe war, nur wir andern guten Kerle, die wir von der Schönheitsgöttin bei der Geburt nicht das mindeste mitbekommen hatten. Aber die *Ker* Schwadron lag ja drei Dörfer weit, es konnte nicht fehlen, daß die einmal herüberkamen, und da war der Lanoy dabei, der überall auf Abenteuer lief und dem dieser Typ gewiß wie gefunden kam.

Wenn er doch vorher sprechen — oder nein — lieber den Lanoy noch abwarten wollte! Denn vielleicht sah er dann, daß nicht viel an ihr zu beklagen war, wenn sie sich entpuppte als wetterwendischer Firt!

Am Morgen darauf ritten der Hauptmann und ich nach der Uebung auf einem drei Stunden weit entfernten Rittergute vor.

Der Besitzer, ein alter Graf Raschin, saß im getäfelten Wohnzimmer vor dem Sektübel und ihn gegenüber — richtig, da war er ja schon, *le beau Lanoy*!

Den schmalen Kopf in die Hand gelegt, saß er möglichst leger da. Er hatte sich den Uniformrock aufgedröpft und zurückgeschlagen, so daß ihm das rote Futter etwas Generalmäßiges gab, „so einen Zukunftsvorgehmad!“ pflegte der Bescheidene zu sagen. Seine elegante Wäsche, durch die er berühmt war, stand ihm in ihrem blendenden Weiß sehr gut zu Gesicht, zu dem feinen, melancholischen Mädchengesicht mit dem gelockten Schnurrbart. Er war der Gigerl des Regiments; er trug winters seidene Spanletten, machte jede Uniformmode mit, sobald sie in Berlin, dem Himmel der Lieutenants, entdeckt war, trug prächtige Diamantringe und — selbstverständlich! — ein noch prächtigeres Armband. Zu all diesem Luxus liebte er in seiner Garnison eine verheiratete Frau und hoffte mit dieser auf den Tod ihres Mannes, was diesen natürlich gut konservierte, ihm aber einen Nimbus gab — so einen Leihbibliothekschmücker-Nimbus — aber er zog doch sehr beim andern Geschlecht!

Lanoy rauchte und blies mit blasierter Lippenbewegung den Dampf in die Luft. Er hatte immer etwas Elegisches, Triumphmüdes — aber natürlich! mich und meinen Schlag übertrumpfte er auf dem Parkett jedesmal.

Wir tranken mit. Graf Raschin war sehr aufgeräumt.

„Sind die jungen Erdmannsdorfer in Tarnowa?“ fragte er; dann lakonisch: „Schwester mit?“

„Eine Schwester? Ledig?“ fragte Lanoy.

Dem Hauptmann zuckte es schon um die Stirn. „Was sind denn das für Menschen, die jungen Erdmannsdorfer?“ fuhr Lanoy fort. „Ich muß nämlich dorthin als Quartiermacher für die *Ker*.“

„Er, der Erdmannsdorf, ist, milde gesagt, eine Null,“ versetzte Raschin. „Die Frau — na, so ganz verbrüht dürfte die Familie nicht sein — Rußen, die zwischen Paris und Berlin leben — natürlich unvermögend, aber hochelegant. Ich für meinen Teil habe dies Genre gründlich satt — alles berechnende Frauzimmer — wenn eine den Erdmannsdorf nimmt, so ist das selbstverständlich bare Spekulation — keine Spur Herz.“

„Und die Ledige?“ näselte Lanoy.

„Noch ledig,“ sagte Raschin, „aber sieh mir gerade aus, als mache sie's bei nächster Gelegenheit wie die andre — ich meine, wenn ihr ein reicher Gimpel in die Falle gerät!“

Der Hauptmann brach eilig auf. Dem Raschin war ja schließlich nichts übelzunehmen — was so Herren bei Sekt und Zigarren sagen!

Lanoy ritt mit uns nach Tarnowa. Er saß sehr gut zu Pferd, auch mit des Reides Augen gesehen. Ein superbes Pferd, dreimal prämiierter Wettrenn-gaul, — natürlich war Lanoy enragierter Sportsman — dasselbe Pferd, mit dem er in seiner Garnison täglich der schönen Gattin des Totgehofften und Wunschkonservierten Parade ritt.

Er unterhielt uns ununterbrochen vom Baden-Badener Herbstrennen und erging sich in überschwenglichen Lobsprüchen auf den Jockey Fred Gramper.

In Tarnowa empfing uns nur der Hausherr, alle andern hielten Siesta.



Samuel Goldschmidt. Bild des Gemäldes von W. Seiffert.  
Reproduction des Bildes Gemäldes von Seiffert.

Vor Tisch erst wurde Lanoy den Damen vorgestellt. Er engagierte sofort die Schwester dem Major weg und saß neben ihr, all seine Raketen versendend.

Der Hauptmann war schweigsam. Ich paßte wie ein Schießhund auf. Die kleine Russin benahm sich höflich und gesprächig; aber einmal sah ich, wie sie den Lanoy anschaute, von der Seite — so von unten nach oben, von seinen milchigen Ringfingern bis zur malarischen Stirnlocke — und dann lächelnd, mit einem winzigen Anflug von Geringschätzung.

Nach Tisch standen wir auf der Terrasse. Lanoy klebte noch immer neben seiner Dame, und mein Hauptmann hielt sich ganz fern. Er sah auf das Rhododendronbeet unter dem Eisengitter, und weil er so seltsam hinunterblickte, so traurig, unruhig, konnte ich nicht lassen, ihm eine Art von Trost zu spenden.

„Heut girrt der Lanoy umsonst,“ sagte ich; „seine Dame läßt ihn gründlich abfallen.“

„Meinen Sie?“ fuhr er auf und sah plötzlich ganz erleichtert aus. Die Augen der Liebe sind ja immer argwöhnisch; er traute seinem Urtheil offenbar nicht ganz.

„Und,“ fuhr ich fort, „was mir an der jungen Dame so besonders gefällt: sie ist nicht die Spurefotet!“

Er sah mich forschend an. Ob er meinte, ich hätte ihn erraten? Ich machte mein dummstes Gesicht, paßte in die Luft und freute mich, daß ich ihm eine Wohlthat hatte erweisen können.

Gegen Abend wurde geritten — Frau von Erdmannsdorf mit dem Major, der immer enthusiastischer für sie wurde — der Hauptmann mit der Schwester. Den Lanoy hielt ich künstlich zurück. Langweilig, wie „Damenherren“ in männlicher Gesellschaft fast immer sind, saß er mit seiner Sportszeitung in der Divanecke und stieß ab und zu die Stirnlocke in die gehörige Welle zurück. Dazwischen gähnte er und bemerkte schließlich: seine Tischnachbarin sei die erste Russin seiner Bekanntschaft gewesen, die „keine Schmeid“ gehabt hätte.

Draußen duftete die Welt nach Heu, Azaleen und Akazienblüten. Die Dämmerung sank über den verwilderten Garten; ich stieg hinunter und that mir eine Güte, über den unebenen Boden hinzustolpern und zuweilen gegen eine Rose oder eine blühende Geißblatranke anzurennen. Dann hörte ich Getrappel. Die Reiter kamen wieder. Der Hauptmann half ihr vom Pferd. Gott, wie glücklich er aussah! Himmel, wenn das nur so bleiben konnte!

Nach Tisch nahm mich plötzlich der Erdmannsdorfer unter den Arm und zog mich in das Arbeitszimmer des Gutsherrn. Die Wände wimmelten dort von Geweihen, und gespenstisch langzackige Schatten huschten über die Tapete. Das Licht — ich seh' es noch heute — wurde vom Abendwind, der durch das offene Fenster drang, hin und her geworfen.

Schlimm, wenn einer so beschränkt ist! Aber warum nahm man ihn auch zu solch diplomatischer Sendung?

Er fragte ungeschickt und unverblümt nach den finanziellen Verhältnissen des Hauptmanns, und dabei kam es denn heraus: der Hauptmann hatte gesprochen und die Erdmannsdorfer sich acht Tage Bedenkzeit erbeten. Die kleine hatte die Bedenkzeit zwar für unnötig befunden, aber — nein! Wie beschränkt dieser Erdmannsdorfer war! Er plapperte alles aus. Eigentlich wäre der Hauptmann doch keine rechte Partie für so jemand wie seine Schwägerin, und wenn er nicht sehr vermögend wäre —

Pfui, der Schacher!

Sie war unschuldig, denn ich sah sie kurz nachher neben meinem Hauptmann stehen. Gewiß, an dem Abend hatte sie ihn gern, herzlich gern, so gern, wie diese auf Berechnung erzogenen Weltfinder jemand gern haben können. Sie fühlte vielleicht instinktiv, daß sie vor einem Kreuzweg stand, wollte absichtlich den andern Weg wählen wie ihre Schwester, nicht den Pfad zum vanity fair, zum unbefriedigten Heßen nach Lebensgenuß. Ein Stück idealeres Denken — nicht anerzogenes, nur zufällig vorhandenes — sprach mit bei ihr, und dann die rührende Liebe von ihm, jene überbrückende Liebe, die über die Klüft der Jahre hinwegreicht.

Ich schlich mich früher als die andern fort; ich wollte nicht mit ihm reden müssen, nicht heucheln müssen, daß ich nichts wüßte — und nicht zugestehen, daß ich etwas wüßte, weil — nun, weil man doch das Spätere nie voraus weiß.

Zwei Tage später gab der Raschiner ein großes Zaubersfest.

Seine Schwester, eine Generalswitwe aus Posen, machte die Wirtin. Die ganze Umgegend tanzte dort und alles, was in der Nähe manövierte.

Ich habe selten so toll tanzen sehen. Die himmlische Sommernacht mochte schuld sein, vielleicht auch die Weine des Raschiners und die ungarische Musik, die wie ein Hauch der Puszta, wie abgerissene Strophen Lénau'scher Zigeunerlieder unmittelbar in das moderne Getriebe klang.

Man sah die verschiedensten Uniformen; mir schienen die meisten verhältnismäßig inhaltslos; ich war von der langen Morgenübung zu abgesspannt, um mich dem Menschenstudium hinzugeben. Da sah ich — es schlug bereits Mitternacht — den Hauptmann in einer Fensternische, den Blick unverwandt auf die jüngere Schwester geheftet — einen angstvollen, unruhigen Blick.

Sie walzte durch den Saal. Ihr Tänzer... Ich fragte meinen Nachbarn sofort, wer der blasse Artillerist mit der Stirnmarke sei?

„Das ist ja der berühmte Hans Balaghi!“ sagte der Dragonerpremier, verwundert über meine Frage. Hans Balaghi — natürlich hatte ich von ihm gehört! Wer kannte ihn nicht in den östlichen Regimentern? Ja, und nun war ich auch sofort orientiert in der ganzen Erscheinung. Die Narbe an der Stirn war die Säbelnarbe, die der unglückliche Prinz Joon ihm in der schlimmen Wiener Affaire hingezeichnet; das Band an der Brust war die Rettungsmedaille dafür, daß er bei der großen Feuersbrunst

in Langburg drei Menschen mit Lebensgefahr aus den Flammen trug; der Kopf war es, den der bekannte Maler F. zu seinem berühmten Alexanderbilde nahm; die Hände waren es, mit denen Hans Balaghi die Geige spielte wie ein neuer Mattenfänger.

Wie Lanoy gegen ihn abfiel, der in seiner weichen Eleganz unzufrieden unter einer Palme lehnte!

So wie Balaghi zu sein, war ein Kunststück — so ganz Weibergeschmack und doch nicht schöner Mann im flachen Sinn — auch von Männern anerkannt, selbst von Neidern — ein Glitemensch.

Und Hans Balaghis Dame?

Nein, ich konnte jetzt nicht mehr zu meinem Hauptmann treten, um ihm zu sagen, daß sie ihren Herrn abfallen lasse — ich hätte dann lügen müssen.

Die beiden standen jetzt am Kamin. Wer es sehen wollte, konnte es sehen, daß Balaghi es von neuem auf eine Eroberung abjah, und daß er Glück hatte wie immer.

Mit aufeinandergepreßten Lippen stand der Hauptmann da.

Nach dem Walzer war Ruhepause. Raschin trat zu den beiden, sprach mit ihnen, und dann stand Hans Balaghi auf, ging zu einem der Musiker, nahm ihm die Geige ab, stimmte sie — und dann spielte er.

Ich für meinen Teil bin nicht musikalisch — die junge Russin war's aber, das mag sie entschuldigen. Man sagt, daß viel Unverantwortliches geschieht so „auf Flügeln des Gesanges“!

Er stand mitten im Saal, und das bunte Licht aus dem venetianischen Kronleuchter flimmerte über ihn hin.

Natürlich! Wenn einer sich heute ritterlich duelliert und trägt morgen Menschen aus dem Feuer und hat einen Kopf wie Alexander, da er nach Indien zog, und spielt Geige wie ein Künstler von europäischem Weltruf — wie soll der nicht ein Mädchen blenden, das von so oberflächlicher Bildung und so weltlich erzogen war wie dieses!

Ich hatte gar keinen Grund, so wütend zu sein, wie ich es war, und doch hätte ich der jungen Russin die Augen verbinden und Hans Balaghi die Geige entzwei schlagen mögen — jawohl, die Geige! Denn ich weiß, daß meinem Hauptmann ihre Töne in der Seele weh thaten, so etwa, wie wenn jemand mit stumpfem Bleistift über ein blechernes Theebrett hinträgt.

Er ging plötzlich zu seiner Braut hinüber, die den Fächer im Schoß, mit halbgeöffneten Lippen dasaß. Sie sprachen ein paar Worte — erst war ihr Ausdruck verändert, dann erzürnt, dann gleichgültig. Als er ging, grüßte sie kühl — dann zuletzt sah sie ihm eine halbe Minute nach, so wie man einem entwindenden Bilde nachschaut, von dem einem plötzlich klar wird, es hätte doch vielleicht kostbarer sein können, als man gedacht.

Dann — dieser Balaghi geigte, als habe er alle Zigeunermelodien der fernen Puzta in seiner Gewalt, es war eine förmlich hypnotisierende Melodie, und dabei seine Narbe — und die Medaille — und das blasse Oval.

Bah! Wie sollte das alles meinen armen Hauptmann nicht ausstechen in einer Welt, die sich scheinbar darauf kapriziert, alle Sachen so ausgehen zu lassen, wie sie am unerquicklichsten sind.

Ich kam in jener Nacht früh nach Tarnowa zurück. Da trat er mir auf dem Flur entgegen, übernünftig, reisefertig.

„Tom,“ sagte er, „drinnen liegt ein Brief an den Major — ich muß plötzlich abreisen — ich — leb wohl, Tom!“

Ich geleitete ihn in den Hof, an sein Pferd.

„Tom,“ sagte er noch einmal, „warum sprichst du nicht?“

Mir blieben die Worte in der Kehle stecken.

„Tom,“ fuhr er fort, „es ist nicht gut, wenn man auch einmal thöricht ist! Man hat's zu büßen! Merk dir das.“

Und er ritt davon in den anbrechenden Morgen, in den aufblühenden Sommertag, dessen Sonne langsam an den fernen Hügeln emporwanderte.

Natürlich hat Balaghi die Russin nicht geheiratet; sie war für ihn nur eine Unterhaltung en passant, eine Manöver-Episode.

Acht Tage lang machte er ihr die Cour, so was man sagt: auf Tod und Leben, dann verschwand er.

Er soll übrigens während jener Zeit in den Fesseln einer großen Diva gelegen haben, die ebenso schön sang, wie er schön spielte. Ein Jahr darauf heiratete er dann eine reiche Amerikanerin — Vanderbilt oder so was Aehnliches.

Die russische Schwester soll sehr um ihn getrauert haben — dann, als ich sie wieder sah, war ein Umschwung eingetreten. Ich glaubte, die ältere Schwester vor mir zu haben — sie hatte denselben Entwicklungsgang durchgemacht, von dem harmlosen Weltkind zur berechnenden Welt dame.

Sie war seit einem Vierteljahr die Frau des Grafen Raschin, der bei seinem Selbstmord den Gimpel bedauert hatte, der in dies Netz laufen würde.

In dieser Gegend machen die beiden russischen Schwestern noch immer Furore. Sie behandeln ihre Männer schlecht und andre Männer gut. Sie sind schön und chic — keine Engel, aber auch nicht schlimm.

Daß ich sie nicht leiden kann, ist Privatfache.

## Die Erschwerung des Frauenstudiums. \*)

Von

Richard Wulckow (Darmstadt).

Der diesjährige Brüsseler Frauenkongreß scheint seinem äußern Erfolge nach nicht allzu glänzend abgechnitten zu haben. Auch die bedeutendsten Zeitungen brachten nur kurze und unwesentliche Notizen, und selbst die Brüsseler Presse stand dem Kongreß völlig gleichgültig gegenüber, aus allen Berichten geht aber mit voller Klarheit hervor, daß der Eindruck und Erfolg des vorjährigen Kongresses in Berlin viel bedeutender und mächtiger war. Frau

\*) Wir freuen uns, unsern Lesern mitteilen zu können, daß Herr Dr. Richard Wulckow, der bekannte geistvolle Schriftsteller, die brennende Frauenfrage in einer Reihe von Artikeln behandeln wird, die dem praktischen Gesichtspunkt wie dem idealen in gleicher Weise Rechnung tragen. D. R.



Minna Cauer, die kluge und einflußreiche Vorkämpferin der Frauenbewegung, zieht in der von ihr herausgegebenen „Frauenbewegung“ eine interessante Parallele, in der sie die gewaltige Beteiligung der deutschen Frauen an dem Berliner Kongreß dem auffallenden Mangel an Interesse bei den Belgierinnen und Brüsselerinnen, die Berliner Begeisterung der kühlen Ruhe der belgischen Hauptstadt, die gefüllten großen Berliner Versammlungsräume dem halbgefüllten Brüsseler Saal gegenüberstellt, „der vielleicht überhaupt nur fünfhundert Personen hätte fassen können . . .“

Ob die geringe Beteiligung an dem Brüsseler Kongreß auf Zufälligkeiten beruht oder tiefere innere Ursachen hat, wird sich vorderhand nicht so leicht feststellen lassen; jedoch erscheint es nicht unmöglich, daß der zornige Eifer, die Härte und Bitterkeit gegen die Männer, die sich auf den Frauenkongressen bisher fast immer gezeigt und die ruhige Diskussion getrübt haben, bereits ihre schlimmen Folgen zeitigt haben. Als im Sommer vorigen Jahres die matten Beschlüsse des Reichstags bezüglich der rechtlichen Stellung der Frauen in dem Entwurf des neuen bürgerlichen Gesetzbuches bei den denkenden und urteilenden Frauen lebhaften Unwillen hervorriefen, weil die vermögensrechtliche Unselbständigkeit der Frauen dadurch aufs neue bekräftigt schien, da war es begreiflich und natürlich, daß die Berliner Frauen sich zu einem feierlichen Protest gegen die ihnen zugefügte gesetzgeberische Unbill im Namen aller gleichdenkenden Genossen zusammenthaten und nach eingehender und erregter Diskussion eine Resolution einstimmig annahmen, in der die einzelnen Punkte, welche die Rechtsungleichheit der beiden Geschlechter am schärfsten bezeichnen, klar und scharf hervorgehoben wurden.

So weit war alles richtig und verständlich, und es war auch vorauszu sehen, daß temperamentvolle Naturen im Eifer der lebendigen Rede nicht gar ängstlich jedes Wort abwägen würden. Es muß aber doch gesagt werden, daß einzelne Rednerinnen das Maß des Erlaubten durchaus überschritten und an Schärfe und Erbitterung gegen Parteien und Personen so viel angewendet haben, daß der überzeugte wohlwollende Freund der rechtlichen Selbständigkeit der Frauen gegen diese Maßlosigkeit Verwahrung einlegen mußte. Wenn der frauenfreundliche Abgeordnete Rickert diese scharfen und ätzenden Worte mit der Summe von Unmut entschuldigte, die sich allmählich in den Herzen der vorwärts strebenden Frauen angesammelt hat und sich nun gewaltig Luft machen muß, so wollen wir nicht darüber mit ihm rechten; er vergißt aber, daß solche Bitterkeiten und Uebertreibungen, wie sie von einzelnen jüngeren Rednerinnen beliebt worden, einen schlimmen Stachel zurücklassen und, was hier für uns die Hauptsache ist, der ganzen Frauenbewegung und den völlig berechtigten Forderungen derselben die ernstesten Schwierigkeiten in den Weg legen müssen. Ich erinnere nur an die Worte einer juristisch gebildeten jungen Rednerin, die auch jetzt in Brüssel ihr Licht hat leuchten lassen. Sie sagte: „Der neue Reichstag wird eine andre Physiognomie zeigen, denn er wird unter dem Einfluß der Frauen gewählt werden. Eine junge Partei ist auf dem Kampfplatz erschienen, und es wäre nicht das erste Mal, daß eine solche Partei moralische Verkommenheit und Fäulnis hinwegfegt“. Wenn im Augenblick der Erregung solche Rodomontaden auch von der Majorität mit dem üblichen „stürmischen Beifall“ begrüßt werden, so ist das ironische Lächeln oder die skeptische Miene des besonnenen Hörers dagegen stark in Anschlag zu bringen, denn sie bedeuten den schlimmsten Erfolg, den eine solche Brandrede haben kann. Neuerdings besolgen die einberufenden Damen die richtige Taktik, daß sie vor Eröffnung der Diskussion durch den Mund der Vorsitzenden ernstlich und dringend um Maß und Ruhe bitten.

Der Ton des Triumphes und der Siegesgewißheit, durchsetzt mit bitteren Ausfällen gegen die bösen und verkommenen

Männer, die sich von der absoluten Gleichberechtigung der Geschlechter noch immer nicht haben erfüllen lassen, hat doch dann nur Zug und Grund, wenn ein unerträglich sicheres Fundament für die Frauenbewegung im Volksbewußtsein der weitesten Kreise ein für allemal gewonnen ist, wenn über alle wesentlichsten Ziele derselben unter allen Gebildeten ein Sinn und eine Meinung herrscht. Es wäre nun aber ein großes Verkennen der Situation oder eine sträfliche Selbsttäuschung, wenn die Führerinnen an eine solche Uebereinstimmung in der gebildeten Welt bezüglich der von ihnen erstrebten Ziele ernstlich glauben sollten oder wenn sie gar meinten, daß sie durch kühne und scharfe rednerische Vorstöße neuen Boden für ihre Bestrebungen finden könnten.

Die neuen Rechtsanschauungen über die Stellung der Frau im bürgerlichen Leben dringen sehr langsam in die Massen und bedürfen zu ihrer Verwirklichung unermüdet, geduldiger und langer Arbeit. Jeder Uebereifer, jede Häßin, die sprungweise ihre Ziele erreichen will oder glaubt durch trotzigen Angriff erzwingen zu können, was nur durch ruhige, überzeugende Ueberredung gewonnen werden kann, ist gerade hier unberechenbar schädlich. Es handelt sich bei der Frauenbewegung noch immer um die ruhige und sichere Befestigung des Fundaments, zu der wir in erster Linie die Erweiterung der Erwerbsfähigkeit der Frau zu rechnen haben.

Läge die Sache anders und wäre dies Fundament im Bewußtsein und Urtheil der Gebildeten bereits gesichert, so wäre die Ablehnung der bekannten Petition von Helene Lange und Marie Mellien um freie Zulassung der Frauen zum Besuch der Universitäten in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 24. Juni eine Unmöglichkeit gewesen! Die Bedeutung dieses parlamentarischen Ereignisses ist meines Wissens von den Zeitungen gar nicht erörtert worden, nur die Verhandlung selbst mußte für sich sprechen. Und diese Thatsache ist bedauerlich. Denn durch sie ist einseitig jede Aussicht beseitigt, den wahrhaft unerträglichsten Verationen, die dem akademischen Studium der Frauen in einem auf seine Kultur mit Recht stolzen Lande auf Schritt und Tritt begegnen, endlich ein Ziel gesetzt zu sehen. Da man nicht annehmen darf, daß die Abgeordneten etwa aus Groll über die ihnen gelegentlich seitens der Frauenrechtlerinnen gependeten „Höflichkeiten“ die genannte Petition durch Uebergang zur Tagesordnung abgelehnt haben, so darf man bis auf weiteres annehmen, daß die Frauenfrage für die Majorität unserer Volksvertreter noch nicht Gegenstand erwünschten Studiums geworden ist, wie sie es verdient. Die Debatte würde sonst nicht an der Oberfläche stehen geblieben sein, sondern die tiefere sittliche Bedeutung einer vertiefteren Beschäftigung der Frauen mit unserm geistigen Leben dargelegt haben. Außer dem Abgeordneten Rickert, der kurz und bündig die Zulassung der Frauen zum Studium forderte und die Befürchtung eines Wettbewerbs wegen der geringen Zahl der Bewerberinnen als völlig überflüssig abwies, stand nicht ein Redner auf der Höhe der Situation, das heißt: nicht einer wußte das notwendige „kräftige Wortlein“ für die Freigabe des Frauenstudiums auszusprechen, nicht einer die Ungerechtigkeit hervorzuheben, die grell zu Tage tritt, wenn man die Willenskraft und Ausdauer von geistig leistungsfähigen Mädchen durch einfache Negation lahm legt. Wer in seiner amtlichen Thätigkeit diese Leistungsfähigkeit an einem großen Kreise erwachsener Mädchen kennen und würdigen gelernt hat, der wird jener Härte des Verjagens nur mit erstem Bedauern gegenübersehen. Die von der Berliner Universität zu Anfang des vorigen Sommersemesters erlassenen Bestimmungen für die Zulassung von Frauen zu den Universitätsstudien boten eine solche Häufung von Schwierigkeiten, daß den Frauen thatsächlich nichts anderes übrig blieb, als durch eine Petition an das Abgeordnetenhaus den entscheidenden Versuch zu machen, sich freie Bahn für ihre Bestrebungen zu schaffen.

zung der  
hat doch  
sicheres  
müht  
t, wenn  
gebildeten  
um aber  
sträfliche  
he Ueber-  
von ihnen  
sie gar  
che Vor-  
nnten.  
ung der  
in die  
müddeter,  
ede Haft,  
t durch  
ruhige,  
si gerade  
Frauen-  
festigung  
weiterung  
ment im  
chert, so  
Helene  
Frauen  
des Ab-  
hkeit ge-  
reignisses  
erörtert  
sprechen.  
h sie ist  
merträg-  
r Frauen-  
ande auf  
zu sehen.  
ien etwa  
Frauen-  
Petition  
aben, so  
Frauen-  
och nicht  
e sie es  
berfläche  
bedeutung  
unserm  
eordneten  
uten zum  
tberwerbs  
s völlig  
der Höhe  
stwendige  
studiums  
rzuheben,  
raft und  
durch ein-  
n Thätig-  
wachsender  
ird jener  
egenüber-  
fang des  
für die  
oten eine  
nen that-  
Petition  
erfuch zu  
schaffen.



Der Dauerfahrer Alfred Köcher-Berlin mit seinen Schrittmachern. (3000 Meter-Weltrekord.)  
Nach einer Momentaufnahme von Jui. Kropotkin in Berlin

Er ist mißglückt, und niemand kann absehen, wann endlich unsern Töchtern der Zugang zu den Hörsälen ohne hochnotpeinliche Vorschriften frei und unbehindert offen stehen wird. Diesen erschwerenden Vorschriften setzt jener Paragraph die Krone auf, durch welchen „nach Prüfung der Zeugnisse und Ausstellung des Erlaubnis-scheins durch den Herrn Rektor die Einwilligung der Professoren und Dozenten, deren Vorlesungen zu hören gewünscht wird, einzuholen ist“.

Man sollte doch meinen, daß die Einwilligung dieser Herren nach der Genehmigung der oberen Instanzen eine ganz selbstverständliche wäre. Was geschieht nun aber, wenn dieser oder jener von den Herren Dozenten die erbetene Erlaubnis verweigert, was bei der an der Berliner Universität noch immer vorherrschenden Stimmung, die eine starke Stütze an dem nun abgetretenen Rektor Professor Brummer fand, immerhin sehr wahrscheinlich ist? Hat doch selbst ein so hochstehender Gelehrter wie Hermann Grimm seine Kollegen den Damen ohne weiteres verschlossen, obwohl gerade seine Gegenstände (litterarische und kunstgeschichtliche) ihnen interessant sein mußten! Ist die Zulassung zu den Vorlesungen in das Belieben der Dozenten gestellt, dann ist die ganze Verfügung des Herrn Ministers thatsächlich illusorisch. Nicht mit Unrecht hat der Abgeordnete Rickert in jener Sitzung vom 24. Juni es für wünschenswert erklärt, die Namen derjenigen Professoren zu veröffentlichen, die den Damen den Zutritt zu den Vorlesungen verweigern.

Auf dem vorjährigen Kongreß der Evangelisch-Sozialen in Stuttgart erstattete der damalige Rektor der Universität, Herr Professor Adolf Wagner, Bericht über seine mit den Hörerinnen gemachten erfreulichen Erfahrungen. Er betonte, daß irgend welche formellen oder materiellen Mißstände sich seit der Teilnahme der Damen an den Vorlesungen in keiner Weise gezeigt hätten, „der Ton sei geradezu besser geworden“. Er würde es als eine Schande der deutschen Jugend bezeichnen, wenn die studierenden Damen irgendwie belästigt würden. Die Damen seien ganz besonders eifrig und fleißig. „Nach diesen Erfahrungen können wir sagen,“ so schloß Professor Wagner seine bemerkenswerten Ausführungen, „es wird den Frauen der Besuch der Hochschule erleichtert werden.“

Man geht wohl nicht fehl mit der Annahme, daß diese erfreuliche Aussicht die obengenannten Antragstellerinnen zu ihrer Petition bestimmt hat. Denn man durfte in der That annehmen, daß diese kompetenten Ausführungen Wagners an den betreffenden Stellen Beachtung finden würden, daß die noch bestehenden Erschwernisse nach solchem Zeugnis fallen, daß besonders Wagners Nachfolger im Berliner Rektorat, Herr Professor Brummer, sich freundlicher zu den berechtigten Ansprüchen der Damen stellen würde. Man durfte wohl auch annehmen, daß das Parlament sich nun etwas näher mit diesen Dingen beschäftigen und jener Petition ein geneigtes Gehör schenken werde. Aber nichts von alledem geschah. Professor Brummer ging nicht auf die Anregung seines Amtsvorgängers ein, ja er verweigerte sogar dem Fräulein Lange einen Raum in der Universität zur Abhaltung eines Vortrags. Man darf hoffen, daß die am 3. August erfolgte Wahl des bekannnten Professors Schmoller endlich einen Umschwung in diese unhaltbaren Zustände bringen werde, wobei freilich nicht vergessen werden darf, daß er auf dem evangelisch-sozialen Kongreß zu Erfurt erklärte, daß die Frau nicht in den Konkurrenzkampf mit den Männern geworfen werden dürfe.

Nachdem das Abgeordnetenhaus die erwähnte Petition mindestens ebenso oberflächlich und befangen behandelt hat, als der Reichstag im vorigen Frühommer das Vereins- und Versammlungsrecht behandelte, wäre es doch endlich an der Zeit, daß unsere Parlamentarier mit mehr Wohlwollen und Unbefangenheit die Frauenfrage prüfen und den „berechtigten Kern“ von der Forderung voller Gleichberechtigung unterscheiden möchten, die ja doch nur von einem kleinen Teile

der Frauenrechtlerinnen geltend gemacht wird. Bei wirklich unbefangenen Verhalten könnten sie nicht dabei stehen bleiben, den geistig begabten und willensstarken Frauen, deren Sinn und Neigung der geistigen Arbeit zugewendet ist, ihren schon ohnehin schwierigen Weg durch künstliche Einschränkungen erschweren oder verlegen zu wollen. Darin muß in einem Kulturstaate die Frau dem Manne gleichstehen, daß sie sich in allem bilden und fördern darf, wozu Neigung und Begabung sie treibt, und von diesem Standpunkt, den schon Fanny Lewald vor etwa dreißig Jahren mutig und zugleich logisch zu vertreten wußte, müssen die erschwerenden Bestimmungen für das Frauenstudium an allen deutschen Hochschulen aufs eifrigste bekämpft werden. Darin man doch nicht vergessen, daß jene Frauen, die sich aus reinem, innerem Trieb dem Studium widmen und durch dieses mühtige Loslösen vom alten Herkommen sich mit den Anschauungen weiter Kreise in Gegensatz stellen, doch thatsächlich mehr Anerkennung und Wohlwollen zu beanspruchen haben als jene ungezählten Tausende, die in trägem Dahinträumen, dekoriert durch allerlei wahllose Lektüre, Klavier-spiel oder „Malen“ ihre Tage müßig hinbringen oder das „Vergnügen um jeden Preis“ auf ihre Fahne geschrieben haben.

Man begegnet heutzutage häufig der Anschauung, daß eine ernste wissenschaftliche Ausbildung der Frauen in der Gegenwart leichter erworben werden könne als früher. Mir scheint das nur in dem einen Sinne richtig, daß man jetzt mehr als früher Einrichtungen trifft, die solche Ausbildung begünstigen; im übrigen halte ich die geistige Bildung der Frauen jetzt für schwieriger als zu irgend einer andern Zeit. Das moderne bunte Leben erfasst unsere junge weibliche Welt mit unwiderstehlicher Gewalt; die Zunahme des bürgerlichen Wohlstandes lehrt mit jedem Tage neue Bedürfnisse kennen, der wachsende Luxus mit seinen unerfreulichen Begleitererscheinungen drängt den Sinn für geistige Thätigkeit und geistigen Besitz mehr und mehr zurück. Unsere „im Zeichen des Verkehrs“ stehende Zeit weist mehr als je auf Ausflüge und Reisen hin; die Geselligkeit mit ihren vielseitigen Abzweigungen und künstlerische Genüsse verschiedenster Art fordern ihr Recht, und in diesem lockenden, zerstreuen den Tagestreiben ist ernste, stille Arbeit und zurückgezogenes Verweilen in die Welt des Geistes in ungeahnter Weise erschwert. Und auf der andern Seite bieten populäre wissenschaftliche Anregungen verschiedenster Art eine leichte Gelegenheit, sich mit einem wenn auch trügerischen Schimmer von Kenntnissen und Bildung zu umkleiden und auch dem geistig Trägen so viel Verständnis für Tageserscheinungen auf künstlerischem oder wissenschaftlichem Gebiet zu vermitteln, daß er sich mit leidlichen Ehren an unsern läuflichen Tageskonversation beteiligen kann. Die „übertünchte“ Halbgebildete ist eine hervorragende Eigenschaft unserer Zeit.

Durch diese nicht wegzuleugnende Erscheinung begründet sich die Forderung ganz von selbst, daß für ernster strebende Frauen eine Möglichkeit geschaffen werde, sich durch eine straffere geistige Zucht und ernstere Schulung aus dem verflachten Treiben der Gegenwart zu flüchten und ihrer nach geistiger Bethätigung verlangenden Veranlagung ein Feld zu eröffnen, wo sie unter Gleichstrebenden sich ihre besten Bildungschätze aneignen können, gleichviel, ob diese geistige Arbeit eine Vorbereitung zu einer Prüfung sein und praktische Zwecke verfolgen soll, oder ob sie als Selbstzweck angesehen wird.

Von diesem Gesichtspunkt scheint mir jene Bestimmung der Berliner Universität besonders hart, daß „Anmeldungs-bücher nur denjenigen Frauen ausgehändigt werden sollen, die sich auf eine Prüfung vorbereiten und zu dieser einen Nachweis über die gehörten Vorlesungen zu führen haben“. Da drängt sich doch die Frage auf, warum denn die mit der nachgewiesenen genügenden Vorbildung ausgerüstete Dame nicht lediglich zur Erweiterung ihrer allgemeinen

Bildung und ihres geistigen Besitzes an der Berliner Hochschule Vorlesungen hören soll, die ein allgemeines Interesse für sie haben? Warum in aller Welt sollen ihr zum Beispiel Vorträge über Litteratur, Geschichte, Kunstgeschichte, Nationalökonomie und andre verschlossen bleiben? Eine Furcht vor übermäßigem Andrang ist, wie ich bereits öfters darzulegen versucht habe, durchaus eitel — unsere deutschen Mädchen sind mit so festen Banden an Haus und Familie gebunden, daß nur ganz willensstarke Naturen mit ausgeprägterer Begabung für geistige Arbeit den Anspruch auf Zulassung zu den Studien erheben werden. Wenn jemand meinen sollte, daß die Zahl von 95 Hörerinnen, die im letzten Winter an der Berliner Universität Vorlesungen besuchten, doch eigentlich nicht mehr klein zu nennen sei, so muß daran erinnert werden, daß sich unter diesen Damen sehr viele Ausländerinnen befinden, die sich aus Rußland, Schweden, Dänemark, den Balkanstaaten und aus außer-europäischen Ländern hier zusammengefunden haben. Die Zahl der deutschen studierenden Mädchen ist klein und wird voraussichtlich niemals wesentlich zunehmen. Diese wenigen Damen aber haben das Recht auf Rücksicht und Erleichterung ihres reinen, ehrlichen Strebens. Denn ehe sie den endgültigen Entschluß eines wissenschaftlichen Berufes oder freier Geistesarbeit fassen, haben sie sich selbst sorgfältig geprüft und sich klar gemacht, daß diese Art von Thätigkeit von dem Wege der Weltfreude und des Lebensgenusses weit abführt und nicht nur ein bedeutendes Maß von seelischer und geistiger Kraft erfordert, sondern auch ernste Resignation, die darauf gefaßt macht, ihr Streben verkannt zu sehen und mit den traditionellen Anschauungen der Menge über das wahre Wesen der Weiblichkeit in Gegensatz zu treten. Daß alles haben sie wohl überlegt und in sich verarbeitet, und nun, da der entscheidende Schritt geschehen soll, sehen sie sich plötzlich vor den Schranken solcher von ödem bürokratischen Geiste diktierten und mit allen nur denkbaren Verknüpfungen gespickten Bestimmungen! Und die still genährte Hoffnung, daß diese Bestimmungen fallen, daß nach einer unbefangenen Auffassung der wirklichen Sachlage im Parlament eine wohlwollende Stimmung Platz greifen würde — sie ist einstweilen in nichts versunken. Unsere denkenden Frauen und Männer werden den Beschluß beklagen, wenn sie auch nichts an der Thatsache ändern können; einmütig aber können sie protestieren gegen die Behauptung des Regierungsvertreters, daß die Meinungen über die Zulassung der Frauen noch nicht geklärt seien. Wer die Sachen kennt und unbefangen urteilt, weiß das Gegenteil. Auch die entragierten Feinde des Frauenstudiums haben nicht behaupten können, daß die bisher gemachten Erfahrungen ungünstig seien.

Die vor kurzem veröffentlichte Verordnung „bezüglich der Zulassung von Frauen als Hörerinnen der philosophischen Fakultäten an den österreichischen Universitäten“ atmet nicht denselben engen Geist der preussischen Bestimmungen, wenn sie auch nicht als ganz einwandfrei zu bezeichnen ist. Sie bietet aber gegen ungerechtfertigte Abweisungen insofern eine gewisse Bürgschaft, als von dem Dekan der philosophischen Fakultät, dem die Aufnahmen übertragen sind, im Abweisungsfalle an den Minister appelliert werden darf. Der österreichische Unterrichtsminister ist aber ein der Frauenfrage durchaus wohlgesinnter Mann.

Unsern intelligenten und willenskräftigen Frauen bleibt nichts andres übrig, als durch Zusammenhängen und gemeinsame maßvolle Thätigkeit in Vereinen, Versammlungen und Presse die Freigebung des Frauenstudiums vorzubereiten und sich durch die gemachte trübe Erfahrung einerseits nicht entmutigen zu lassen, andererseits sich aber nicht in ihrer leicht verständlichen Verstimmung zu bitteren oder aggressiven Demonstrationen hinreißen zu lassen. Wie sich die Gynnasialkurie für Mädchen trotz allen Widerstandes eingeführt

und als notwendige Einrichtung festgesetzt haben, so ist auch die Freigebung des Frauenstudiums an unsern Universitäten eine mit voller Sicherheit zu erhoffende Thatsache — immer vorausgesetzt, daß die Damen sich von dem oben gerügten provokatorischen Verhalten und von groben taktischen Fehlern frei zu halten wissen. Bis her waltete noch bei vielen die durchaus irrtümliche Meinung vor, daß diejenigen Männer die wahren Freunde der Frauenbewegung wären, die den extravagantesten Forderungen und Aspirationen zustimmen oder dieselben sogar anregen. Nur das aber sind wahre Freunde, die in maßvoller und überzeugender Weise die logisch und ethisch berechtigten Forderungen der Frauen zu stützen und für dieselben einzutreten Willen und Begabung haben. Unter keinen Umständen darf man sich der Illusion hingeben, als sei bereits alles in die rechten Geleise gebracht, als werde die Bewegung in „naturgemäßer“ geuader Entwicklung von selber fortschreiten und zu den erwünschten Zielen führen. Denn die große Schwierigkeit liegt eben in der sicheren Feststellung dieser Ziele, über die die Meinungen noch sehr auseinandergehen und daher durch fortgesetzte, auf hinreichender Sachkenntnis und Unbefangtheit ruhende Diskussion erst abgesteckt werden müssen. Selbst gründlich gebildete, ja hochgelehrte Männer haben sich über die Bedeutung und Tragweite der Frauenbewegung noch kein Urteil gebildet. Dafür nur ein Beispiel.

Vor einiger Zeit las ich in der „Deutschen Rundschau“ einen kurzen, mit H. G. gezeichneten Bericht über einige kleinere, auf die Frauenfrage bezügliche Schriften von Helene Lange. Nach der stilistischen Manier und bei seiner eifrigen Mitarbeiterschaft an der „Rundschau“ werde ich wohl nicht fehlgehen, wenn ich H. G. mit Herrn Professor Hermann Grimm identifiziere. Da fiel mir zunächst der Satz auf: „daß es noch immer leicht sei, sich diese Bewegung (der Frauen) mit einem kräftigen Achselzucken vom Leibe zu halten“. Er erkennt mit einigen vornehm-süßlichen Worten der Bewegung eine gewisse Berechtigung zu, fügt aber, als ob diese großartige Konzeption ihm schon leid wäre, sogleich einschränkend hinzu: „daß diese sogenannte Frauenbewegung noch nicht zu der Stärke gediehen sei, daß ein Mann gezwungen wäre, Stellung zu ihr zu nehmen“. Wäre das richtig, so müßte er zunächst die Besprechung von Schriften unterlassen, die eine genaue Kenntnis des Standes der Frauenfrage erfordern, seine Äußerungen beweisen aber völlige Unkenntnis. Er meint zum Beispiel, daß „es sich eigentlich nur um die Frage handle, wie weit Frauen als Lehrende und Lehrerinnen weiblicher Zöglinge ein Recht darauf haben, die Unterweisung höchster Art (Umkehrung für Universitätsstudien) für sich in Anspruch zu nehmen“. Ja, wenn die Sache so einfach läge! Aber auch der flüchtigste Blick in die programmatischen Schriften der Reformrinnen müßte ihn belehren, daß mit der Erschließung dieser beiden Berufsarten die Forderungen der vorgeschrittenen Führerinnen durchaus nicht befriedigt sind, daß die Wünsche sehr viel weiter gehen, daß es mit einem Worte auf eine bedingungslose Konkurrenz mit dem Manne überhaupt abgesehen ist. Auf dem Brüsseler Kongress ist ganz unumwunden der Zutritt zu den höchsten Staatsämtern gefordert worden. Wie sehr H. G. diese weitgehenden Ansprüche verkennt, geht schon daraus hervor, daß er meint, „die Frauen arbeiten als Aerytinnen und Lehrerinnen am liebsten unter männlicher Direktion“. Er mag doch nur — dieser Vorschlag ist gewiß billig — die Dame, deren Schriften er beurteilt, fragen, ob sie „am liebsten unter männlicher Direktion arbeitet“? Er wird von ihr erfahren, daß das nicht der Fall ist. Am Schlusse seines Referats sagt H. G. folgendes: „Die Frauen werden nie aufhören, das schwächere Geschlecht zu sein, auch nie den Wunsch haben, diese Stellung einzubüßen. Was sie fordern, läßt sich sehr wohl übersehen und, scheint uns, heute bereits ohne viel Bedenken erledigen.“ Jeder

Frank



Willy Mann



Walter Quastner  
Juni 1884

Paul Penzlin  
Frankfurt

Walter Mann  
J. B. Straub

Berühmte Rennfahrer.

Satz ein Factum! Die echten und gerechten Vorkämpferinnen wollen nun einmal von einer Inferiorität ihres Geschlechts nicht das mindeste wissen, und, worauf es hier am meisten ankommt, ihre Forderungen sind keineswegs so leicht zu übersehen. Wir nehmen nur einen Punkt heraus: die aktive Teilnahme am politischen Leben, das Wahlrecht. Gewiß giebt es viele einsichtsvolle Frauen, die zu ihrem eignen Glück nichts davon wissen wollen, aber es giebt auch viele, welche das Wahlrecht als ein Hauptziel der Frauenbewegung ansehen und jeden als ihren Feind betrachten, der es ihnen nicht einräumt. Als ich vor einiger Zeit in der „N. Allg. Zeitung“ jene politischen Aspirationen der Frauen in maßvollster Form besprach und darzulegen versuchte, daß sie für Haus, Familie und öffentliches Leben nur von unheilvoller Wirkung sein könnten, da bin ich mit polemischen Zuschriften von „zarter Hand“ überflutet worden, die den Reiz und Adel echter Weiblichkeit oft stark vermessen ließen.

Den besonnenen Freund der Frauenbewegung werden solche Vorkommnisse nicht verstimmen, er nimmt sie hin als die notwendigen, jedem organischen Verdeprozeß anhaftenden Uebergangserscheinungen und bleibt mit seinem Kate nicht zurück, wenn kritische Zeiten die gesunde Entwicklung zu hemmen scheinen. Ich glaube, daß für die weiteren Fortschritte der Frauenbewegung eine solche kritische Zeit gekommen ist, die alle besonnenen Frauen und wohlwollenden Männer auffordert, zusammenzutreten und mit ruhiger Energie an der Weiterführung des Banes fortzuarbeiten.

Wenn ich von Fehlern in der eingeschlagenen Taktik sprach, so verhehe ich unter diesen Fehlern auch die Mißgriffe in der Wahl der Themata, die auf den Kongressen und sonstigen Vereinigungen zur Diskussion gestellt werden. Jede weitausschauende Aspiration, jede Forderung, für die die bisherige Propaganda keine genügende Vorbereitung gegeben hat, mit der sich also das Volksbewußtsein noch nicht befreundet hat, und vor allem — jede Provokation muß sorgsam vermieden werden. Die Zeit der großen Worte und flammenden Proteste hat die gehofften Früchte nicht gezeitigt. Das Schicksal der unehelichen Mütter und unehelichen Kinder und die Annahmschaft auf die höchsten Staatsstellen, Themata, die auf der Brüsseler Versammlung eingehend behandelt wurden, sind aus taktischen Gründen so lange zurückgehalten, bis die ersten notwendigen Forderungen, mit denen sich jeder Gebildete befreundet hat, zur Verwirklichung gelangt sind. Dazu rechnen wir in erster Linie die Freigabe des Studiums, die Mündigstellung der Frau im bürgerlichen Recht und die Erweiterung der bürgerlichen Berufsarten der Frauen.

### Berühmte Rennfahrer.

(Siehe die Abbildungen Seite 49, 52 und 53.)

Der Radrennsport, so jung er noch ist, hat doch bereits eine ganze Reihe von „Berühmtheiten“ gezeitigt, die in der Geschichte des Sportes voraussichtlich einen ehrenvollen Platz behaupten werden. Allerdings wird das Fortleben ihrer Namen nicht lediglich den erzielten Erfolgen, sondern wesentlich auch der zunehmenden Bedeutung des Fahrrades zu danken sein, zu dessen Popularisierung sie außerordentlich viel beigetragen haben. Namen wie Lehr, Arend, Bourrillon sind heute jedermann in Deutschland geläufig, was man weder von den Berühmtheiten anderer Sportzweige noch von solchen auf den Gebieten der Wissenschaft, Kunst, Litteratur und so weiter behaupten kann. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Beliebtheit, deren sich das Fahrrad bei jung und alt erfreut, zur Popularität seiner Meister sehr viel beigetragen hat. Andererseits aber soll man sich auch hüten, die Verdienste der Matadore zu

unterschätzen, denn es giebt vielleicht keinen Beruf, dessen Höchstleistungen an seine Vertreter größere Anforderungen stellen als der des Rennfahrers. Der Kampf auf der Rennbahn, der sich im Tempo eines Schnellzuges abspielt, erfordert neben der natürlichen Kraft eine Summe von andern männlichen Tugenden, die sich nur selten in einem Individuum vereinigt finden. Zum Rennfahrer gehört ein ganzer Mann, in der weitesten Bedeutung des Begriffes. Mut, Kaltblütigkeit, Entschlossenheit, Zähigkeit, scharfer Blick, Klugheit und die Gabe, jede Situation blitzschnell zu erfassen und auszunutzen, müssen in höchster Vollendung bei dem Rennfahrer vereinigt sein. Es liegt auf der Hand, daß Leute mit solchen Gaben auch auf andern Gebieten Hervorragendes leisten würden, daß sie also der allgemeinen Beachtung nicht unwert sind. Von diesem Gesichtspunkt aus dürfen auch unsre Bilder berühmter Rennfahrer Anspruch auf Interesse erheben, selbst bei denjenigen, die dem Rennsport an sich gleichgültig oder gar ablehnend gegenüberstehen.

Der erste Platz in der stattlichen Reihe gebührt zweifellos August Lehr, dem Altmeister der deutschen Rennfahrer. Er hat eine Siegeslaufbahn hinter sich, deren sich kein anderer Rennfahrer der Welt rühmen kann, und steht heute noch auf der vollen Höhe seiner Leistungsfähigkeit. Was das bedeuten will, vermag nur derjenige voll zu ermessen, der im Stande ist, sich ein klares Bild von der intensiven Entwicklung des modernen Rennwesens zu machen. Es gehört eine Riesennatur dazu, in diesem aufs äußerste gesteigerten Ringen die Oberhand zu behalten. Der Sohn eines Frankfurter Weinhändlers, begann Lehr seine Rennkarriere als siebzehnjähriger Jüngling im Jahre 1887. Seitdem hat er eine Reihe von Erfolgen erzielt, die nur durch die des berühmten Amerikaners Zimmermann erreicht wird. Aber während der „fliegende Yankee“ der Rennbahn längst Valet gesagt hat, steht Lehr immer noch in vorderster Reihe und wird diesen Platz auch voraussichtlich noch lange behaupten. In den Jahren 1888 bis 1894 war er unbestritten der beste Fahrer der Welt. Er gewann in dieser Zeit zweimal die Weltmeisterschaft, und zwar 1889 in England und 1894 in Antwerpen. Im Jahre 1895 gründete er die Lehr-Fahrradwerke in Frankfurt a. M., die er bis Ende 1896 leitete. Während dieser Zeit wurden seine sportlichen Erfolge durch die geschäftliche Thätigkeit naturgemäß etwas beeinträchtigt; aber als er sich dann zu Anfang dieses Jahres von neuem ganz der Rennbahn widmete, zeigte er sich sofort wieder als der Alte, wenn ihm auch inzwischen eine riesenhafte Konkurrenz erwachsen war.

Sein gefährlichster Gegner ist heute der Hannoveraner Willy Arend, dessen Stern im Jahre 1895 aufging. Arend, der heute erst 21 Jahre zählt, konnte bereits vor zwei Jahren 44 erste Plätze neben 8 zweiten auf sein Konto bringen. Seine Glanzzeit aber fällt in das laufende Jahr und erreichte ihren Gipfel bei den Weltmeisterschaften in Glasgow, wo der Hannoveraner gegen die außererleischte englische und französische Konkurrenz einen selbst von der englischen Sportpresse bedingungslos anerkannten Sieg davontrug. Später gewann er dann noch in Hamburg den Großen Preis gegen Bourrillon und Courbe d'Outrelon, die goldene Armbrunde in Berlin und das Dreiermatch in Köln gegen Lehr und den Grazer Büchner, nebst zahlreichen andern bedeutenden Rennen. Arend ist ein Fahrer von ungewöhnlich hoher natürlicher Klasse. Seine Begabung liegt weniger in der Technik als in seiner körperlichen Veranlagung, die ihn befähigt, einen langen Spurt durchzustehen, ohne sich für das Finish ganz auszugeben. Da er gegenwärtig erst 21 Jahre zählt, so hat er bei sorgfältiger Schulung zweifellos noch eine glänzende Siegeslaufbahn vor sich.

Nicht ganz so hoch an natürlicher Klasse als die beiden Vorgenannten stehen der Grazer Bruno Büchner und der Berliner Arthur Heimann. Beide haben eine lange, erfolgreiche Rennkarriere hinter sich, die sie in erster Linie einem scharfen, mit äußerster Konsequenz durchgeführten Training und der denkbar vollkommensten Beherrschung der Renntechnik verdanken. Heimanns Glanzzeit fällt in die Jahre 1894 bis 1896, wo er unter den deutschen Fahrern die Stelle Lehres einnahm und sich namentlich bei dem Berliner Publikum einer großen Beliebtheit erfreute. Er zählt heute, ebenso wie Büchner, 26 Jahre und dürfte auch in den kommenden Jahren immer noch bei großen Entscheidungen mitsprechen. Büchner, ein geborener Reichdeutscher, der sich aber lange in Graz aufhielt und daher unter österreichischen Farben fährt, ist von Hause aus Straßenfahrer. Er mußte sich im Jahre 1893 bei der Distanzfahrt Wien-Berlin ohne jede Unterstützung als achter zu platzieren und schuf sich dann bei Distanzfahrten namentlich in Oesterreich einen ehrenvollen Namen. Auf der Rennbahn erscheint er erst seit dem Frühjahr 1896. Damals bildete er mit dem Belgier Huët das beste Landempaar der Welt. Mit diesem sowohl als auch allein auf Niederstad brachte er es zu sehr achtbaren Erfolgen in Berlin und Wien, sowie in Rußland, Frankreich und Belgien. Nachdem Huët das Fahren aufgegeben hatte, that Büchner sich mit dem Wiener Seidl zusammen, und diese beiden, sowie Heimann und sein Berliner Partner Mulack, zählen heute noch zu den besten Landemparen der Welt.

Von den ausländischen Größen stehen die beiden Franzosen Morin und Bourrillon in der vordersten Reihe. Jeder von ihnen besitzt eine Art Domäne in der Renntechnik, auf der er unerreicht dasteht. Morin, ein schwarzlockiger Südfranzose mit weichen, träumerischen Sammetaugen, die aber im Moment der Erregung in leidenschaftlicher Glut aufblitzen können, ist unbedingt der schnellste Fahrer der Welt, wenn es sich um einen kurzen Spurt von 150 bis 200 Metern handelt. Seine Hauptstärke besteht in der Fähigkeit, gegen das Ende eines solchen Spurtes noch einmal mit erhöhter Schnelligkeit einzuziehen, also im Spurt zu spurten. Das klingt etwas sonderbar, entspricht aber genau den Thatfachen. Nur vermöge dieser Fähigkeit konnte Morin dreimal hintereinander im Pariser Grand Prix den Sieg davontragen, bei dem ihm teilweise allerdings noch das Glück zu Hilfe kam. Im Auslande dagegen konnte Morin nie eine besondere Rolle spielen; 1896 wurde er zum Beispiel in Berlin von Arend geschlagen. Er ist speziell auf die technisch vollkommenen Pariser Bahnen geeicht. Sein gefährlichster Konkurrent, Paul Bourrillon, ebenfalls ein Südfranzose, ist der Meister des schnellen Antrittes, das heißt der Kunst, seinen Gegnern im Endkampfe vermöge eines kurzen, blitzschnellen Vorstoßes um mehrere Längen davonzugehen, die sie dann bis zum nahen Ziel nicht mehr einzuholen vermögen. Auf diese Weise gewann Bourrillon die großen Preise von Hannover, Coblenz und Berlin und unzählige andre Siege. Beide Franzosen stehen seit etwa drei Jahren auf der Höhe ihres Könnens.

Etwas älter ist der Ruhm Jaap Edens, der sich schon im Jahre 1892 den ehrenvollen Beinamen „der fliegende Holländer“ erwarb und von diesem Jahre an als der gefährlichste Gegner Lehres galt. Jaap Eden, eine außerordentlich sympathische Erscheinung, ist das Muster eines Athleten. Er besitzt einen wundervoll ebenmäßigen Körperbau und kann als das Ideal männlicher Kraft und Schönheit gelten. Bevor er seine Rennlaufbahn antrat, hatte er bereits die Weltmeisterschaft im Schlittschuhlaufen errungen, der dann 1894 und 1895 die Amateur-Weltmeisterschaften im Radfahren zu Antwerpen und Köln folgten. Im letzten Jahre ist Jaap in der Form etwas zurückgegangen, doch konnte er immerhin im Juli noch den großen Preis

von Leipzig gegen Büchner und Bourrillon nach Hause bringen.

Der letzte, aber nicht der schlechteste in der Reihe ist der Engländer J. F. Varden, ein Fahrer, der nicht nur sehr schnell ist, sondern auch in Dauerrennen Vorzügliches leistet. Da er nebenbei über eine ausgezeichnete Technik verfügt, so gilt er überall als sehr gefährlicher Gegner. Im großen Preis von Hannover endete er hinter Bourrillon als zweiter vor Arend. Bei der Glasgower Weltmeisterschaft mußte er dagegen die Ueberlegenheit des Hannoveraners anerkennen. Er hat wiederholt die Meisterschaft von England gewonnen und ist zweifellos der beste Fahrer im Mutterlande des Sportes.

Unser Tableau mit Porträts berühmter Rennfahrer ergänzen wir noch durch ein Sonderbild (Seite 49), das nach einer Momentaufnahme den Dauerfahrer Alfred Köcher mit seinen Schrittmachern zeigt. Bei den Radrennen, die zum Festen der Ueberschwemnten im Sportpark Friedenau-Wilmersdorf bei Berlin veranstaltet wurden, gelang es Köcher, den bisher von Joseph Fischer gehaltenen Weltrekord über 3000 Meter von 3 Minuten 32 Sekunden auf 3 Minuten 31 $\frac{1}{2}$  Sekunden herabzudrücken. Auch den 100 Kilometer-Straßenrekord hat Köcher um etwa 6 Minuten verbessert in dem er die Strecke Jossen-Lübben-Jossen in 2 Stunden 51 Minuten 53 $\frac{1}{2}$  Sekunden zurücklegte.

## Die Gefahren des Reichthums.

Aus den Papieren des Herrn Direktors.

Herausgegeben von

Ernst Muellenbach.

Unser Oberlehrer, Kaspar Dudemans — bei den Schülern, und ich fürchte, auch bei den jüngeren Kollegen, führte er den Spitznamen Nestor, mit dem erklärenden Zusatz „der alte Becher“ — wußte seine Unterprimaner im allgemeinen recht gut zu nehmen, und nur sehr selten sah er sich veranlaßt, eine Meinungsverschiedenheit bis vor meine direktoriale Instanz zu treiben. Als alter Junggeselle und geborener Holländer hatte er natürlich seine „Eigenheiten“, die aber den Schülern schon längst durch Ueberlieferung bekannt waren, und solange man diese Eigenheiten achtete, sah er die Disziplin als durchaus gewahrt an. Eines Tages aber kam er zu mir, so erregt und eilig, als es ihm seine Konstitution gestattete, mit einem offenen Hefte in der Hand: ein Unterprimaner — und noch obendrein der neue, der Primus — habe in seinem deutschen Aufsatz die Disposition völlig auf den Kopf gestellt und absichtlich das Gegentheil von dem behauptet, was zu beweisen war.

Das war nun allerdings ein Hauptverbrechen; denn es gehörte zu den allereigensten Eigenheiten unsers Kollegen Dudemans, daß er für seine deutschen Aufsätze eine möglichst kongruente Gedankenentwicklung in sämtlichen dreißig Primanerköpfen verlangte, am Leitfaden der Disposition, die er selber genau formuliert, mit kunstvollen und holländisch sauberen Abstufungen in A, B, C, a, b, c und aa, bb, cc zu geben pflegte. Unter den Kollegen, besonders den

jüngern Herren, gab es Leute, die über diese Eigenheit ihre eignen Gedanken verrieten; seitens der Schüler aber war mir bisher niemals ein Versuch der Auflehnung gegen eine so bequeme Methode bekannt geworden. Diesmal aber lag ein „schreiender Fall“ vor, wie Kollege Dudemans nicht mit Unrecht meinte.

Das Thema — mir schon aus zehn Jahrgängen der Unterprima bekannt — lautete: „Die Gefahren des Reichthums“, und das Hauptgewicht war dabei nach der Disposition zu legen auf den „Abschnitt der Abhandlung“ B, c, aa, worin nachgewiesen wurde, wie oft im Genuße des Reichthums die herrlichsten Talente verkümmern, während aus Armut und Not die führenden Geister der Menschheit aufwachsen. Unser Kollege hatte es im Anhang zu seiner Disposition nicht an Beispielen für beides fehlen lassen, von dem reichen Thunichtgut Alkibiades und dem armen, aber weisen Sokrates an bis auf zahlreiche große Dichter und Erfinder der Menschheit. Der Unterprimaner Leopold Klinger aber schob diesen Punkt der Disposition sehr kühl mit einem „Andererseits jedoch“ beiseite und führte sodann aus, daß eine gewisse Unabhängigkeit von Erden Sorgen, ja ein frühes und reichliches Maß des Besizes für das Talent die mächtigste Förderung sei, und daß zum Beispiel Goethe vor Schiller von vornherein einen unendlichen Vorteil gehabt habe, der sich schon in den Verhältnissen ihrer Kinderjahre und vielleicht noch deutlicher darin zeige, daß der eine in Weimar als Minister mit zwölfhundert Thalern Anfangsgehalt und der andre in Jena als außerordentlicher Professor mit zweihundert Thalern begonnen habe. Wer irgendwie einen fördernden Einfluß auf seine Zeitgenossen ausüben solle, müsse vor allem im Stande sein, jederzeit als ein Glied der gebildeten Stände seiner Zeit zu erscheinen; dazu gehöre aber außer Kenntnissen, guten Sitten und schicklichem Benehmen auch eine gewisse pekuniäre Unabhängigkeit, und selbst Kenntnisse und Benehmen seien für den Armen von Haus aus schwerer auszubilden als für den Wohlhabenden. „Und so müssen wir sagen, daß in dieser Beziehung die Armut gefährlicher ist als der Reichthum, und daß die großen Geister, welche aus armen Hütten hervorgegangen sind, nicht wegen, sondern trotz ihres Ursprungs sich durchdrangen.“

„Wissen Sie, was das ist? Das ist ja der pure Klassenhaß, Herr Direktor!“ sagte Kollege Dudemans. Ich hatte Mühe, ihn einstweilen zu beruhigen. Nachher, während ich in meinem Amtszimmer auf den widerseßlichen Primaner wartete, las ich den Aufsatz noch einmal in Ruhe durch. Eine gute Arbeit, stillistisch sauber — vieles gewiß sehr einseitig gedacht — aber du lieber Gott, mit der These unsers Dudemans war das auch so eine Sache; er selber war von Haus aus ein wohlhabender Mann und doch unermüdlich als Vorkämpfer bei allen Petitionen um bessere Gehaltsverhältnisse und dergleichen; auch hieß es, daß er ziemlich eifrig und erfolgreich in Papiere speculiere — persönlich schien er jedenfalls vor den Gefahren des Reichthums nicht zurückzuschrecken.

Leopold Klinger blieb auch mir gegenüber bei

seiner Meinung. Daß er den Herrn Professor so sehr damit geärgert habe, schien er ganz aufrichtig zu bedauern, aber er könne doch, schon um seiner Ehre willen, nicht das Gegentheil von dem schreiben, was er glaube. Er sagte das alles in einem bescheidenen, aber festen Tone, der sehr gut zu dem hübschen, scharf gezeichneten blassen Gesichte und der ruhigen Höflichkeit seiner Manieren paßte. Bis jetzt hatte ich wenig Gelegenheit gehabt, den jungen Mann zu beobachten; er war erst zu Beginn des Semesters mit seiner Mutter, der Witwe eines kleinen Beamten, in unsere Stadt gezogen. Glänzend schienen ihre Verhältnisse nicht zu sein, seine Kleidung war abgetragen und verriet, daß ihr Träger neuerdings noch gewachsen war, aber sie war tadellos sauber gehalten. Es lag etwas unlegbar Vornehmes in dem ganzen Wesen dieses Schülers.

Seit dieser Zeit nahm ich mich des jungen Klinger mehr an, und er bewies mir in seiner stillen Art eine herzliche Dankbarkeit. Unter seinen Mitschülern schien er eine Art Respektstellung einzunehmen, intimere Freunde hatte er wohl kaum unter ihnen, war freundlich mit allen und vorab in allen Ehrenfragen der anerkannte Führer der gerade in diesem Punkte bekanntlich sehr empfindlichen jungen Herrschaften. Auch die Kollegen rühmten seinen Fleiß, seine Offenheit und sein ernstes Streben. Nur mit unserm guten Dudemans hatte er es seit jenem Zwischenfall verschüttet. Der betrachtete ihn mit Mißtrauen, sogar in der äußeren Sauberkeit und Höflichkeit des jungen Mannes schien er so etwas wie einen stillen Vorwurf gegen seine eigne etwas saloppe Erscheinung und Redeweise zu wittern. Er war auch der einzige, der im Kollegium mit Rein stimmte, als wir Leopold Klinger nach rühmlichst bestandnem Abiturientenexamen das alle vier Jahre frei werdende große Stipendium zuerkannten, das der Landesfürst bei unserm Jubiläum gestiftet hatte, und dessen Verleihung uns zustand.

Als Leopold Klinger sich bei mir verabschiedete, um als Student der Philologie die Universität zu beziehen, kamen wir auch einmal wieder auf jenen Aufsatz zu sprechen. Ich zeigte ihm die Stellen, welche von den zornigen roten Strichen und Fragezeichen des Kollegen Dudemans am buntesten umrahmt waren. „Sehen Sie, mein Lieber, da haben Sie aber auch wirklich zu schroff geurteilt. Nehmen Sie sich selber als Beispiel — Sie haben sich redlich heraus- und durchgearbeitet — wie ich mit Freuden gehört habe, sind Sie ja auch während des letzten Jahres in mehreren unserer meistbegüterten Bürgerfamilien ein häufiger und gern gesehener Gast gewesen.“ — aber da sah er mich mit einem so bitteren Blick an, daß es mir ordentlich die Rede abschnitt.

Ich hatte ihn selbst in jene Häuser eingeführt, das heißt, ich hatte ihn an reiche Leute empfohlen, die für ihre jüngeren Söhne jemand zur Nachhilfe und Beaufsichtigung bei den Schularbeiten brachten. Nachher war er denn wohl auch zu Gesellschaften und dergleichen eingeladen worden. Das macht sich so von selbst. Und ich erinnere mich noch mit inniger Dankbarkeit an ein Haus, wo ich selbst als junger



ffor so  
frichtig  
seiner  
reiben,  
em be-  
zu dem  
und der  
is jetzt  
Mann  
mesters  
n Be-  
chienen  
ng war  
erdings  
sauber  
mes in

jungen  
e stillen  
i Mit-  
nehmen,  
ihnen,  
Ehren-  
diesem  
i Herr-  
Fleisch,  
tur mit  
jenem  
hn mit  
eit und  
etwas  
e etwas  
en. Er  
it Mein  
hullichst  
r Jahre  
n, das  
et hatte,

chiedete,  
sität zu  
f jenen  
Stellen,  
Frage-  
en un-  
n haben  
Nehmen  
ich red-  
ich mit  
rend des  
glüterten  
ier Gasi  
bitteren  
bschnitt.  
geführt,  
pfohlen,  
lachhilfe  
auchten.  
hschaften  
acht sich  
inniger  
s junger



Wohnsitz bei Chemnitz. Originalzeichnung von Werner Schone.

fa  
er  
fr  
re  
id  
je  
de  
st  
st  
je  
an  
8  
re  
de  
er  
ne  
B  
di  
al  
fu  
M  
ge  
at  
li  
je  
2  
er  
he  
er  
D  
or  
id  
an  
S  
ne  
G  
w  
ta  
in  
in  
he  
in  
de  
at  
er  
of  
fa  
de  
S  
in  
ge  
in  
m

Student so hereinkam und mit der Zeit ein Heim fand, das mir fast das früh verlorene Vaterhaus ersetzte. Aber freilich, es giebt viele reiche und gastfreie Häuser, aber wenige, in denen auch die Herzen reich sind und gern mitgeben. Und vielleicht hatte ich meinem jungen Schützling selber die Belege für sein altes Vorurteil in die Hand gegeben.

Ich habe immer darauf gehalten, daß meine Kenntnis vom Lebenswege meiner Schüler nicht mit dem Austritt aus der Schule abchnitt. Leopold Klinger machte es mir leicht, seine ferneren Bahnen zu beobachten, und erfreulich. Unter den Hörern seiner Professoren zeichnete er sich alsbald ebenso aus wie auf der Schule. Auch die studentischen Freuden verschmähte er nicht. Es muß ihm zuweilen recht schwer gefallen sein, mit seinen Mitteln sich in der ziemlich „nobeln“ Verbindung zu behaupten, der er beigetreten war. Aber er brachte es fertig, ohne sich etwas zu vergeben, trotz aller mißgünstigen Prophezeiungen unsers alten Dudemans, der um diese Zeit mit dem Professortitel pensioniert wurde, aber durchschnittlich einmal in der Woche mich aufsuchte, um über die Schicksale der Schule und ihrer Angehörigen auf dem Laufenden zu bleiben — ein gemüthlicher Plauderer und eine ganz friedliche Seele, aber in einem einmal gefaßten Vorurteil so unerschütterlich, wie nur ein Holländer und ein alter Junggefell sein kann.

Ganz wesentlich bestärkt wurde er in diesem Vorurteil, als er den jungen Doktor Klinger zum erstenmal als Probekandidaten auf unserm Schulhof sah. „Da haben Sie's, Herr Direktor,“ sagte er, „da sehen Sie nur! Meinen Sie denn, daß ein Mensch, der sich so stückerhaft ausprägt, einmal ein ordentlicher alter Schulmeister wird wie Sie oder ich?“ Und ich muß gestehen: daran zweifelte ich auch, aber aus andern Gründen. Unser ehemaliger Schüler hatte sich nach bestandnem Examen an unsre Anstalt überweisen lassen, seine Mutter lebte damals noch, kränkelte aber schon seit langem, es war begreiflich, daß er in ihrer Nähe zu sein wünschte. Eine sehr hübsche, stattliche Erscheinung war er geworden, dazu in Kleidung und Benehmen immer tadellos korrekt — Professor Dudemans nannte das stückerhaft, es war aber merkwürdig, welchen Einfluß der junge Mann gerade durch diese gesellschaftliche Korrektheit sogleich auf die Schüler gewann. Ich hatte ihn meinem Grundsatz gemäß gleich tüchtig herangezogen, ihm unter andern etliche Vertretungsstunden in einer recht schwierigen Klasse gegeben, bei denen ich nur so gelegentlich einmal hineinguckte, aber gleich von der zweiten halben Stunde an hatte er die auffälligen Jüngens gründlich in der Gewalt, ohne viel Schelten oder Strafen. „Ich weiß nicht,“ sagte unser alter Religionslehrer einmal ganz nachdenklich im Konferenzzimmer, „unsre dermalige Obertertia ist mir immer wie ein besonders deutsches Beispiel für die Kraft der Erbsünde vorgekommen, aber bei diesem jungen Menschen benehmen sich die Bengels wie die reinen Gentlemen.“

Bei alledem merkte ich aber wohl, daß es Leopold Klinger in seiner Stellung keineswegs behagte.

Er hatte den Entwurf einer größeren fachwissenschaftlichen Arbeit von der Universität mitgebracht, soviel ich alter Schulmensch noch davon verstand, war es eine ganz vorzügliche Idee, und er schien mir ganz der Rechte, um sie auszuführen. Als ich ihn nach einiger Zeit einmal fragte, wie denn die Sache fortschreite, schüttelte er trübe lächelnd den Kopf: „Langsam oder gar nicht.“ Nun ja, Gehalt bekam er natürlich noch nicht, in zwei Jahren vielleicht. Da mußte er denn froh sein, wenn er Gelegenheit fand, durch kärglich bezahlte Privatstunden und dergleichen so viel zu verdienen, daß es zusammen mit der knappen Witwenpension ausreichte — für ihn und vor allem für die kranke Mutter, der er es gewiß an nichts fehlen ließ. „Sehen Sie,“ sagte der Professor Dudemans einmal, als ich ihn besuchte — er saß gerade beim zweiten Frühstück, sehr behaglich — „so geht es nun mit so einem jungen Oberhinaus. Elegant aussehen, ja, und auftreten kann er wie ein Fürst, aber wo er abends einen warmen Bissen hernehmen soll, das weiß er vermutlich nicht.“ — „Aber, Verehrtester, dafür kann er doch nichts. Was soll denn einer anfangen, wenn er nichts hat?“ Unser alter Kollege sah mich einen Augenblick etwas verlegen an, dann machte er sich mit seinem Spickaal zu schaffen. „Warum hat er studiert? Wenn er sich mit einem Handwerk begnügt hätte — oder er konnte ja Commis werden oder so was — da hätte er jetzt sein feines Auskommen. Aber so was will immer oben hinaus,“ brummte er, sehr im Widerspruch zu seinen schönen Aufgabsdispositionen.

Ja, wenn er Kaufmann geworden wäre! Mein Schulkamerad Johann Simonis war es geworden und hatte sein Glück dabei gemacht. Glück im Geschäft, Glück in der Ehe — zweimal nacheinander reich geheiratet — er war Geheimere Kommerzienrat geworden, ehe ich mit der Ernennung zum Gymnasialdirektor den Gipfel meiner Träume erreichte. Das heißt, jetzt war er Geheimere Kommerzienrat a. D. — vor einem Jahr hatte er auf seinem Landgut Hohnsdorf, das eine Stunde von unserm Städtchen liegt, das Zeitliche gesegnet. Es war ein glückliches Leben gewesen. Freilich, wenn einer den Beruf hat und das Glück dazu —

So weit war ich mit meinem Simulieren auf dem Heimweg von dem Professor gekommen, als mich der Briefbote anrief und mir ein zierliches Schreiben überreichte — Damenschrift, Veilchenduft, so was bekommt unsereins oft genug, aber selten steht etwas Erfreuliches darin: meist ein hereditärer Nachweis, daß das Söhnchen eigentlich das bravste und begabteste Kind von der Welt sei, — ach, wenn es doch nur einen Lehrer gäbe, der diese so fein veranlagte junge Seele besser zu erfassen vermöchte! — aber nicht wahr, Herr Direktor, Sie nehmen sich meines Sohnes an, und so weiter.

Na, diese wollte auch einen Lehrer, aber sie wünschte nicht bloß, daß er ihre Gutedel an der zart besaiteten Seele fäste, sondern wenn's not thäte, auch einmal bei den Ohren, und sie appellierte nicht an den Herrn Direktor, sondern an den

Jugendfreund ihres verstorbenen Gatten — und kurz, es war die verwitwete Frau Geheimrat, die einen Erzieher auf vier Jahre für ihre beiden Knaben wünschte, Amtssitz: Haus Hohndorf, Kompetenz: die denkbar größte, gesellschaftliche Stellung „wie unjereins“, Gehalt — du lieber Gott, so viel hatte ich noch lange nicht, als ich meine Ida heimführte — aber Hauptbedingung: fester Charakter, vornehme Gesinnung und weltmännisches Benehmen — „quite a gentleman“. „Es scheint wirklich schwer zu halten, einen solchen Herrn zu finden — aber nicht wahr, verehrter Freund, Sie finden einen?“

Was finden?! Ich hatte ja schon einen.

So gewissenlos war ich aber doch nicht, meinem jungen Kandidaten die Gegen Gründe ganz zu verschweigen, als ich ihm die Stelle anbot. „Bedenken Sie wohl, es ist eine glänzende Stellung, aber gerade die glänzendsten von der Art sind, wie der alte Aristoteles von der Tyrannis sagt: ein schöner Platz, aber ohne Ausgang. Auf vier Jahre ist es, im Staatsdienst werden Ihnen diese vier Jahre nicht angerechnet. Sie können in diesen vier Jahren Ihr Buch schreiben. Sie können aber auch nach der Zeit genau da wieder anfangen, wo Sie jetzt stehen, nur um vier Jahre älter, und verwöhnt, verweichlicht durch die Genüsse eines vornehmen Lebens, die Sie auf vier Jahre leihweise bekommen hatten. Es kann Ihr Capua werden...“

So machte ich ihn fein auf alles aufmerksam, was mir Bedenliches in der Sache schien. Ordentlich beredt wurde ich dabei. Nach alledem überraschte es mich natürlich nicht, daß er doch annahm. Ich konnte mir das denken — schon um seiner Mutter willen. Und dann die Wissenschaft. Schließlich aber auch — die andre Umgebung. Der Mann verfinnerte einfach bei uns. Nur eines bedang er sich aus: daß ich jedes Jahr eine strenge Prüfung über die Fortschritte seiner beiden Zöglinge abnähme. Der Mutter war's recht, und mir natürlich auch.

„Na, sehen Sie, jetzt ist es richtig,“ brummte der Professor Dudemans. „Jetzt ist er ja in seinem Element, der junge Gernprotz. Und wenn er dann nach vier Jährchen wieder in die Staatsdielen soll, dann ist ihm zu Mutte wie einem armen Mann, der auch mal Auster mit Sekt gekriegt hat. Und dann wird er einer von den Malfontenten im Lande. Als ob wir deren nicht schon genug hätten!“

Einstweilen ging die Sache aber recht schön. In seinem Element war unser junger Doktor allerdings jetzt; das merkte ich bei meinen Besuchen auf Haus Hohndorf zur Genüge. Die beiden Knaben — hübsche, frische Burschen — hingen bald an ihrem Erzieher mit wärmster Liebe und machten auch in den Wissenschaften die schönsten Fortschritte, obzwar sie keineswegs von Ueberbürdung zu klagen hatten, im Gegenteil, Doktor Klinger ließ sie ihres Lebens recht froh werden, ritt mit ihnen aus, turnte, machte Ausflüge mit ihnen und so weiter. Auch seine Mutter erhielt — kurz vor ihrem Tode — den Besuch der Knaben und freute sich über ihre Anhänglichkeit an den Lehrer. Daneben fand der Doktor immer noch reichlich Muße zu eignen Ar-

beiten. Betreffs seiner gesellschaftlichen Stellung hatte die Frau Geheimrat nicht zu viel versprochen. Sie behandelte ihn während ihrer meist nur wenigen Wochen dauernden Besuche auf Haus Hohndorf — meist war sie „gesundheits halber“ auf Reisen — durchaus auf dem Fuße sozialer Gleichheit und dankte mir auf das wärmste, daß ich ihr jemand vermittelt habe, den man so behandeln dürfe. Schwierig schien mir die Stellung des jungen Erziehers nur gegenüber einer Persönlichkeit, die bei Abschluß des Kontrakts freilich von keiner Seite in Betracht gezogen worden war. Das war die Stieftochter der Frau Geheimrat, Gisela Simonis, das einzige Kind aus der ersten Ehe meines verstorbenen Schulfreundes. In den Augen junger Herren ihres Standes mochte sie eine Schönheit sein, war es ja wohl auch ihren äußeren Reizen nach; klug war sie wohl auch und wußte von allem etwas, sogar polnisch sprach sie von ihrem Aufenthalt bei Verwandten in Posen her; im ganzen aber erschien sie mir als eine richtige verbildete und nervös verhegte junge Weltbame mit einem kräftigen Zug von Eitelkeit. Unjereins hat ja schließlich durch Alter und Amt einen Würdenpanzer, der gegen etwaige Circugelüste schützt, aber für meinen jungen Freund war das doch eine bedenkliche Sache. Uebrigens war das junge Mädchen — sie mochte kaum achtzehn Jahre zählen, als ich sie zuerst sah — die eigentliche Eigentümerin von Haus Hohndorf, das zu ihrer mütterlichen Erbschaft gehörte. Die Firma Johann Simonis war schon bei Lebzeiten ihres Begründers in eine Aktiengesellschaft verwandelt worden; von den Aktien mochte auch wohl ein netter Teil jenem jungen Weltbämchen gehören, und es kam mir vor, als ob sie sich dessen etwas zu genau bewußt sei.

Im dritten Jahre siedelte Doktor Klinger mit seinen Zöglingen während des Winters nach der Residenz über — der Arzt hatte es gewünscht; und ich freute mich ordentlich ungeduldig darauf, wenn sie mit den Anemonen und Anseln wieder auf Hohndorf einzögen „zur Osterprüfung“. Aber kurz vor Ostern überraschte mich plötzlich die Frau Geheimrat höchstselbst mit ihrem Besuche. Sie sei gestern mit den Knaben auf Hohndorf angelangt und bitte mich, die Prüfung diesmal allein abzuhalten. Herr Doktor Klinger sei aus seiner Stellung geschieden und gedente sich zu Beginn des Sommersemesters an der Universität zu habilitieren. Und dann verkündete sie mir ganz im Vertrauen das große Ereignis: Doktor Klinger habe sich heimlich mit ihrer Stieftochter Gisela verlobt.

Das stimmte nun doch zu seltsam mit gewissen Prophezeiungen, die Professor Dudemans an meine gelegentliche Erzählung von meinem Zusammentreffen mit der jungen Erbin auf Hohndorf geknüpft hatte, und die einen sehr häßlichen Zug im Charakter meines Schütlings voraussetzten. Und einen Augenblick war es mir: sollte der alte, mißtrauische Junggeselle diesmal doch recht gesehen haben? Es mag sein, daß ich mit Wort oder Blick sogar etwas von diesem Argwohne verriet, denn die Frau Geheimrat jagte lebhaft: „Nein, verehrter Herr Direktor, lassen

Sie mich das gleich um der Wahrheit willen feststellen: Herr Doktor Klinger hat sich auch in dieser ganzen Angelegenheit vollkommen als Gentleman bewiesen. Es ist für mich gar kein Zweifel, daß für ihn die Rücksicht auf das Vermögen meiner Stieftochter durchaus von Anfang an keinerlei Rolle hierbei gespielt hat. Er hat sich ihr nicht genähert, ganz im Gegenteil, wenn ich irgend etwas in dieser Hinsicht vermuten darf, so ist es gerade seine völlig abweisende Ruhe gegenüber allen Launen dieses verwöhnten Kindes" — sie seufzte — „gewesen, was ihre Neigung für ihn zuerst weckte. Daß er sie liebt — wohl schon liebte, lange ehe es so weit kam, wie es jetzt nun einmal gekommen ist — das ist freilich unzweifelhaft. Und so sehr ich im Interesse aller die Sache vorerst bedauern muß — ich fürchte, es ist ein ungleiches Paar in jeder Beziehung — bin ich doch dessen gewiß, daß Herr Doktor Klinger weit über allen Glossen steht, welche die Welt an diese Verbindung knüpfen wird. Ebenso sicher freilich, daß diese Glossen nicht ausbleiben werden! Nun, an der Sache ist kaum etwas zu ändern; ich habe bei Gisela, offen gestanden, versucht, was ich konnte, aber sie hält fest. Es kann natürlich nur in unser aller Wunsch liegen, daß die Sache geheim bleibt, bis Herr Doktor Klinger eine — eine gewisse entsprechende Stellung gewonnen hat. Inzwischen bitte ich Sie natürlich auch um strengste Verschwiegenheit."

Sie versprach ich natürlich, und dann bat sie um meinen Rat betreffs eines Nachfolgers für Doktor Klinger. Ich konnte ihr zur Stunde keinen nennen, „und einen gleich guten werde ich Ihnen schwerlich schafften können," fügte ich hinzu, von einem dunkeln Drange befeelt, dem jungen Freunde für den Verdacht genugzuthun, der sekundenlang mein Gemüth gekreist hatte. Sie nickte seufzend. „Das wird schwer halten," erwiderte sie. „Wissen Sie, begreifen kann ich es von Gisela ganz gut."

Nach einiger Zeit erhielt ich auch von ihm selbst einen Brief; von seiner Braut sprach er kurz, voll Härlichkeit, ausführlicher von seiner neuen Thätigkeit, seinem ersten Colleg, dem nahen Abschlusse seines Werkes. Kein Wort fand er nötig, um einen Verdacht abzuweisen, den er offenbar — bei mir wenigstens — nicht voraussetzte.

Dann kam, ein Jahr später, die goldumranderte Verlobungskarte mit einer neuen Ueberraschung: „... beehre ich mich anzuzeigen — Doktor Leopold Klinger, ordentlicher Professor an der Universität M....." Zugleich ein dickes Paket — das lange vorbereitete Werk des jungen Gelehrten — und ein wahrhaft jubelnder Brief: „... Was sagen Sie zu dieser Berufung, mein väterlicher Freund? Nach kaum zwei Semestern Wartezeit, ich darf sagen, es ist unerhört rasch gegangen. Nun, gottlob, es hat auch unsrer Wartezeit ein Ende gemacht."

„Ja, es ist unerhört," meinte der alte Professor Oudemans und sah einige Augenblicke lang ganz verunken in seine offene Schnupftabaksdose. Dann nahm er die Prije kunstgerecht zwischen Daumen und Zeigefinger, und während er sie ihrer Bestimmung

entgegenführte, blinzelte er mich wunderbar an: „Wissen Sie, Verehrtester, am Ende ist es doch nicht so merkwürdig. Die eine Meldung erklärt die andre. Wenn sich eine junge Millionärin einmal auf einen Privatdozenten kapriziert, so weiß sie auch dafür zu sorgen, daß er nicht lange mehr bloß Privatdozent ist."

„Aber, Professor, schämen Sie sich!" rief ich empört.

„Ach wo," antwortete er ganz ungerührt, „meinen Sie denn, das wäre so was Unmögliches? Es wird überall mit Wasser gekocht."

„Gebe nur Gott, daß er nie etwas von einer solchen Nachrede zu hören bekommt!" sagte ich halb zu mir selbst. „Bei diesem Manne mit seinem empfindlichen Ehrgefühl..."

„Lieber Herr Direktor, Sie haben immer zu viel an gute Menschen geglaubt," unterbrach mich der Professor. „Ich," fügte er dann mit Grabesruhe hinzu, „ich thue das schon lange nicht mehr. Und eigentlich habe ich es noch nie gethan. Man erlebt zu schlimme Dinge als Schulmeister."

Offenbar dachte er an die mißachtete Aufzagsdisposition.

Daß ich bei der prunkvollen Hochzeitsfeier in der Residenz, im Hause der Frau Geheimrat, nicht erschien, dafür durfte ich mit meinen grauen Haaren und meinen Amtsjorgen wohl auf Nachsicht rechnen. Der Briefe, die ich während der nächsten Semester von dem jungen Professor erhielt, waren nicht allzuvieler; sie beschäftigten sich vornehmlich mit Fach- und Amtsfragen, die persönlichen Verhältnisse kamen mit einem kurzen „Alles wohl" ab. Mich wunderte das nicht. Leopold Klinger war nie einer von den Leuten gewesen, die andre am meisten mit redseligen Darlegungen ihrer Herzensangelegenheiten zu unterhalten meinten. Daß er der alten Schule und ihrem Leiter treue Freundschaft bewahrte, ersah ich zur Genüge aus der Aufnahme, die er einem meiner Abiturienten zu teil werden ließ, der sich als Studiosus der Philologie mit einem Empfehlungsbriefe von mir bei ihm meldete. Der junge Mann wußte mir nicht genug von der wissenschaftlichen Begeisterungskraft und der persönlichen Freundlichkeit seines Meisters zu rühmen; nebenbei redete er überschwenglich von einem Abendfeste, dem er in dem vornehmen Hause des Professors beigewohnt hatte, und von dem gastfreundlichen Paare, welches ihm inmitten der zahlreichen Gäste so recht wie die Verkörperung des Lebensglückes erschienen war. Für die Frau Professor schien er ganz lyrisch zu schwärmen. Leider gönne sich der Herr Professor nur selten eine Erholung; er sei gewiß einer der allerfleißigsten Gelehrten; man sage, daß er neben seinem Arbeitszimmer ein Schlafkabinett mit einem einfachen Feldbett habe und oft wochenlang diese Räume kaum verlasse, nur mit wenigen Stunden kärglicher Nachruhe seine unermüdblichen Studien unterbrechend.

Da bot sich mir eines Tages — die Osterferien hatten eben begonnen — eine Gelegenheit, das junge Paar zu besuchen. Die Regierung war auf den Einfall gekommen, mich zusammen mit einem be-

rühmten Professor der Philosophie in M. mit der Neu-Ausgabe eines pädagogischen Standardwerkes zu betrauen, und es war unerlässlich, daß ich mich mit meinem Mitarbeiter möglichst bald besprach. So trat ich denn die Reise an, ohne Professor Klinger vorher zu benachrichtigen; ich wußte ja nicht, wann und wie lange ich meine amtlichen Geschäfte mit dem Privatbesuch angenehm unterbrechen konnte.

Wider Erwarten schnell war ich mit meinem Mitarbeiter einig geworden. Als wir nach Beendigung unserer Konferenz in seinem Hause bei Tische saßen, brachte ich die Rede auch auf meinen ehemaligen Schüler, den ich folgenden Tages besuchen wollte.

„Ah, ja, der Herr Professor Klinger,“ sagte mein freundlicher Wirt — er mochte wohl noch einige Jahre mehr zählen als ich — „nun, das ist ja eine sehr tüchtige Kraft. Den haben Sie erzogen? Da müssen Sie ja viel Freude an ihm gehabt haben.“

„Er nimmt wohl auch gesellschaftlich eine besondere Stellung ein?“ fragte ich.

„Nun ja,“ erwiderte der Philosoph etwas gehesamt, „gewiß — allerdings, es ist da etwas — wie sagt man doch, liebe Hermine, wer erzählte uns doch neulich?“ wandte er sich an seine Gattin.

Die würdige alte Dame schien etwas verlegen zu werden. „Ich weiß wirklich nicht, Lebrecht,“ antwortete sie, „der junge Herr wird eben sehr beschäftigt sein, das wird man dir wohl erzählt haben, er arbeitet ja an einem neuen Werke.“

Dann lenkte sie mit einer Frage an mich das Gespräch ab, und ihr Gemahl fiel lebhaft ein; mir war, als ob die beiden irgend etwas von meinem Zögling wüßten, was sie vor mir nicht gern erörtern wollten.

Am folgenden Tage machte ich denn meinen Besuch. Eine vornehme Villa im sogenannten Geheimratsviertel mit Vorgarten und Portikus — wahrhaftig, so etwas gab es bei uns in unserm Städtchen nicht. „Nun, in dieser Umgebung wird sich sein Talent ja wohl heimisch fühlen,“ dachte ich vergnügt und zog den Klopfer.

Ein würdevoll aussehender Diener öffnete, aber gleich hinter ihm erschien der Hausherr selbst, beinahe, als ob er auf mich wartete. Sehr herzlich begrüßte er mich. „Nun wollen wir eins plaudern.“ Dabei schritt er mir voran durch die hohe, mit Statuen und Blattpflanzen geschmückte Halle, die breite Treppe hinauf, auf der mein Fuß tief in den weichen Läufern einsank, zwei Stockwerke hoch, und öffnete eine kleine Thür. „Hier, mein Arbeitszimmer — nun nehmen Sie Platz, machen Sie's sich behaglich. Ich war von Ihrem Besuche bereits im voraus unterrichtet, ist das nicht hübsch? Unser großer Philosoph begegnete mir gestern nachmittags auf dem Wege zum Colleg und erzählte mir davon. Merkwürdig, nicht wahr? Aber wie wohl Sie aussehen! Ordentlich verjüngt!“

Er sprudelte das alles etwas hastig, fast verlegen hervor, dann lief er wieder zur Thür, drückte an die Klingel und redete leise mit dem Diener. Sein Kompliment hätte ich ihm wahrhaftig nicht zurück-

geben können. Die in ein einfaches Arbeitsgewand gekleidete Gestalt war recht hager und ein wenig gebeugt, unter der hohen Stirn blickten die Augen unsicher und übermüdet hervor.

„Ja, sehen Sie, das ist mein Arbeitszimmer.“ Es war ein mittelgroßes, helles Gemach, sehr einfach ausgestattet. Auf dem breiten Schreibtisch Bücher und Manuskripte. Er griff nach einem. „Das wird Sie gewiß interessieren — Sie nehmen doch einige Erfrischungen? Eine Zigarre? Bitte hier — Ja, was sagen Sie dazu?“ auf das Manuskript deutend. Indem wir auf das wissenschaftliche Gebiet einlenkten, wurde sein Wesen allmählich ruhiger; zwischendurch erkundigte er sich auch herzlich nach allerlei Dingen und Menschen aus meinem Kreise, machte durchaus den gastlichen Wirt — der Diener hatte Wein und andre Erfrischungen gebracht. Meine Erkundigung nach seiner Frau beantwortete er kurz: „O, danke, alles wohl.“ — „Mein Gott,“ dachte ich schließlich, es giebt ja gewisse Fälle in einem jungen Ehestand — begreiflich, daß er etwas aufgeregt ist, wenn das große Ereignis herannahet — dann ist die junge Frau natürlich auch nicht zu sprechen. Aber jenes alte Pärchen — darum brauchte es doch nicht so geheimnisvoll zu thun — freilich, die haben selber nie welche gehabt.“

Folgenden Tages wollte ich mit dem Abendzuge heimfahren. Professor Klinger bestand darauf, daß er mich am Nachmittag vorher im Gasthof abholen wolle, um mir auf einer Spazierfahrt einiges von der Umgebung der Stadt zu zeigen und mich zur Bahn zu bringen. Vormittags hatte er von zehn bis zwölf Seminar, und für heute war er leider durch eine Sitzung der Prüfungskommission mit Beschlag belegt.

Am folgenden Morgen beim Frühstück erhielt ich ein Briefchen, von Damenhand adressiert. Es enthielt in ziemlich unsicheren Zügen die kurze Bitte der Frau Professor Klinger, sie doch zwischen zehn und zwölf zu besuchen.

Ein paar Stunden darauf stand ich wieder in der vornehmen Villa, diesmal in einem mit dem ganzen Luxus unserer Zeit ausgestatteten, für meinen Geschmack überladenen Gemach.

Aus dem schönen jungen Mädchen von ehemals war eine schöne junge Frau geworden. Ich konnte es begreifen, wie diese elegante Erscheinung in dem glänzenden Rahmen des Reichthums, der sie umgab und von klein auf ihr vertraut war, meinen frisch aus dem Gymnasialstädtchen gekommenen Studiosus bezanbert hatte. Aber seltsam: auch aus ihren blaffen Zügen sprach etwas wie ein tiefer Gram, und durch die konventionellen Redewendungen, mit denen sie mich empfing, klang noch weniger erkennbar als bei ihrem Gatten eine große Verlegenheit.

„Wie haben Sie Leopold gefunden?“ fragte sie plötzlich.

„Ich — ich fürchte, er arbeitet zu viel,“ antwortete ich zögernd. „Sie müssen schon zusehen, daß Sie ihn ein wenig den Büchern abspenstig machen.“

Sie streifte mein Gesicht mit einem seltsam scheuen, forschenden Blick. „Hat er Ihnen nichts

von mir erzählt? Ich meine . . . wunderte es Sie denn nicht, daß er mir nicht auch das Vergnügen machte, Sie einmal wieder zu begrüßen?"

Nun wurde ich selber sehr verlegen, ich konnte ihr doch nicht gut die Vermutung mitteilen, mit der ich mir jenes Verächtnis des Professors erklärt hatte.

Plötzlich brach sie in Thränen aus. „Mein lieber Herr Direktor,“ rief sie und faßte meine Hand, „lassen Sie mich offen sein . . . Es hat Sie gewundert, nicht wahr, daß ich Sie zu mir bat, gerade um diese Stunde, aber ich mußte Sie allein sprechen . . . Sie sind sein Lehrer und Beschützer gewesen, ich weiß aus seinem eignen Munde, wie er an Ihnen hängt . . . als ich Sie gestern das Haus verlassen sah — aus der Zeitung hatte ich ersehen, daß Sie hier weilten — es war mir wie ein Wink vom Himmel! Hören Sie mich an — helfen Sie mir, helfen Sie uns beiden! Ich habe wahrhaftig lange genug gehüßt — schwer genug!“

Mir schwindelte bei diesem leidenschaftlichen Ausbruch. Was sollte ich zu hören bekommen? Dunkle Ahnungen durchkreuzten mein Hirn von irgend einer jener widerwärtigen Störungen ehelicher Treue und Eintracht, mit denen neuere Schriftsteller ihre Bilder aus dem Leben vornehmer Kreise zu würzen lieben. Ich hatte das immer für Zerrbilder gehalten und mich lieber mit meinem Idealisten Schiller getröstet:

„. . . etwas lebt noch in des Weibes Seele,  
Das über jeden Schein erhaben ist  
Und jede Lasterung — es heißt  
Weibliche Tugend . . .“

Nun aber — wenn ich auf meine alten Tage eines Schlimmeren belehrt werden sollte, was konnte ich dazu thun?

„Haben Sie es sich genau überlegt, Frau Professor, ob Sie — warum Sie gerade mir Ihr Geheimnis enthüllen wollen?“

„Mein Geheimnis!“ wiederholte sie bitter lächelnd. „Ich fürchte, es bleibt es nicht lange mehr! Wenn Sie sich in der Welt des Klatsches umhören wollten, würden Sie es dort bald hören, ehe ich es Ihnen enthülle . . . Aber lassen Sie mich ruhig erzählen . . . gewiß, ich will nichts beschönigen.“

Und nun erzählte sie mir die wunderbarste Geschichte, freilich eine Geschichte ganz anderer Art, als ich zu hören gefürchtet hatte.

In den ersten Monaten ihrer Ehe — beide jung, schön, im Glanze seiner so rasch erlangten ansehnlichen Stellung, im Besitze eines mehr als genügenden Reichthums, hatten sie das Leben mit vollen Zügen genossen. Der ganze Kreis gesellschaftlicher Vergnügungen, ihr allzufrüh vertraut und fast schon schal geworden, hatte für die junge Frau einen neuen, ungeahnten Reiz gewonnen, seit sie ihn an der Seite des geliebten, durch eigne Wahl gefundenen Mannes betreten, und mit der ganzen elastischen Genußfähigkeit einer Tochter des Luxus wurde sie nicht müde, ihn zu durchmessen. Anders Leopold. Sein Geist war von Jugend auf in zu ernster Schulung gewesen, um auf die Dauer in einem Wechsel von Aufregung und Nichtsthun Ge-

nüge zu finden; dazu kam die stetige moralische Mahnung, dem so über Erwarten schnell erreichten Achte nun auch die ganze Kraft zu widmen, und, wie ich mir unschwer hinzufügen, als Feinlichstes für diese feingebildete Natur das Empfinden, in den Augen seiner minder bemittelten Kollegen als verzogenes Glückskind zu erscheinen, als einer, der der Arbeit untreu wird, wenn er sie nicht mehr nötig hat. Genug, er zog sich zurück, suchte auch sie zurückzuhalten, vor allem die Entfaltung einer luxuriösen Geselligkeit in ihrem eignen Hause auf das Durchschrittsmaß des einem deutschen Professorhause Zustehenden einzubämmen. Darüber kam es zu Zwistigkeiten, Auseinandersetzungen jener Art, wo jedes von beiden in der eignen Grundanschauung einen undurchdringlichen Panzer gegen die schärfsten Gründe des andern besitzt und das andre von allem nur das Mein hört. Bis sie denn schließlich nach einer solchen Scene, erhist und zornig, ein böses Wort fallen ließ: wenn man eine reiche Frau heimgeführt habe, könne man nicht mehr leben wie ein armer Gelehrter. Möglich, daß sie dafür noch eine schärfere Form fand, gewiß ist, daß der Pfeil in seiner schon von langwierigem, oft wiederholtem Wortgefecht wunden Seele tiefer eindrang, als sie es auch im schlimmsten Zorne gewollt hätte: von Stund' an war das Band ihres gemeinsamen Lebens thatsächlich zerschnitten. „Ich werde es beweisen, ob man es kann,“ war seine einzige Antwort auf ihren Vorwurf gewesen. Und er bewies es. Vor der Welt, in der Gesellschaft erschien er — auch innerhalb ihres Hauses — nach wie vor an ihrer Seite, höflich und freundlich zu der, die seinen Namen trug. Daheim hatte er sich eine bescheidene Wohnung eingerichtet, Arbeitszimmer und Schlafkabinett, wie sie etwa ein unbemittelter Gelehrter bei irgend einer kleinbürgerlichen Wirtin mietet, und für die er ebenso wie für alles andre, was er zu seinem freiwilligen Klausnerleben verwandte — bis auf den Lohn des Dieners und die Studierlampe auf seinem Schreibtisch — das Entgelt, sorgfältig berechnet und gebucht, aus seinem Professorgehalt auf das Conto seiner Frau übertrug. In den übrigen Männen, zu den gemeinsamen Mahlzeiten erschien er eben nur, wenn er — den Gatten seiner Frau zu repräsentieren hatte.

Und das währte nun schon drei Vierteljahre. Wenn ich mir's heute ausdenke, ist mir's beinahe, als ob ein gutes Stück Komik in dieser stiernackigen Durchführung einer nicht einmal auf die Dauer durchführbaren Haushaltung steckte. Damals empfand ich nur das Grauenvolle, das darin lag.

Sie beschönigte ihre Schuld wahrhaftig nicht, die arme Frau, die da in all ihrem Reichthum so unglücklich vor mir saß, und — das konnte ich beschwören — den, von dem sie mir erzählte, trotz allem so herzlich liebte wie zuvor. „Ich habe gethan, was mir nur einfallen konnte, um ihn wieder zu verjöhnen. Er hatte ja recht damals, ich sehe es jetzt ein, vielleicht hätte ich das häßliche Wort nie gesprochen, wenn nicht damals schon der Aerger in mir mitgespielt hätte, weil ich anfing einzusehen,



daß ich unrecht hatte. Aber nichts habe ich bei ihm erreicht, gar nichts.“

„Und haben Sie niemals eine Vermittlung —“

„Das ist es ja eben,“ fuhr sie mit thränenden Augen fort. „Meine Stiefmutter — Sie wissen, die beiden hielten so viel aufeinander — und so habe ich mich ihr — sonst bis jetzt außer Ihnen keinem — gleich damals habe ich mich ihr anvertraut. Aber sie hat nichts bei ihm erreicht. Im Gegenteil. Viel ärger ist es seitdem geworden.“

Das war freilich eine schlimme Aussicht für den Erfolg meiner Erörterung mit Leopold, die ich ihr gleichwohl zusagte.

Sehr diplomatisch fing ich die Sache eben nicht an, das heißt, als er am Nachmittag mich im Gasthof abholen wollte, brach ich mit meiner Mission gleich vom Zaun und rückte ihm derb zu Leibe. Wie das einem alten Schulmeister eben so geht — ich fürchte, im Verlaufe unsrer Auseinandersetzung verfiel ich mehr und mehr in einen Ton, als ob der andre immer noch als Primaner vor seinem Direktor stünde „ad audiendum verbum“, um sich abkanzeln zu lassen; und daß er bei alledem seine Höflichkeit noch immer bewahrte, brachte mich noch mehr in Harnisch.

„Du lieber Gott,“ rief ich schließlich, „betrachten Sie die Sache doch einmal objektiv, Mensch! Sehen Sie mal: wenn einer dem andern gegenüber auf seine Leberlegenheit trumps, so kann das den andern doch vernünftigerweise nur an der Ehre kränken, wenn die Leberlegenheit wirklich da ist. Zum Exempel, wenn mich alten Osel jetzt eine Königstochter heiratete, und mir dann hernach zu verstehen gäbe: ich bin Königstochter und du bist Rat vierter Klasse, also hab' ich recht — ja, das könnte mich freilich kränken. Aber bei Ihnen — mein Gott, ja, Ihre Frau hat die Mitgift in bar mitgebracht, und Sie haben ihr als Mahlschack dafür Ihren Titel, Ihr Amt, Ihr ganzes Ansehen in der Gelehrtenwelt gegeben — also —“

Er sah mich lang an, mit einem Blick des Erstaunens. „Ach,“ sagte er, „also das hat sie Ihnen gar nicht gesagt? Nicht? Hm, ich verstehe, vielleicht hat die Schwiegermutter ihr davon gar nichts wieder erzählt. Ich kann mir's denken. Man redet nicht gern von seiner Dummheit. Und dumm war's doch von der Frau Geheimrat, nicht wahr — erzdumm, daß sie mir zuletzt so ganz im Vertrauen zu bedenken gab, ich müßte doch Gisela etwas zu gut halten, denn sie — Gisela — habe doch auch damals in der Residenz insgeheim bei den und den Hochmögenden, bis zum Minister hinauf, intrigiert und angehalten, daß sie aus alter Bekanntschaft mit ihren Eltern ein übriges thäten und — und — dem Privatdozenten Klinger etwas eher eine Berufung verschafften.“

Ich konnte nichts thun, als ihn erschrocken ansehen. Er war sehr bleich, seine Zähne knirschten einen Augenblick wie im Fieber. „Ja, sehen Sie,“ fuhr er fort mit einem schauerlichen Versuch, zu lächeln, während seine Hände sich ballten, „da sitzt es. Das andre — mein Gott, ich wäre vielleicht noch

darüber gekommen; damals — oder später. Liebe gegen Ehre — es hat mir Mühe genug gekostet, den Prozeß in meinem Herzen für die Ehre durchzuführen. Aber das — ein armer Kerl — und ein Amt nur von seiner Frau Gnaden — und wer bürgte mir dafür, daß sie mir nicht auch diese Rechnung einmal präsentiert?“

„Um's Himmels willen, halten Sie inne!“ rief ich. „Machen Sie die, die Sie lieben, nicht in ewiger Selbstqualerei schlechter als Sie glauben. Fragen Sie doch lieber sich, fragen Sie, wen Sie wollen, wenn Sie Ihre Stellung verdanken! Ihnen selbst — wenn Sie wollen, auch einer Gerechtigkeit, die das Talent und der Fleiß nicht immer finden, aber doch gewiß nicht den unbedachten Schritten eines jungen Mädchens und einem Nepotismus, an den ich alter Staatsdiener in unserm Staate nicht glauben kann, noch will!“

Er schüttelte den Kopf. „Wer bürgt mir dafür?“ murmelte er. „Fragen soll ich? Das meinen Sie nicht im Ernste, mein lieber, väterlicher Freund. Soll ich selber das Tuch wegziehen, meinen Namen zum Gespött machen, der jetzt auch der ihre ist? Schon jetzt, wer weiß, wie viele darum wissen — o, der Gedanke ist zum Tollwerden . . . Nein, für mich, für meine Ehre bleibt nur noch das eine: möglichst nichts von dem anrühren, was nicht mein ist, und das, was ich besitze, ohne es verdient zu haben, zu erwerben suchen. Wenn ich durch Quertreibereien, von denen ich nichts wußte, eine ordentliche Professur bekommen habe, nun, so muß ich eben sehen, daß ich mich zu einem ordentlichen Professor mache. Und nun, bitte, lassen Sie's genug sein! Sie sehen, daran läßt sich nichts ändern. Das ist alles so fest wie —“

„Wie eine fixe Idee,“ ergänzte ich grimmig.

Er nickte traurig. „Vielleicht,“ sagte er. „Vielleicht ist auch die Ehre eine — eine fixe Idee. Aber man muß sich ihr doch fügen.“

Wir schwiegen beide eine Weile. Dann begann er in seinem gewohnten höflich freundlichen Tone: „Das ist mir böß zwischen meine Bitte geraten, mein lieber Herr Direktor. Ich kam nämlich heute eigentlich mit einer Bitte. Wir — meine Frau und ich — wir wollten nämlich so gegen Pfingsten einige Zeit nach Haus Hohnsdorf hinaus —“

„Nann?“ machte ich unwillkürlich.

„Ja,“ fuhr er immer verlegener fort, „es wird hier nämlich um Pfingsten etwas ganz Besonderes geben — Sie haben wohl davon gelesen — Besuch des Prinzen — ein Fest nach dem andern — auch akademische natürlich . . . Meine Frau und ich . . . wir wünschen uns dem zu entziehen . . . und da hoffte ich, daß Sie während der Zeit auf Hohnsdorf unser Gast wären . . . Wenn Sie vielleicht schon ein paar Tage vorher hinauszögen — und uns dann gleich abholen wollten an der Station, der Wagen steht Ihnen zur Verfügung . . . Aber jetzt, nach unserm heutigem Gespräch . . .“

„Jetzt verstehe ich Ihre Bitte, jawohl,“ antwortete ich kurz. „Ich nehme aber Ihre Einladung dankend an, trotzdem.“

Er drückte mir die Hand, als hätte ich ihm die größte Gunst zugesagt. So sehr also bangte ihm vor der Gesellschaft, in der er den Glücklichen spielen mußte, und vor einem Tag Alleinsein mit seinem Weibe!

Ob ich mir aber vornahm, ihm dies, wovor ihm am meisten bangte, nun erst recht zu bereiten, wenn ich sie einmal draussen auf Hohnsdorf allein hatte!

Daher in unserm Städtchen wurde ich alsbald förmlich bestürmt mit Anfragen über den Befund meines Besuches in der Villa Klinger; von den Kollegen, besonders von den Frauen der Kollegen. Merkwürdig, wie deutlich in dieser lebhaften Wissensbegierde — auch bei sonst ganz gutherzigen und verständigen Leuten — eine Art neidvoller Hoffnung auf unerwartete oder sensationelle Entdeckungen durchklang. Diese Wahrnehmung machte es mir erst leicht, schön zu färben und die Verhältnisse uners früheren Probekandidaten in rosigem Lichte zu schildern: eine liebenswürdige, schöne Frau, glänzende materielle Lage, angesehene Stellung, große wissenschaftliche Fortschritte . . . Das alles hörte man mit einer gewissen Ungeduld an, mit einem verständnisvollen Lächeln, welches auf ein „Aber“ zu warten schien, und da ich dieses „Aber“ trotz allen ermunternden Andeutungen nicht aussprach, wurden die meisten sichtlich enttäuscht. Leopold Klinger war anscheinend in ihren Augen ein Mann, der so etwas wie eine Pflicht gegen seine minderbemittelten Mitmenschen versäumte, weil er nach meinen Mitteilungen einen Rosenstrauch aus den Händen des Geschicks empfangen hatte und trug, ohne sich empfindlich an den Dornen zu stechen.

Unser alter Kollege Dudemans gehörte auch zu den Enttäuschten, indes er diesmal durch eigne angenehme Erlebnisse milder gestimmt zu sein und weniger als sonst zu mißmutigen Anmerkungen über das Glück anderer Leute geneigt. „Ja, wissen Sie, lieber Herr Direktor,“ sagte er schmunzelnd, nachdem er hinlänglich nach den Ergebnissen meiner Reise geböhrt hatte, „es ist überhaupt eine merkwürdige Zeit. Die Göttin Fortuna scheint sich neuerdings ein paar Extralügel beigelegt zu haben, sie faucht nur so herum in der Welt, und ab und zu streift sie doch auch einmal die Stirn eines Mannes, der es sich redlich hat sauer werden lassen und eine Aufmunterung wohl verdient. Sehen Sie, an meinen paar Aktien von der masurischen Bodencreditassociation habe ich in vierzehn Tagen ein hübsches Taschengeld gewonnen. Und vor vier Wochen habe ich Flora-Tiefbau zu 126½ gekauft, jetzt stehen sie 163. Es ist unglaublich, wie die Werte steigen.“

„Also spekulieren Sie noch immer?“ fragte ich. „Ich sollte doch meinen, Sie hätten reichlich genug. Haben für niemand in der Welt zu sorgen —“

„Ah, lieber Herr Direktor, das macht nichts,“ meinte er vergnügt. „Wenn man auch, gottlob, für niemand zu sorgen hat als für sich selbst, wissen Sie, es macht doch Spaß, wenn einem der Besitz so unter den Händen wächst. Reichthum — na, ich bin ja noch lange nicht reich — aber Reichthum ist doch auch eine schöne Sache. Uebrigens spekuliere ich

ja nur mit kleinen Summen — natürlich. Und mein Banquier in Berlin, das ist ein ganz gerissener Kerl. Bei dem riskieren Sie nichts; der hat eine Nase! Sollten's auch einmal versuchen, Herr Direktor!“

„Ich danke,“ erwiderte ich. „Das bischen, was ich für meine Kinder — sie sind, Gott sei Dank, jetzt versorgt — und für mich auf meine alten Tage zusammengespart habe, das liegt sicher in preussischen Konsols, und da soll's liegen bleiben.“

„Zu dreiundeinhalb, nicht wahr?“ lächelte er. „Ne, lieber Herr Direktor, das ist ein überwundener Standpunkt, nehmen Sie mir's nicht übel. Da sollten Sie einmal das Blättchen von meinem Banquier lesen, der macht Ihnen das klar. Spekuliert ja auch der Staat heutzutage! Alles spekuliert. Meinen Sie denn, Ihr Professor Klinger hätte die Millöndchen seiner Frau in preussischen Konsols stecken? Na, freilich, die haben's näher — achtzehn Prozent Dividende voriges Jahr, das sitzt. Da ist's freilich bequem, ein Mann der Wissenschaft zu sein und römische Inschriften zu bearbeiten.“

„Sie sind unverwundlich, Herr Kollege,“ rief ich ärgerlich.

„Fühle mich ganz wohl dabei,“ antwortete er schmunzelnd und nahm eine Prise.

Nun, die Ferien gingen zu Ende, das neue Semester begann mit seinen neuen Sorgen. Es heißt ja, daß im Frühling sich alle Sorgen leichter tragen, aber dann muß er auch wirklich kommen, wie ihn die Dichter preisen, mit ersten Nachtigallen und Anemonen und Primeln und blauen Weilschen, die so hübsch im jungen Waldgrün aufleuchten und uns ein Weilschen vergessen lassen, daß die Lumpen das ganze Jahr durch blühen. Aber dieser Monat Mai — br! Die Blumen erforen im Aufsteigen, und wenn die Nachtigallen schon da waren, so waren sie jedenfalls zum Singen zu heiser. Die einzigen Frühlingboten, die sich zeitig wie immer einstellten, waren die Frühjahrsbetrachtungen der Zeitungen „über die Lage“, mit mehr oder minder bestimmten Voraussetzungen, daß es dieses Jahr ganz sicher losgehen werde — der große Weltkrieg nämlich. Die Welt war wieder einmal, nach der Meinung aller Blätter, zur Götterdämmerung reif, wie schon seit so vielen Jahren. Merkwürdig nur, daß bei alledem die Menschen nicht aufhörten, auf dieser unsicheren Erde noch immer neue Betriebe und Betriebswege anzulegen. Vorm Jahre hatte man nach Haus Hohnsdorf noch mit dem Wagen hinausfahren müssen, jetzt war eine Haltestelle dort, knapp zwanzig Minuten vor dem Gute, an der neuen Verbindungsbahn, und neben der Haltestelle eine große neue Fabrik von Thonziegeln oder so etwas, seit einem halben Jahre im Betrieb, mit Arbeiterhäusern, ein ganzes Dörfchen. Schön sah's eigentlich nicht aus, mich dauerte die hübsche Gegend, wo ich vordem manches liebe Mal mit meiner Ida und den Kindern am Hügelrand unter breitästigen Linden vom Spaziergange gerastet. Jetzt waren die Linden gefällt, und an dem sanft abgedachten Hügelraum zog sich ein dürftiger, kahler Zaun um ein breites, von etlichen Wegen

durchkreuztes Viereck hin — der Friedhof des Arbeiterdorfes; das Kreuz an seiner Pforte glänzte noch im ersten blanken Teeranstrich, aber schon zeigten sich hier und da dunkle Hügel mit andern, kleinen Holzkreuzen seitab den Wegen — der Winter hatte dem Tode die ersten Einwohner für seine neue Stadt gesandt.

Viel trauriger als auf dem Armenfriedhof sah es in der Fabrik aus, die ich am Fuße des Hügels liegen sah, als ich an jenem letzten Maitage von Haus Hohnsdorf gefahren kam, um die Gutscherrschaft auf der Station abzuholen. Ueber dem weiten Kohziegelbau mit seinen Hunderten von vorhanglosen Fenstern brütete eine grauenvolle Stille; durch die Scheiben sah man Räder und Riemenwerk der Maschinen in thatloser Ruhe stehen, aus den turmhohen Schloten, deren Blitzableiter im goldenen Strahl der nun endlich doch zum Siege gelangten Maisonne funkelten, quoll kein Rauch mehr hervor. Und neben der Fabrik um die halb offenen Schuppen, die noch vollgepfropft erschienen mit fertigen Erzeugnissen des Betriebs, lungerten trübselige Gruppen, Männer, Weiber und Kinder — ohne Arbeit. Die Fabrik stand still. Mein Hohnsdorfer Kutscher deutete mit der Peitsche hinüber. „Der Krach, Herr Direktor!“

Ja, der Krach. Das war ja das Wort, das seit einer Woche — ja seit es wirklich anfang, Frühling zu werden — alle Welt erfüllte. Alle Welt. Selbst unser Kreisblättchen — für mein Interesse an der Welt Handel seit langem die ausreichende Quelle — klang nur noch wieder von diesem einen Wort. Wie war es nur gekommen — hier und anderswo? Das fragte sich jetzt alle Welt. Sie suchte nach den Schuldigen, den unheimlichen Zwergen, die so viele glänzende Prachtgebäude unterwühlt hatten, um sie in einem Nu zu stürzen. Kein Mensch hatte nach den Unterirdischen gefragt, solange sie die leuchtenden Säulen und Türme nur hoben und bauten. Jetzt, wo sie ihr Werk zerstört hatten, spähte man ihnen nach und gab ihnen ihre bösen Namen: Unbesonnenheit, Verblendung, Unehrllichkeit, Betrug und so weiter. Und man gelobte sich, nie mehr mit ihnen anzubinden. Nur die Mutter vergaß man, die alle diese unheimlichen Pygmäen geboren hatte, und von der sie allein ihre schauerliche Kraft sogen: die Sucht nach dem mühelosen Gewinn, nach den goldenen Früchten, die ungesät und ungepflegt dem dummen Hans in den Schoß fallen sollen, wenn er nur die Kinderschürze empfangsfreudig ausbreitet — nach Reichtum ohne Arbeit.

Ich hatte eben den schmalen, fast ganz menschenleeren Bahnsteig der kleinen Station betreten, als der Personenzug heranbrauste. Die Frau Professor winkte mir schon vom Fenster aus freundlich lächelnd zu; auch das Wesen ihres Gatten kam mir diesmal minder gespannt vor, er hielt sich aufrecht, und über seinem blassen, vornehmen Gesicht lag etwas wie der Abglanz einer lang ersehnten, mühsam erkämpften inneren Ruhe.

Als die erste herzliche Begrüßung vorüber und das Gepäck in den Wagen gebracht war, sagte die Frau Professor: „Das Wetter ist heute so schön,

und die Fahrt war lang — wenn es Ihnen recht ist, Herr Direktor, lassen wir den Wagen voranzfahren und machen die halbe Stunde zu Fuß ab?“

„Mir ist das sehr recht,“ antwortete ich, und so wandelte ich zwischen den beiden zurück auf die breite Fahrstraße, an deren Säumen aus dem hellgrünen jungen Gras schon die ersten Blüten der Anemonen und des Steinbrechs hervorleuchteten.

„Wir werden auf Haus Hohnsdorf in einigen Tagen noch einen andern lieben Gast zu begrüßen haben,“ begann Frau Gisela: „meine Stiefmutter, das heißt,“ unterbrach sie sich mit einem leisen Lachen, „eigentlich werden wir dann die Gäste —“

„Ja, das muß ich Ihnen aber noch erklären,“ sagte ihr Gatte, „Sie wissen doch schon — Sie haben ja wohl in den Zeitungen die Meldungen über den allgemeinen Finanzsturz verfolgt —“

„Naun. Meine Zeitungslektüre beschränkt sich auf unser Kreisblatt, und seit den drei Tagen, die ich in Voransnützung Ihrer gütigen Einladung auf Haus Hohnsdorf verweile, habe ich selbst diese Lektüre nur lädenhaft betrieben.“

„Ja so, dann wissen Sie also noch gar nicht... Die Sache ist nämlich die, daß meine Schwiegermutter in dieser allgemeinen Sturmflut auch das meiste, wenn nicht alles von ihrem Vermögen eingebüßt hat —“

Ich blieb unwillkürlich stehen und sah meine beiden Begleiter erschrocken an.

„Ja, ja,“ fuhr der Professor fort, „es ist eine skandalöse Geschichte... Diese Direktion von der Aktiengesellschaft... Natürlich sind die Herren geflohen, einer soll sich in Mailand das Leben genommen haben, um der Verhaftung zu entgehen — sie haben mit dem Geschäftskapital spekuliert — vermutlich alles verspielt. Unter diesen Umständen blieb ja natürlich für uns beide nur das zu thun, was mir Gisela sogleich vorschlug: wir haben Haus Hohnsdorf an meine Schwiegermutter und ihre Söhne abgetreten. Der ältere soll Landwirtschaft studieren und das Gut später übernehmen.“

„Ja, sehen Sie,“ begann Frau Gisela, „das war doch das Nächstliegende, nicht wahr? Die Brüder sind noch nicht selbständig, wir haben doch unser Auskommen an dem, was Leopold einnimmt —“

„Ja, aber — aber,“ stotterte ich „Ihr — Ihr Vermögen —“

Sie lachte wieder, leise, aber sehr fröhlich. „Das wird wohl auch mit draufgegangen sein. Es war ja auch zumeist in denselben Papieren angelegt.“

„Ich bin natürlich gleich hinübergereist, um mit den Verwandten zu sehen, was zu retten war,“ erzählte der Professor. „Aber es war eben nichts zu retten. Wie gesagt, ein skandalöser Fall, selbst in dieser Zeit. Wir dachten, Sie hätten davon gelesen.“

„Aber Leopold,“ fiel Frau Gisela wieder ein, „warum erzählst du dem Herrn Direktor nicht lieber etwas Erfreulicheres? Vielleicht weiß er auch davon noch nichts.“

Ich sah ihn erwartungsvoll an. Eine freudige Note spielte über sein Gesicht: „Ja — wissen Sie,

recht  
raus-  
ab?"  
nd so  
breite  
rünen  
monen

inigen  
rüßen  
mitter,  
leisen  
e —  
ären,"  
— Sie  
ungen  
" —  
ft sich  
n, die  
ladung  
t diese

acht...  
wieger-  
ch das  
en ein-

meine

st eine  
on der  
ren ge-  
nen ge-  
hen —  
— ver-  
en blieb  
, was  
Hohns-  
hne ab-  
udieren

„das  
Brüder  
h unser  
nt —“  
— Ihr

„Das  
Es war  
legt.“  
um mit  
ar,“ ex-  
ichts zu  
selbst in  
won ge-

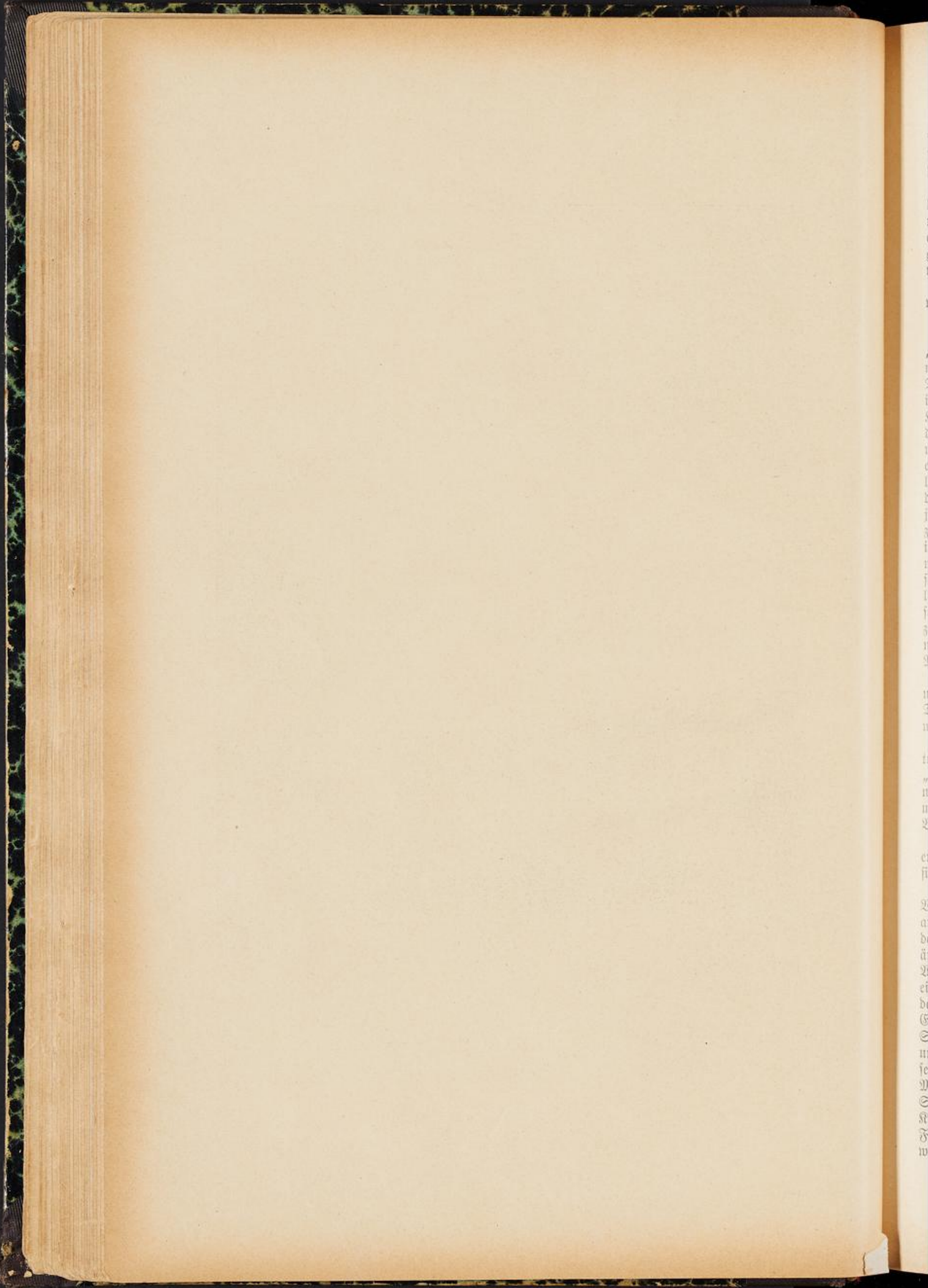
der ein.  
ht lieber  
ch davon

freundige  
hen Sie,



### Holzlelerin.

Nach dem Gemälde von Augusto Corbelli.



daß ich einen Ruf an J...s Stelle bekommen habe?"

"Das wäre!" rief ich, ordentlich verblüfft. Er hatte mir den Namen eines der vornehmsten Altmeister seiner Wissenschaft genannt, der bis zu seinem erst vor drei oder vier Wochen erfolgten Tode die great attraction einer süddeutschen Universität gewesen war.

"Ich kann Ihnen versichern, daß es mir selber wunderbar genug war," fuhr Leopold Klinger fort.

"Aber Sie haben natürlich angenommen?"

"Ich denke, daß ich es muß," erwiderte er. "Zwar — und das war das zweite Wunder für mich — sie wollen mich durchaus in W. behalten. Die Fakultät — nun, das kennt man ja — das ist ein Gebot der kollegialen Höflichkeit. Aber der Kurator ließ auch nicht locker — lebhafter Wunsch des vorgeordneten Ministeriums — man wolle mich nicht aus dem diesseitigen Staatsdienst verlieren — er winkte sogar mit einer beträchtlichen außerordentlichen Zulage — na, und wir sind ja in der Lage, damit rechnen zu müssen... Aber... ich brauche ja von Ihnen nicht zu fürchten, daß Sie meine Erzählung der Thatfachen für Eitelkeit nehmen — es ist so eine Art Legat, die ich schließlich annehmen muß... Der Dekan der Fakultät von da unten schrieb mir nämlich gleich in seiner ersten vertraulichen Anfrage, daß der Verstorbene mich noch während seiner letzten Krankheit gerade als seinen Kandidaten zur Nachfolge nominiert habe — und zwar vornehmlich auf Grund der Schrift, mit der ich mich in W. habilitiert hatte. Und da —"

"Freilich," sagte ich, "das ist der glänzendste und zwingendste Ruf, den Sie bekommen könnten. Da müssen Sie folgen. Meinen herzlichsten Glückwunsch — zu allem!"

"Aber, nicht wahr, wie wunderbar sich das getroffen hat?" begann Frau Gisela nach einer Weile. "Das Schreiben kam gerade an, während mein Mann nach der Residenz war... Als er zurückkam — mit dem Nachtzug — brachte ich es ihm mit an den Bahnhof..."

Ich muß sie wohl bei ihren letzten Worten sehr erstaunt — sagen wir dumm angesehen haben, denn sie erröthete und verstummte plötzlich.

Vielleicht war aber auch etwas andres an diesem Verstummen schuld. Wir waren eben an der Stelle angelangt, wo sich der Fahrweg nach Hohndorf mit dem Wege kreuzt, der aus dem Dorfe nach dem ärmlichen Friedhof hinaufführt. Und auf diesem Wege näherte sich eine kleine Prozession: vorauf ein Geistlicher — der Hauskaplan eines jenseits der Hohndorfer Mark gelegenen, einem katholischen Edelmann gehörigen Gutes, der auch wohl die Seelsorge an seinen verstreuten Glaubensgenossen unter den kleinen Leuten rundum wahrnahm, mit seinem Ministranten, in Amtsgewändern; dahinter eine Magd in ländlicher Sonntagstracht, die einen kleinen Sarg leicht wie einen Korb mit Blumen auf dem Kopfe trug, und zum Beschluß ein Mann und eine Frau, beide dunkel gekleidet, er eine Art Dienstmäße, wie sie die Beamten der Staatsbahnen tragen, tief

in die Stirn gerückt, zwischen beiden aber ging ein pausbäckiger, frischer Knabe von zehn Jahren etwa, der einen großen, aus Blumen und Eibenzweigen gewundenen Grabkranz fest in beiden Händchen hielt. So zog das kleine Totengeleite quer vor uns über den Weg, wir Männer nahmen die Hüte ab vor dem Sarge, Frau Gisela aber wandte sich mit einem raschen, schnell verstandenen Blicke auf uns seitwärts und schritt nun in unsrer Mitte den Leidtragenden nach.

Auf dem kleinen, dürftigen Friedhof war eine winzige Grube schon ausgehacht, daneben standen zwei Männer in groben Arbeitshemden, mit Stricken und Brettern, ihres traurigen Amtes gewärtig. Sonst war nichts Lebendiges rundum zu sehen. Aber während der Geistliche seine Zeremonien vollzog, klang mitten zwischen seine Gebete von einem der Bäume jenseits des Friedhofszaunes das frohe Lied einer Schwarzamstel hinein, und die paar ärmlichen Metallblumen am Bügel des Kinderjarges funkelten im hellen Scheine der Maien Sonne.

Als die kurze Feier zu Ende war und der Geistliche — es war schon ein älterer Mann mit hagerem Gesicht, in das Krankheit und Entsaugung ihre Runen eingegraben — sich zum Gehen wandte, trat Frau Gisela an ihn heran mit einigen leisen, hastigen Fragen. Er schüttelte den Kopf: "Das nicht... der Mann würde das Geld nicht einmal annehmen," sagte er halblaut, dann mit erhobener Stimme, auch zu uns gewandt: "Ich danke Ihnen, auch im Namen der Leidtragenden... Sie haben wohl gethan," und schritt langsam, von seinem Ministranten und der Magd gefolgt, der Kirchhofsthür zu, während Frau Gisela sich der trauernden Mutter zuwandte, die mit starren, thränenleeren Augen, wirre Worte murrend, auf die allmählich sich füllende Gruft blickte, und ihr herzlich zuredete. Es war eine fremde Sprache, ich verstand kein Wort davon, die Trauernde aber schien sie um so besser zu verstehen; hastig umgewandt lauschte sie auf, ergriff ungestüm die Hand der Trösterin, und indem sie vieles in derselben Sprache erwiderte, schien sich das Eis des Schmerzes zu lösen in den Thränen, die jetzt stromweise ihren Augen entquollen.

Unterdes war auch der Mann an uns herangetreten, den Knaben an der Hand. "Ich danke Ihnen, danke Ihnen sehr," stammelte er mit treuherzigem Händedruck, "so hat ihr doch noch eines die letzte Ehre gegeben, unsrer armen, kleinen Waise... Ja, 's ist hart... Sehen Sie, die da" — er griff nach der Hand seiner Frau und zog die Weinende an sich — "die kann's nicht verwinden mit dem Heimweh, es ist ihr alles fremd hier, sie kann ja kaum deutsch sprechen — und so meint sie auch, daß es die Kleine hier nicht gelitten hat... Mein Gott, was will man da machen? Das ist nun mal der Dienst — man wird veretzt, hierher und dorthin... Und da müssen eben Frau und Kinder mit... die Familie gehört doch zusammen, nicht wahr? — Nun, weine nicht zu sehr, Frau" — und dabei rannen ihm selbst die Thränen über die verwetterten Backen — "weißt doch, was der Herr

Kaplan sagt: 's war Gottes Wille, weißt du — sie ist zu den Engeln gekommen, hier so gut wie in Ostrowo — nun wollen wir beten und sorgen, daß uns der Bub erhalten bleibt... Nochmals, gnädige Frau, vielen, vielen Dank, und wir werden's Ihnen und den Herren nie vergessen. Der liebe Gott bewahre Sie vor so Schwerem... er lasse Sie viel Freude erleben an Ihren Kindern! — Komm, Frau! Peter, komm! Ich muß zum Dienst.“ Und er schritt mit den Seinen eifertig, ehe es ihn wieder übermannen möchte, hinweg.

Frau Gisela hatte sich etwas befangen abgewandt, sie pflückte eine Blume vom Wegrand, ein kleines, ärmliches Hundsveldchen. Als sie wieder aufschaute, begegnete sie den Blicken ihres Mannes, der dicht neben sie getreten war. Sie nannte leise seinen Namen und lehnte sich an ihn, er umfaßte sie und küßte ihre Stirn.

Dann führen sie auseinander und sahen sich ordentlich verlegen an.

„Wissen Sie, lieber Professor,“ sagte ich, „mir ist da eben etwas eingefallen: wenn Sie und Ihre Frau Gemahlin mir Urlaub geben wollen und den Wagen gestatten, dann gehe ich voraus und fahre nochmals schnell nach der Stadt hinüber... Ich habe da einige Amtspapiere, die ich heute und morgen noch erledigen muß. Es ist mir unbegreiflich, wie mir das erst jetzt wieder einfallen konnte... Aber sehen Sie, so geht's, wenn man alt wird.“

Frau Gisela lächelte erröthend, ihr Gesicht war mir noch nie so hübsch erschienen wie jetzt. „Gehen Sie, lieber Herr Direktor,“ sagte sie und reichte mir ihre Hand, „wir dürfen Ihren Amtspflichten nicht im Wege stehen, aber morgen kommen Sie wieder, nicht wahr? Aber sicher? Und dann müssen Sie mir auch ein Amtspapier mitbringen, hören Sie? Von Ihrer Haushälterin ein Verzeichnis Ihrer Lieblings Speisen.“

Ob ich Frau Gisela das gewünschte „Amtspapier“ folgenden Tages wirklich mitgebracht, und wie sie es verwertet hat, das gehört ja eigentlich nicht hierher. Als ich an jenem Abend in der Stadt anlangte, war ich jedenfalls zu — erregt, um mich mit meiner Haushälterin noch lange über die Abfassung des wichtigen Aktenstückes zu besprechen, ja, ich war sogar leichtsinnig genug, ins Kasino zu gehen und den einmal angebrochenen Abend mit einer Flasche Rüdeshheimer auf das Wohl meiner Hohnsdorfer Freunde zu beschließen.

Dort traf ich den Professor Dudemans. Er saß hinter seinem Mosel wie gewöhnlich, die Tabakdose und das rothleidene Schnupfstud neben sich, sah aber entsetzlich böß und verärgert aus.

„Hat Ihnen jemand Ihre Disposition gestört, Kollege?“ fragte ich.

„Ach was, Disposition!“ brummte er. „Meinen Sie, es wäre eine Kleinigkeit, so mit einem Schlage seine achthundert Mark und darüber zu verlieren? Dieser verfluchte Berliner, der hat mich nett in die Tinte geritten mit seiner Flora-Tiefbau! Und die Maßuren habe ich auch noch gerade in zwölfster Stunde rechtzeitig verkauft, sonst wären es statt acht-

hundert jetzt an die zweitausend Mark. O dieser Strach!“

„Ja, es ist böß,“ antwortete ich. „Aber trösten Sie sich, andre Leute haben ja auch Unglück. Es giebt welche, die haben ganz anders bluten müssen wie Sie.“

„Das ist wahr,“ erwiderte er, vorübergehend sichtlich getröstet, und reichte mir seine Dose. „Was sagen Sie denn zu dem Hereinfall Ihres Schützlings Klinger und seiner hohen Verwandten? Das ist großartig. Es steht in allen Zeitungen. Na, der kann sich jetzt freuen mit seiner reichen Partie. Ein Glück für sie, daß sie wenigstens noch Hohnsdorf haben.“

„Am Ende verlieren sie das auch noch,“ meinte ich und gab die Dose zurück.

„So, meinen Sie wirklich?“ fragte er und schnupfte. „Na, Sie müssen's ja wissen. Aber hören Sie mal, dann haben die beiden ja gar nichts mehr.“

„Ich bitte Sie!“ antwortete ich. „Der junge Mann ist doch schon eine Berühmtheit in seinem Fach. Er soll ja gerade jetzt einen großartigen Ruf bekommen haben, die Universitäten reißen sich nur so um ihn.“

„Ach, du mein lieber Gott,“ rief der Professor Dudemans und sah fast bedauernd zu mir herüber, „Kaum ist in der kleinsten Hütte und so weiter, glauben Sie daran wirklich noch immer, mein lieber Herr Direktor? Aee, das lassen Sie sich nur gesagt sein, wer mal so knietief im Reichthum stand, der findet mit einem Professorsgehalt sein Glück nicht wieder. Der arme Kerl! Er hat mich oft geärgert, aber jetzt könnte er mir beinahe leid thun. Und die junge Frau erst, die so auf einmal aus allen ihren Träumen gerissen wird! Aber das ist es ja gerade, was ich sage: dieser Strach! Da müßte der Staat einschreiten, daß so etwas nicht mehr möglich wäre. Zu seinem eignen Interesse! Wenn man bloß bedenkt, wie das wieder die Zahl der Malkontenten im Lande vermehren wird. Und es giebt wahrhaftig auf der Welt schon der malkontenten Leute genug.“

„Da haben Sie wohl recht, Herr Kollege!“ sagte ich und stieß freundlich mit ihm an.

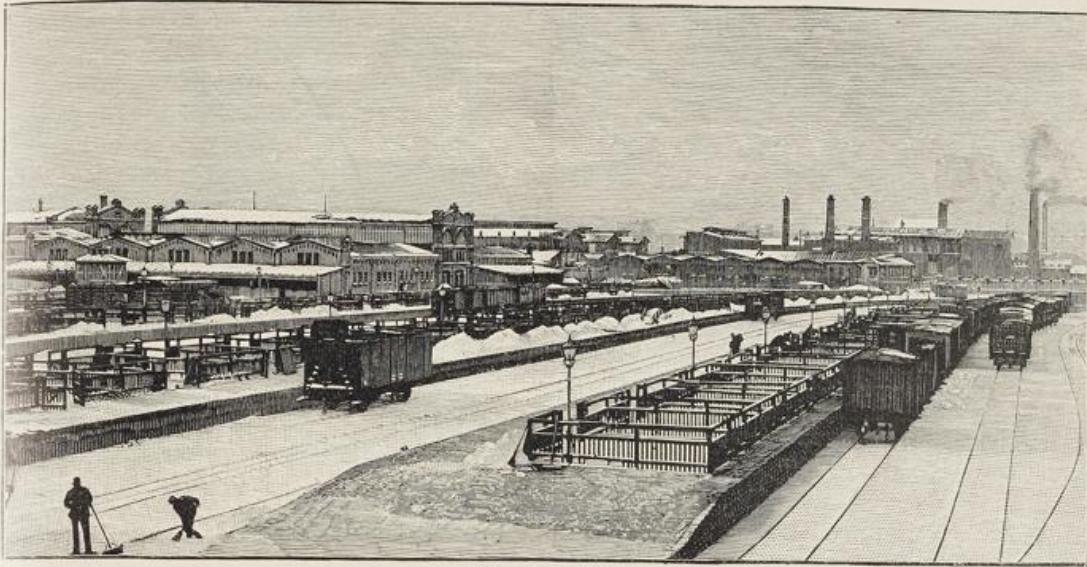
## Bilder vom Berliner Centralviehhof.

Von

Fr. Good.

Mit 7 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Zander & Labisch in Berlin.

Bei der raschen Zunahme der Bevölkerung Berlins und der beständigen Steigerung ihres Wohlstandes bildet die Fleischversorgung der Millionenstadt eine der schwierigsten Aufgaben der Gemeindeverwaltung. Zwar gestattete schon der im Jahre 1867 von einer Privatgesellschaft begründete und polizeilich konzessionierte „Aktienviehhof“ eine genügende Ueberwachung des Viehhandels; für die Einführung des Schlachtzwanges auf Grund des Gesetzes vom 3. Dezember 1877 erwies sich jedoch diese Anlage als unzureichend, so daß sich die Stadtgemeinde bei dem allgemeinen Interesse für öffentliche Gesundheitspflege sehr bald veranlaßt sah, einen eignen Vieh- und Schlachthof zu begründen, der



Station Zentralviehhof.

möglichst allen an ein solches Stabliement gestellten Anforderungen genügen sollte. Sie kaufte von der benachbarten Dorfgemeinde Lichtenberg ein etwa 39 Hektar großes Terrain, auf dem am 3. Dezember 1877 der Grundstein zu dem heutigen Zentralviehhof gelegt wurde. Die unter Leitung der Bauväter Blankenstein und Lindemann ausgeführten Bau-Anlagen wurden am 1. März 1881 dem Betrieb übergeben, seitdem aber wiederholt bedeutend erweitert, so daß sie gegenwärtig ein Terrain von nahezu 48 Hektar umfassen; die Baukosten belaufen sich auf etwa 15 Millionen Mark.

Die Lage des Terrains unmittelbar an der Ringbahn, die den direkten Anschluß aller in Berlin einmündenden Bahnen an den Viehmarkt gestattet, ist eine außerordentlich günstige. In das enge Netz der sich hier kreuzenden Eisenbahngelände sehen wir langgestreckte Perrons oder Auslade-rampen eingeschoben, die die ankommenden Tiere bis zur Verteilung in die einzelnen Ställe aufnehmen. Auf besonderen Zweiggleisen erfolgt die Reinigung und Desinfektion der entladenen Züge vor Rückendung an die betreffenden Bahnverwaltungen. Nicht selten fahren hier an großen Markttagen an 200 mit Vieh beladene Wagen ein und aus. Im letzten Jahre wurde der Markt von insgesamt 196 586 Rindern, 813 499 Schweinen, 152 483 Kalbern und 608 369 Schafen besichtigt. Hierzu kommen noch 9770 Stück Vieh, die von außerhalb direkt zum Schlachthof geliefert wurden.

Viehhof und Schlachthof bilden zwei streng getrennte Gebäudekomplexe, von denen der erstere allein dem Marktverkehr, der letztere lediglich dem Schlachtereibetrieb dient. Beide Teile sind der veterinärpolizeilichen Kontrolle unterworfen, und zwar steht der Markt unter landespolizeilicher Aufsicht, während die „allgemeine Fleischschau“ durch städtische Organe ausgeübt wird.

Die Untersuchung auf dem Markt geschieht vorzugsweise, um die Verbreitung seuchenartiger Krankheiten zu verhindern; bei der engen Berührung einiger tausend aus allen Welt-richtungen herbeigeführten und häufig wieder zum Export gelangenden Tiere kann natürlich auch eine Uebertragung von Krankheitsstoffen stattfinden. Alle einer seuchenartigen Krankheit verdächtigen Tiere, insbesondere Rinder, die ohne „Ursprungsattest“ oder mit einer unkorrekten Bescheinigung

ihres bisherigen Aufenthalts eingeführt werden, gelangen in ein besonderes Polizeischlachthaus, wo sie unter Aufsicht von Tierärzten geschlachtet und zur menschlichen Nahrung erst dann freigegeben werden, wenn das Fleisch als ungefährlich befunden wird. Laufen indessen Viehwagen aus Gegenden ein, in denen notorisch die Rinderpest herrscht, so werden sie direkt nach dem „Seuchenhof“ überführt, einer von dem Viehhof ganz abgeordneten, aus Stall und Schlachthaus bestehenden Anlage. Das Fleisch des hier als krankheitsverdächtig geschlachteten Viehes wird in antilich verschlossenen Wagen zur Abdeckerei geliefert.

Den Mittelpunkt des Viehhofs bildet die „Börse“, die, von verschiedenen Wohn- und Wirtschaftsräumen abgeheben, einen großen Restaurationsaal und 38 Maklerzimmer enthält, die man als die Verkehrszentren des Berliner Viehhandels bezeichnen könnte. Hier spielt sich ein interessantes, bewegtes Schauspiel ab. Mehr als tausend Viehhändler, Schlächter, Exporteure, Makler sehen wir im großen Börsensaal versammelt, wo sie bei reichlichem Genuß geistiger Getränke unter Feilschen und Streiten, bisweilen auch unter lebhafter Heiterkeit, ihre Geschäfte abschließen oder auch den abgeschlossenen Handel durch ein solennes Mahl feiern. Alle Tische sind eng besetzt, die Gänge von stehenden Gruppen dicht belagert, so daß sich die Kellner nur mit Mühe einen Weg zu bahnen vermögen. Ueber dem Ganzen aber lagert eine dichte Rauch- und Dunstwolke, welche die Behaglichkeit dieser urwüchsigen, unverwiltlichen Gesellschaft eher zu erhöhen als zu beeinträchtigen scheint.

Obwohl hier zwingende Bestimmungen für den Verkehr zwischen Käufer und Verkäufer nicht bestehen, hat der Handel ganz bestimmte Formen angenommen. Etwa vierzig große Viehkommissionsgeschäfte vermitteln zur Zufriedenheit aller Teile den Kauf; sie verausgaben die vereinbarten Kaufsummen, ebenso die Standgelder, Treiberlöhne, Futterkosten und so weiter und beziehen hierfür eine angemessene Provision.

Um die Börse gruppieren sich die großen Viehmarkthallen und Stallungen derart, daß die Gebäude zur Aufnahme der am schwersten zu transportierenden Kalber und Schweine den Bahngleisen am nächsten liegen.

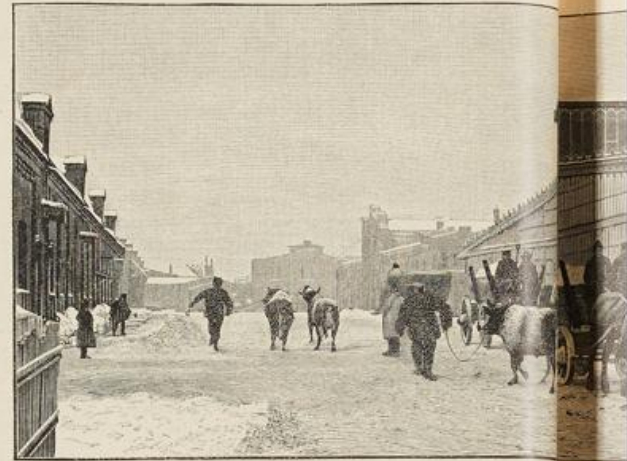
Von besonders imposanten Raumverhältnissen sind die Schweine-, Hammel- und Rinderverkaufshallen. Die Zahl der an einem Markttag aufgetriebenen Rinder bewegt sich



zwischen 2000 und 3000 Stück, doch ist dieses Maß bisweilen noch um einige Hundert überschritten worden. Für diesen Auftrieb ist die Kinderverkaufshalle bei 217 Meter Länge und 72 Meter Breite nicht zu reichlich bemessen, doch können unter Umständen noch 1000 Kinder auf zweckmäßig eingerichteten Plätzen im Freien Aufnahme finden. Die große Halle wird in ihrer ganzen Ausdehnung durch keine andern Einbauten als durch die das Dach tragenden schlanken Säulen unterbrochen, an denen die Holme zum Anbinden der Kinder befestigt sind.

Es ist ein eigenartiger Anblick, hier mehr als 3000 dieser kräftigen, meist stiernadigen Tiere dicht gedrängt unter dem weiten Hallendach vereint zu sehen; dazwischen Gruppen von Händlern, Schlächtern, Fuhrleuten, Treibern, unter denen die charakteristischen Figuren der Großviehhändler in ihren langen, weißen, bis zu den Füßen herabfallenden Mänteln besonders ins Auge fallen.

Von nicht minder imposanter Ausdehnung ist eine zweite Halle, die etwa 31 000 Hammeln Raum gewährt; sie ist zur Hälfte ganz dem Engrosverkauf überwiesen. Diese Tiere bilden einen Hauptgegenstand des Exporthandels und werden von hier in großen Mengen nach Sachsen und Thüringen auf die Fettweide gebracht. Um den Verkauf nach lebendem Gewicht zu ermöglichen, sind die Hallen mit großen Brückenwagen von 2500, beziehungsweise 3000 Kilogramm Tragfähigkeit versehen, so daß auf der einen zwei Kinder, auf der andern vierzig Hammel gleichzeitig gewogen werden können.



Verkaufshalle.

Die Zahl der auf den Markt gebrachten Schweine schwankt bedeutend; die Verkaufshalle ist für einen Auftrieb von reichlich 13 000 Stück berechnet, doch ist diese Zahl an Markttagen nicht selten überschritten worden, so daß schon andre verfügbare Räume für den Marktverkehr hin-



Inneres der Hammelhalle.



Schlachthalle.

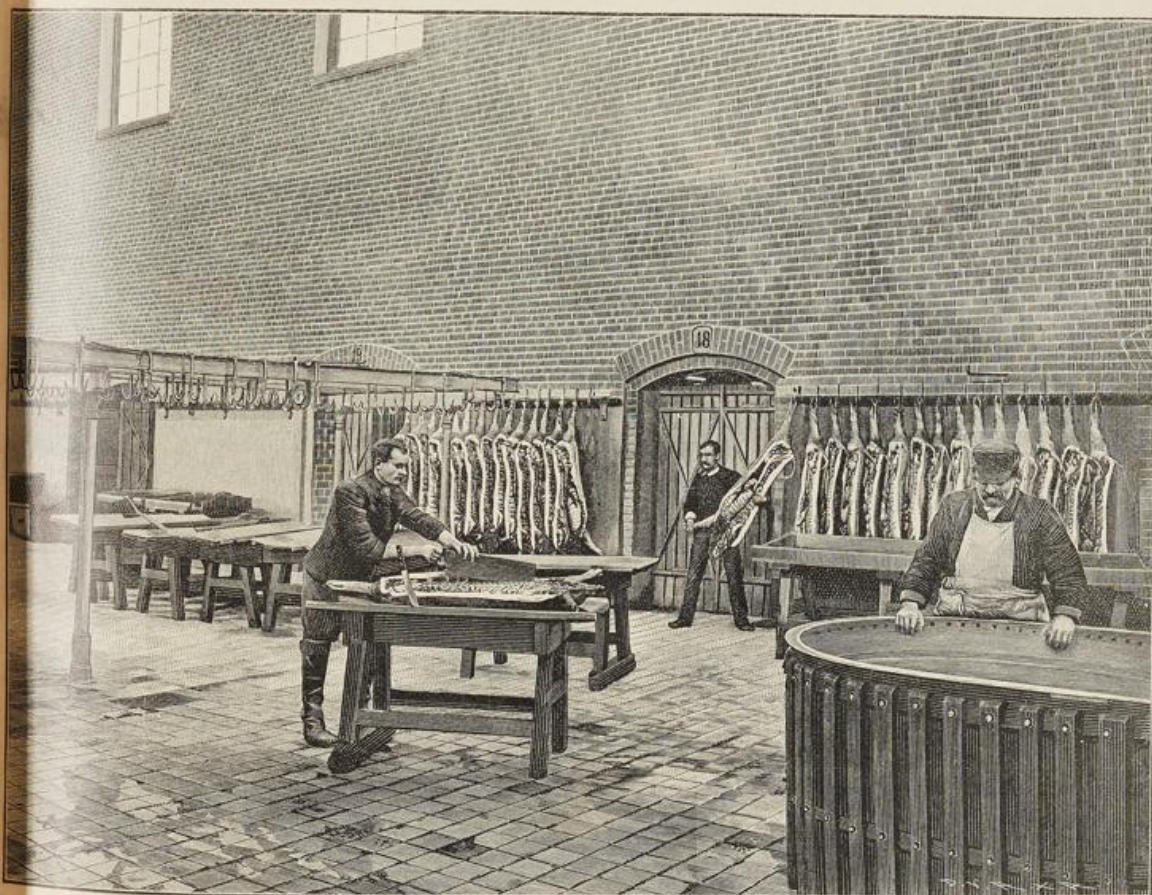
schweine  
auftrieb  
Zahl  
so daß  
er hin-

zugezogen werden mußten. Der enorme Schweine-Auftrieb in den letzten Jahren hat schließlich den Bau eines besonderen, sehr umfangreichen Schweineschlachthofes notwendig gemacht, auf dessen Terrain auch eine große Verkaufshalle für ausländische Schweine zur Ausführung gelangt; die

alte Halle des Viehhofs bleibt dann in Zukunft den lieben Vorstentieren unserer Heimat reserviert. Mit Rücksicht auf den schwierigen Transport dieser Tiere ist die Verkaufshalle zugleich als Stallung eingerichtet, während das übrige Marktvieh, von den gleichfalls schwer zu transportierenden Kälbern abgesehen, vor Beginn, beziehungsweise auch nach Beendigung des Marktes in den verschiedenen Ställen untergebracht wird.

Die Kopfbauten der Schweinehallen enthalten außer verschiedenen Werkstätten einige Säle für Fleischbeschauer; das eigentliche Trichinenschau-Amt hat in einem recht bescheidenen Hause des Schlachthofes Unterkommen gefunden, doch wird diesem Zweig der Verwaltung gegenwärtig auf dem neu hinzugezogenen Terrain ein recht komfortables Gebäude errichtet.

Die mikroskopische Fleischschau wird von fünfzig Probenehmern und zweihundert Fleischbeschauern, darunter etwa neunzig Frauen und Mädchen, unter Aufsicht von vier Vorstehern betrieben. Sobald ein Metzger die erfolgte Schlachtung von Schweinen meldet, wird ein Probenehmer zum Heraus-schneiden der vorgeschriebenen Teile aus dem Zwerchfell, dem Steißkopf, den Bauch- und Zwischenrippenmuskeln nach dem betreffenden Schlachthaus entsandt. Diese Fleischstücke werden in eine mit Nummern versehene Blechbüchse gelegt und auch die geschlachteten Schweine je mit einer entsprechenden Nummer bezeichnet. Die Büchsen werden an die Fleischbeschauer verteilt, die hierauf von jeder Probe sechs, von jedem Schwein also vierundzwanzig



Im Schweineschlachthaus.

Präparate anzufertigen und zu prüfen haben. Nach beendeter Untersuchung werden die trichinösen Schweine mit einem großen, auffälligen Stempel in roter Farbe gekennzeichnet, während die gesund befundenen mit blauem Stempel versehen werden.

Nicht immer ist das Fleisch der beanstandeten Tiere schon für den menschlichen Genuß ungeeignet; vielmehr hat der Tierarzt in jedem einzelnen Fall die Entscheidung zu treffen. So konnte im letzten Jahre etwa die Hälfte der beanstandeten Tiere wegen leichterer Erkrankungsformen durch Kochen und Sterilisieren in einem besonderen Institut des Schlachthofes zur menschlichen Nahrung geeignet gemacht und zu mäßigen Preisen verkauft werden; dieje-

kammern anschließt, deren im ganzen 266 vorhanden sind. Diese Kammern werden an Engroschlächter vermietet, die das Fleisch in mehr oder minder großen Mengen an die Fleisch- und Wursthändler verkaufen. Auch Hammel und Kälber werden in diesen Kammern geschlachtet.

Wir kommen gerade rechtzeitig, um Zeuge einer „Muthat“ zu werden. Ein Metzger von herkulischer Gestalt bindet ein Kind an den Hörnern, legt ihm eine Maske vor die Augen und zieht den Strick durch einen im Schlachtkammerboden befestigten Eisenring. Ein kräftiger Schlag mit dem Beil gegen den Kopf wirft das mächtige Tier zu Boden, worauf der Schlächter ihm die Halsader durchschneidet und das Blut in einer Schale auffängt. Nun



Rinder- und Schweine-  
Schlammkammer.

„kleinen“ Kochanstalt wurden 1409 Kinder, 2596 Schweine, 78 Kälber und 8 Hammel überwiesen.

Nur zwei Pforten führen vom Viehhof zum Schlachthof, die eine für den Zutrieb von Kindern, Kälbern und Hammeln; doch werden nur die mit einer Kontrollmarke und dem Stempel des betreffenden Schlächters versehenen Tiere zugelassen. Dieselben werden zunächst nach den Schlachthausställen und von hier aus nach kurzer Frist stückweise nach den Schlachtkammern oder Schlachthallen befördert. Es giebt hier drei langgestreckte Rinder- und Schweine-  
schlammkammern, die je zwischen zwei gleich langen Rinderställen liegen, so daß der Transport der Tiere keinerlei Schwierigkeit bereitet. Jedes der Schlachthäuser wird der Länge nach von einer großen, durch Gitterwände getheilten und zur Aufbewahrung des Fleisches dienenden Halle durchschnitten, an die sich beiderseitig eine große Reihe von Schlacht-

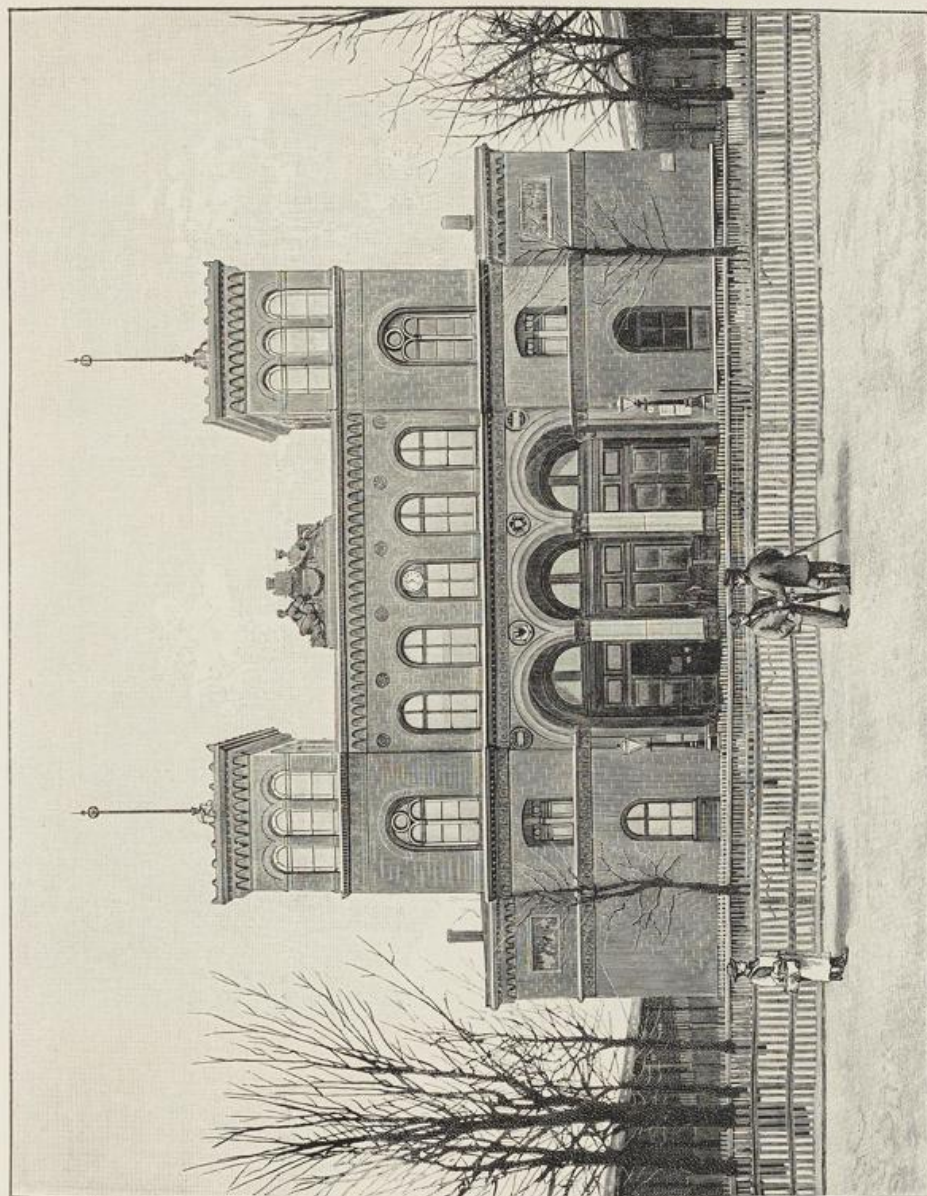
kammern anschließt, deren im ganzen 266 vorhanden sind. Diese Kammern werden an Engroschlächter vermietet, die das Fleisch in mehr oder minder großen Mengen an die Fleisch- und Wursthändler verkaufen. Auch Hammel und Kälber werden in diesen Kammern geschlachtet.

Wir kommen gerade rechtzeitig, um Zeuge einer „Muthat“ zu werden. Ein Metzger von herkulischer Gestalt bindet ein Kind an den Hörnern, legt ihm eine Maske vor die Augen und zieht den Strick durch einen im Schlachtkammerboden befestigten Eisenring. Ein kräftiger Schlag mit dem Beil gegen den Kopf wirft das mächtige Tier zu Boden, worauf der Schlächter ihm die Halsader durchschneidet und das Blut in einer Schale auffängt. Nun wird das Tier an den Füßen gebunden, durch eine Winde emporgezogen und regelrecht ausgeschlachtet, wobei ein Geselle die nötige Hilfe leistet.

Als echte „Schlachtenbummler“ wollen wir nun auch einem der großen Schweineschlachthäuser einen Besuch abstatten. Die Anordnung der Räume ist ähnlich wie in den Schlachthäusern für Kinder, doch dient hier die große, langgestreckte Mittelhalle als Schlachtraum, während in den zu beiden Seiten gelegenen Kammern das Zerteilen, Sortieren und Aushängen des Fleisches erfolgt. Einige Zutriebsgänge führen nach den an den Längswänden der Mittelhalle angeordneten Totschlaggebuchten, die aus schmiedeeisernen Gittereinfriedigungen gebildet sind. Hier empfängt der Schlächter das ihm zugetriebene Schwein und verfehrt ihm einen Schlag gegen den Kopf, daß es betäubt zu Boden sinkt, während ein zweiter Gehilfe das Tier aus der Bucht

zieht, ihm den Hals aufschneidet und das Blut auffängt. Andere Gehilfen schaffen die getöteten Schweine mit Hilfe von Drehfransen in die großen Brühbottiche in der Mitte der Schlachthalle. Diese Bottiche werden durch Schwenthäbne mit kaltem Wasser gespeist; zur Erhitzung desselben dient Dampf, der von einer Centralstelle aus abgegeben

an großen Schlachttagen der weite Raum von Dampf und Qualm so dicht gefüllt ist, daß man nur zwei bis drei Meter weit zu sehen vermag. Der Leser wird sich aber doch von dem Leben und Treiben in den Schlachthäusern und Triebstraßen eine Vorstellung machen, wenn er vernimmt, daß im letzten Jahre nicht weniger als 132 499



Die Halle.

wird. Nach gründlichem Bräuen und Reinigen der Schweine folgen die weiteren Manipulationen des Abschabens der Borsten, des Ausschachtens, der Reinigung der Eingeweide und so weiter, welchen Zwecken praktische Aufhängevorrichtungen, Schragen, Fleischkarren und so weiter dienen. In unserm Schlachthallenbild haben wir allerdings nur eine ganz schlichte Scene bei ruhigem Betrieb festhalten können, da

Kinder, 627 821 Schweine, 125 369 Rälber und 379 659 Hammel geschlachtet wurden.

Auch einige industrielle Anlagen umfaßt das Schlachthofgebiet. Da ist zunächst die an einen Fabrikanten verpachtete Albuminfabrik, in der das vom Schlachthof gewonnene Blut, soweit es nicht zur Wurmfabrikation Verwendung findet, in Blutwasser (Serum) und Blut-

fuchen (Blacenta) geschieden wird. Aus dem Serum wird dann das Blotalbumin gewonnen, das hauptsächlich in Kattundruckereien Verwendung findet, während aus dem Blutfuchen durch Trocknen und Mahlen ein vortreffliches Düngemittel hergestellt wird. Zu diesen Zwecken werden hier jährlich etwa  $2\frac{1}{2}$  Millionen Liter Blut nutzbar gemacht.

Ferner verdient die Talgschmelzerei Erwähnung, in der wöchentlich bis 1500 Zentner Fette für Kunstbutter-, Seifen- und Lichtalgalfabrikation verarbeitet werden. In der Darmschleimerei, die gleichfalls an Industrielle ver-

mietet ist, werden die Gedärme entschleimt, um in frischem, gealzenem oder getrocknetem Zustand zur Wurstfabrikation verkauft zu werden.

An der Spitze der Verwaltung steht ein Direktor, Dekonomierat Hauburg, dem das erforderliche Kassen- und Bureaupersonal, acht Betriebsinspektoren, sowie eine größere Zahl von Unterbeamten zur Seite stehen; außerdem sind ständig an 250 Arbeiter und 600 Teiler beschäftigt. Das Fleischschau-Amt steht unter Aufsicht eines Obtierarztes und von 24 Tierärzten verschiedenen Ranges.



Fleischschau-Amt.

## Die rauhe Hand.

Von

J. Trojan.

Rauhe Hand soll keiner schelten,  
Denn mit Müh' gewinnt sie Brot.  
Dreifach fängt sie an zu gelten,  
Wenn die Stunde naht der Not.

Rauher Hand magst du vertrauen  
Ohne Furcht ein kostbar Pfand.  
Sicher liegt in einer rauhen  
Eine weiche, glatte Hand.

Rauhe Hand versteht zu hüten,  
Wo verlangt wird treue Hut.  
Wär's auch nur ein Strauß von Blüten,  
Was sie hält, das hält sie gut.

Rauhe Hand ist gut, zu führen  
Scharfe Wehr für Herd und Land —  
Und wie zart weiß zu berühren,  
Sanft zu streicheln rauhe Hand.

## Angst.

Von

Thomas Wehr.

Der Lieutenant von Kottkirch war von Ostafrika heimgekehrt, wo er seit dreiviertel Jahren in der Schutztruppe Dienst gethan hatte. Jetzt saß er auf der Veranda des väterlichen Gutshauses und blickte träumerisch in den dunkeln großen Garten. Die Damen hatten sich zurückgezogen, und die Herren rauchten noch eine gute Zigarre, das Glas Ananasbowle vor sich.

Eine weiche, warme Sommernacht. Vom Dorfe her hallen die Klänge einer Ziehharmonika, einen schwermütigen polnischen Sang begleitend, den die Schnitter und Tagelöhner in die laue Nacht singen. Hier und da der Aufschrei eines Mädchens oder das fröhliche Lachen eines Burlesken.

Auf der Veranda brennen die roten chinesischen Papierlaternen. Die vier Herren sitzen schweigend. Der Lieutenant hat den ganzen Abend von dem Leben in den Tropen erzählt, von den Kämpfen mit den Schwarzen und, was die Herren besonders interessierte, von seinen Jagderlebnissen. Sie lauschten ihm andächtig; war doch angesichts der mitgebrachten Jagdtrophäen kaum eine Aufschneiderei zu befürchten.

Dicht unter der einen Laterne sitzt der Strejower, der alte Glasenap. Der breite rote Lichtschein wird von der glänzenden Glase des alten Herrn reflektiert. Er war Anno siebzig Ulanenrittmeister und wurde auf einer Retrospektive verwundet. Sein grauer Schnurrbart ist bis zu den kleinen grauen Augen aufgewirbelt. In das rotbraune Leder seines verwetterten Gesichtes sind viele scharfe Falten eingeschnitten. Trüge er einen kleinen Knebelbart, so glühe er dem weiland gloriosen Ezerclaus von Lilly, dessen Kostüm ihm auch tadellos stehen würde. So behauptet wenigstens der jüngere Bruder des Lieutenants, Regierungsrat, alter Corpsstudent und Lieutenant der Reserve des 7. neu-märkischen Dragonerregiments Freiherr von Froben.

Der Pseudo-Lilly raucht behaglich seine düstige Upman, streift die silberfarbene Zigarrenasche mit dem Renommierengel ab und blinzelt mit den scharfen, kleinen Fuchsaugen wohlwollend dem jungen Afrikaner zu. Der sitzt da in seinem hellgrauen Zivil und blickt nachdenklich in die Nacht. Von seinem braunen Gesicht hebt sich scharf der fast weiße Schnurrbart ab. Auf der schloßweißen Stirn, die der Tropenhelm geschützt, zieht sich eine rote dicke Narbe bis in das kurzgeschorene weißblonde Haar hinein.

„Verfluchter Bengel!“ resümiert der alte Lilly wohlgefällig seine Betrachtungen. „Das mit dem ollen Vieß von Löwen war wirklich fein! Alle Hochachtung!“

„Sag mal, mein Junge,“ sagt er dann laut, „hast du denn niemals . . . na . . . so 'n bißchen . . . na . . . so 'nen kleinen Frost gekriegt — bei den verfluchten Affären da drüben . . . hol's der Teufel! . . . das kann wohl mal passieren . . . Als ich damals vor Beaugency von den Lumpenfeuten, den Franktireurs, angefallen wurde, da im Walde . . . so 'nen Moment lief mir das doch den Buckel runter! Natürlich nur einen Moment — aber es war doch! Na, nun sag mal, Junge! . . . Hand aufs Herz!“

Alles blickte erwartungsvoll den jungen Mann an. Dieser zögerte eine Weile, alsdann begann er:

„Na ja . . . ich muß offen sagen . . . einmal habe ich — na, sagen wir's nur — Angst gehabt. Und zwar eine so heisse, scheußliche Angst — ich mag nicht gern dran denken!“

„Das war voriges Jahr, bevor ich nach Afrika ging. Ich war doch noch vier Wochen in der Schweiz, und da, so Anfang August, war's.“

„Morgens früh weg von Interlaken nach Lauterbrunn, von da auf Mürrenalp, wieder runter, dann nach Wengernalp — immer zu Fuß . . . da mochte es gegen sechs Uhr abends sein.“

„Ich hatte mich etwas ausgeruht und konnte mich nicht trennen von dem überwältigenden Anblick der erdrückend nahen Jungfrau. Ich mußte aber allmählich doch aufbrechen, wenn ich an dem Abend noch Grindelwald erreichen wollte.“

„Der Weg führt über magere, graue Matten längs der Zahnradbahn Wengernalp-Grindelwald. Nach einer halben Markstunde fuhr der letzte Zug an mir vorbei. Die Waggonen waren erleuchtet, und eine Weile sah ich noch die schimmernde Masse des kurzen, langsam steigenden Zuges — jetzt verschwand er in einem Tunnel — das Klappern und Stampfen der Räder und Ketten wurde immer leiser, leiser — nun ist's ganz still!“

„Ich fröstelte etwas und ziehe mein schottisches Plaid fester um mich. Es ist etwa dreiviertel acht — ich muß scharf marschieren. Merkwürdigerweise bin ich gar nicht müde — das muß wohl die Erregung infolge der großen Eindrücke machen!“

„Ich schreite durch die immer tiefer sinkende Dämmerung, immer längs der Bahnstrecke, und stehe nun vor dem ‚Grand Hotel Kleine Scheidegg‘. Ein verspätetes Abendrot glänzt in den Fenstern, zur Rechten ragen in blendender Weiße die kolossalen Massivo von Jungfrau und Eiger. Auf dem Vorplatz steht eine Herde von englisch gentlemen, die Hände in den Taschen der karierten Knickerbocker, breitbeinig, die kleine Mütze im Genick. Der Hotelier kommt und fragt, ob mir ein Zimmer gefällig sei, ob ich zu essen, zu trinken wünsche. Ich hatte mir einmal vorgenommen, noch heute nach Grindelwald zu kommen — der Mann bezweifelt die Möglichkeit, doch ihm zum Trost beharre ich auf meinem Voratz.“

„Unmittelbar hinter dem Hotel ein steiler Abhang; ich klettere den schmalen, schlechten Weg hinab in das lange, schmale, düstere Thal von Grindelwald.“

„Der ‚Weg‘ verdient kaum mehr diese Bezeichnung. Ein vier Fuß breiter Streifen unmittelbar an dem senkrecht aufsteigenden Fels des Eignerriesen, führt er dahin. Ich steige ziemlich bedeutend, mein rechter Arm streift die Mauer der massigen Felsenburg. In senkrechter, unabsehbarer Steilheit ragt sie neben mir empor, Tausende von Fuß — hoch oben ein weißes Himmelstüchlein: die vereisten Schneefelder unter den zackigen Gipfeln.“

„Ich schreite eiskalt weiter. Die Dunkelheit sinkt immer tiefer — weiß der Himmel, ich fühle mich von diesen ewigen starren Steinhaufen fast bedrückt.“

„Links blicke ich hinab in das schmale Thal, ich taxiere die andre, ebenso steil aufragende Wand auf einen Kilometer Entfernung, aber dem Auge scheint sie einem tüchtigen Steinwurf erreichbar. Ich bleibe stehen, und jetzt erst fällt mir auf, daß die Dunkelheit schon sehr weit hereingebrochen ist. Die Felsen mir gegenüber sind eine gleichmäßig schwarze Wand — Schreckhörner heißen sie, und die Bezeichnung scheint mir zutreffend, indem ich die zerrissenen Firnstacken betrachte.“

„Inmitten des langgestreckten Thales ein niedriger Kamm, mit schwarzen Föhren besetzt. Kein Windhauch bewegt die schwarzen, spizen Wipfel der schlanken, gespenstischen Bäume — wie eine geschlossene Phalanx unheimlicher Niesen stehen sie da, dicht aufmarschiert — mir scheint, daß sie gegen mich Front gemacht haben und auf irgend ein Zeichen eines unbekanntem Geistergenerals gegen mich vorrücken könnten. Das Thal, ein langes, schmales Viereck, macht einen furchtbar ersten Eindruck. Unwillkürlich muß ich denken, daß ich mich in einem riesigen Grabe befinde, und unwillkürlich wünsche ich lebhaft daraus zu entkommen.“

„Zwischen zwei scharfen Zacken, die sich schwarz und drohend von dem dunkelblaugrauen Nachthimmel abheben, schimmert ein fahles, rotgelbes Licht. Ist es ein riesenhafter Gespenstertotengräber, dessen Laterne das ungeheure Grab durchspäht — nach etwas Lebendem?

„Ich trinke von meinem Cognac und schreite erfrischt weit aus. Meine Nagelschuhe hallen auf dem Felsboden, das taktmäßige, knirschende Dröhnen findet irgendwo ein dumpfes Echo — tack-tack, tack-tack.

„Nach einer Viertelstunde bleibe ich wieder stehen und lehne mich an die Felswand. Das Thalgrab macht mir einen trostlosen, öden Eindruck. Ich fühle mich plötzlich so scheußlich einsam — auf Stunden wohl kaum eine Menschenseele.

„Ich blicke in das tote, schwarze Thal mit den drohenden Föhrenbataillonen: der fahle Lichtschein mit den beiden Schrechhörnern ist mehr und mehr verblaßt, und nicht der leiseste Laut regt sich. Mir kommt es vor, als wäre das bisher nicht so beängstigend gewesen, und ich erinnere mich, daß irgendwo ein kleines Bächlein gerauscht hat, dessen gleichmäßiges Plätschern mich beruhigte. Es ist verstummt.

„Ich denke unwillkürlich heim. Da sitzen sie alle im kleinen Gartenjaal unter der großen, ruhigen Hängeampel, Vater liest seine Zeitung, Mutter und Schwestern neigen sich über ihre Handarbeit. Meine Gedanken verlieren sich über dies friedliche Bild heller Wärme — vielleicht hebt jetzt Ella den blonden Kopf und regt die Frage an: Wo jetzt wohl Hans ist? Und man rät irgend ein großes Hotel und malt eine kleine, amüsante Table d'hôte-Szene aus.

„Und eine brennende, wahnsinnige Traurigkeit überkommt mich. Ich stehe und starre auf den fahlen, matten, gelblichen Schein — die Totengräberlaterne — noch das Fremdlächste in der starren, schwarzen Einsamkeit des Felsenthales . . .

„Weiter! Ich unterscheide den schmalen Pfad nur etwa zwanzig Schritt weit, dann scheint er sich an der schwindelnd hohen Granitmauer zu verlieren. Ich nehme noch einen Schluck Cognac — es kostet mich wirklich Ueberwindung, den gleichmäßigen Wandertrott wieder anzuschlagen.

„Eine halbe, eine ganze Stunde verrinnt, ich marschiere gleichmäßig dahin, hie und da blicke ich hinab in das Thal, das noch enger zu werden scheint . . . Ich taxiere noch zwei Stunden bis Grindelwald.

„Der Pfad senkt sich plötzlich und führt in den Thalgrund hinab. Bisher hatte ich eine überlegene Höhe eingenommen — jetzt geht es zwischen den Föhren und großen Felsblöcken dahin, ziemlich steil bergab.

„Der Weg ist allmählich sehr schlecht geworden, nur noch ein chaotisches Nebens- und Uebereinander von Steinen verschiedener Größe und Form — es ist einfach ein altes Bachbett, in dem ich dahinstolpere.

„Allmählich bilden die Föhren dickere Trupps, dann kommt wieder eine minutenlange Dichtung, diese werden aber immer feltener, und von einer höheren Stelle aus sehe ich, daß der ganze Boden des Thales nunmehr von dem schwarzen Nadelwald ausgefüllt ist. Das muß der Grindelwald sein, wo in der letzten Nacht, wie man mir erzählt hatte, ein Tourist überfallen worden ist. Das läßt mich natürlich kalt — ich schreite ruhig weiter — habe allerdings den intensiven Wunsch, möglichst bald aus diesem verunsicherten schwarzen Wald hinauszukommen.

„Zu beiden Seiten des Weges recken sich jetzt steile Böschungen empor, auf diesen, undurchdringlich ineinander gemachten, die Tannen des Grindelwaldes. Das wird wohl die Stelle gewesen sein, wo man den Touristen überfallen hat! Es braucht nur von der Höhe des Hohlweges ein großer Stein hinabgerollt zu werden, um den über das schmale Steinchaos stolpernden Wanderer wehrlos zu machen.

„Ich male mir den Vorgang aus. Zwei oder drei Männer überfallen den Mann — wer hört seinen Hilferuf? Und die schwarzen Tannen verraten nichts . . .

„Also schnell hindurch! Etwa zehn Schritt vor mir hört der Hohlweg auf, und ich beschleunige meinen Schritt.

„Da höre ich ein lautes Knacken in den Gebüsch über mir, und — hol's der Satan! — ich fing an zu laufen! Natürlich machte ich nur ein paar Sätze, dann blieb ich stehen und sagte mir, es sei doch kaum anzunehmen, daß jenes Knacken von heutigetägigen Räubern herrühre, die, wenn sie wirklich vorhanden wären, jetzt sicher schon ihr Werk begonnen hätten. Ich schalt mich, daß die Geschichte von jenem Ueberfall mich derart beeinflussen konnte, und sagte mir, daß meine Nerven durch die großen Strapazen des Tages überreizt seien, daß irgend ein harmloses Waldtier da oben promenierte, aber während ich mir diese sehr vernünftige Rede hielt, ertappte ich mich doch, daß mein Auge mit heimlicher Sehnsucht das Ende des fatalen Hohlwegs fixierte.

„Ich beschloß also, an meinen rebellischen Nerven ein Exempel zu statuieren. Ich würde doch wohl noch meinen Willen durchsetzen können!

„Also legte ich den langen Astock auf den Boden und kletterte die Böschung des Hohlwegs hinauf. Natürlich war nichts zu bemerken — aber wie ich wieder unten anlangte, überschleicht mich aufs neue das fatale Gefühl. Ich bezwinge mich, setze mich auf einen Stein, ernstlich beunruhigt ob der Unbotmäßigkeit meiner Nerven! Ich sagte mir: du willst jetzt also nach Arika gehen, eine Stellung einnehmen, wo von deiner Entschlossenheit und Kaltblütigkeit nicht nur oft dein und deiner Gefährten Leben, sondern auch Interessen des Vaterlandes abhängen — und du kommst nicht mal bei Nacht allein durch einen kleinen Wald gehen! Pfui, schäme dich!

„Ich glaube, ich schäme mich wirklich, überwand auch standhaft die Versuchung, von meinem Cognac zu trinken, dann ging ich ganz langsam weiter, aber ich war doch heilfroh, als ich definitiv aus dem Hohlweg herauskam.“

„Die Nerven, natürlich die Nerven,“ meinte der Strejower kopfnudend.

„Ja, natürlich, die Nerven! Aber ich finde — ja, man darf eben als preussischer Offizier keine Nerven haben, und diese Stunden waren mir sehr, sehr unangenehm.

„Enfin — weiter!

„Ja — was ist das? Plötzlich hört der Weg auf, vor mir dicht ineinander gewachsenes Tannengestrüpp — Himmelselement — verlaufen! Thatsächlich verlaufen!

„Ich versuchte es eine Zeitlang doch noch, den Weg zu finden — umsonst! Ich war zu aufgereggt, um, was wohl das Vernünftigste gewesen wäre, mich einfach in mein Kleid zu wickeln und da, wo ich gerade war, einzuschlafen. Ich beschloß also, in gerader Richtung weiterzugehen. Das Thal war ja so eng — irgendwo mußte ich doch an die Felsenmauer kommen, und dann war es gut!

„Ich renne also durch den dicht verwachsenen Tann. Die scharfen Zweige zertragen mir das Gesicht — ich stolpere über irgend etwas — ein Waldtier flieht aufgeschreckt, ich haste weiter durch die einfach undurchdringliche Finsternis. Da, ein schwarzes, massiges Etwas! Ein Haus! Ein Mochhaus oder eine Sennhütte!

„Ich beschließe, um Einlaß zu bitten und dazubleiben. Ich klopfе ans Fenster, einmal, zweimal — niemand öffnet.

„Still und tot liegt das Haus da auf einer kleinen Lichtung — es paßt so recht in diese wilde Umgebung. Nach einigem Suchen finde ich die Thür, die von außen mit einem Pflock zugesteckt ist. Also eine verlassene Sennhütte!

„Einerlei! Ich trete ein und finde nach kurzem Tappen eine Streu. Ohne Licht anzumachen, werfe ich mich darauf nieder und muß wohl, trotz der hochgradigen Aufregung, sofort eingeschlafen sein. Wie lange ich schlief, weiß ich nicht. Plötzlich wache ich auf mit dem dumpfen Gefühl, daß irgend etwas nicht in Ordnung ist.

„Ich lausche angestrengt — richtig, draussen streift irgend etwas an der Wand entlang! Ich höre es ganz deutlich. Sofort folge ich dem ersten Impuls, Licht zu machen und mich zu orientieren, dann irgendwie Verteidigungsmaßregeln zu treffen.“

„Es schien mir plötzlich ganz klar, daß doch irgendwelche Wilderer oder noch Schlimmeres hier ihren Schlupfwinkel hatten — wozu sonst diese Hütte mitten im Walde? — Es war absolut einleuchtend. Daß ich nur nicht sofort die Idee gehabt! Ich hatte sogar plötzlich den lebhaften Wunsch, irgend einer bestimmt präzisierten Gefahr ins Auge zu sehen — nur nicht länger dies entsetzliche, dumpfe, instinktive Angstgefühl, durch meine überreizte Phantasie hervorgebracht.“

„Ich reiße also ein Wachszündholz an und halte es empor — gleich darauf springe ich entsetzt zurück und bleibe einige Sekunden unbeweglich stehen. Was sich meinen Augen bot, war so grauenhaft — mir war's, als würde

Leichnam den Wahnsinn lebendig werden zu sehen, der mich erfassen wollte. Ich stieß einen Schrei aus und stürzte an die Thür — im Herzen die furchtbarste, heftigste Angst, die wohl ein Mensch fühlen kann.“

„Die Thür wird von außen aufgestoßen, und ich sehe zwei Kerle meinen Weg versperren, von denen der eine ein Beil trägt. Tod und Wahnsinn — meine Gedanken verwirren sich — ich taumle zu Boden . . .“

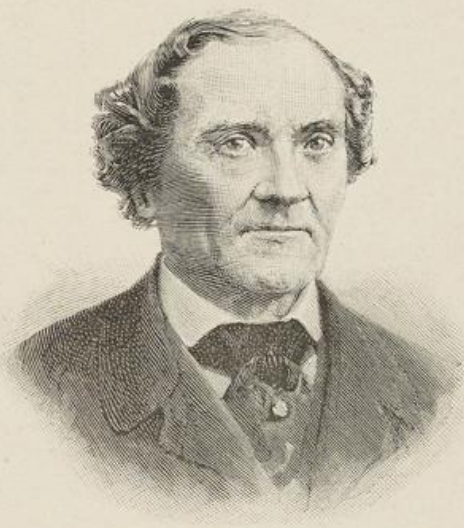
„Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf derselben Streu; der Tote war mit einem alten Tuch zugedeckt. Neben mir saß ein Herr, an der Thür lehnte der Mann, den ich zuletzt mit dem Beil gesehen.“

„Der Herr war der Arzt aus Grindelwald und von dem Weilmann, dem Sohn des Alten, in der Nacht an das Lager des sterbenden Vaters gerufen.“

„Sie bemerkten, daß die Thür von außen geöffnet war, und glaubten, als sie nach dieser Entdeckung den Lichtschein



Carl von Bernbrunn, 1847/1854.



Johann Nestroy, 1854/60.

Die Direktoren des Wiener Carltheaters von der Begründung bis zur Gegenwart.

mein Herz von einer kalten Faust gepackt und krampfhaft zusammengedrückt.

„In meiner unmittelbaren Nähe lag ein riesiger, graugelber Stein auf dem Rücken — tot. Er war nur mit einem groben, schmutzigen Hemd bekleidet, das am Halse fest angeschlossen. Der Mund stand weit auf und ließ ein gelbes Wolfsgebiß sehen — die Augen weit offen — groß, rot unterlaufen, grau und stier und — schielend!“

„So lächerlich das jetzt klingen mag, damals wirkte es furchtbar auf mich.“

„Die grauen Haarsträhnen hingen dem Toten um die Stirn, das ganze übrige Gesicht war von grauen Bartschafen bedeckt, bis dicht unter die Augen, die schrecklichen, rot unterlaufenen, stieren, schielenden Augen! Die Hände waren zu beiden Seiten in das Heu eingekrallt — ich hatte das Gefühl, daß der Tote jeden Moment aufspringen wollte, mir an die Kehle.“

„Ich stand von Entsetzen gelähmt — sei es nun, daß mein dem Aussehen nahe flackerndes Wachslichtchen dies so erscheinen ließ, oder war es thatjächlich eine Hallucination — kurz — ich sah, daß der Mensch vergebliche Anstrengungen machte, sich zu erheben, und wieder zurückzufallen. Ich ließ die Schachtel fallen — ich glaubte in dem schrecklichen

sahen, ihrerseits, daß irgendwelche gefährlichen Gäste Einzug gehalten hätten. Mit dem Ueberfall vom vorigen Tage hatte es seine Wichtigkeit.“

„Als sie eindrangen, sei ich mit einem ganz verzerrten Gesicht herausgestürzt und bei ihrem Anblick in Ohnmacht gefallen. . .“

„Es war schon ganz hell geworden. Ich dankte den Leuten und ging mit dem Doktor nach Grindelwald, das noch etwa drei Viertelstunden entfernt war. Recht wohl und behaglich fühlte ich mich aber erst wieder, als ich im Hotel eine halbe Flasche Pommerie getrunken hatte und dem Rauch meiner Zigarre nachblickte.“

Fünfzig Jahre Carltheater.

Am 10. Dezember feiert das Carltheater in Wien, in welchem Scholz, Nestroy, Treumann, Wicher, die Grobeder und andre berühmte Mimen außerordentliche Triumphe errangen, das Jubiläum seines fünfzigjährigen Bestehens. Der Tag wird in dem Scharnhause festlich begangen werden, und die Besucher dieser Festvorstellung sollen angenehm überrascht werden durch eine Festschrift,



welche 'Herr' und 'König' nicht...  
...die Kunst des...  
...eine fette...  
...Theater...

Als Direktor Carl (von...  
...Theater...  
...1847 wurde...  
...Theater...

Der Zustand...  
...Theater...

wendete sich das Interesse...  
...Theater...



Das Opernhaus Theater, 1786-1842.

Sein fünfzigjähriges Jubiläum

und als er 1854 einen...  
...Theater...

Nach Carl's Tode...  
...Theater...



Das Carltheater, erbaut im Dezember 1842.

im Jahre 1842

...Theater...

alle deutschen...  
...Theater...

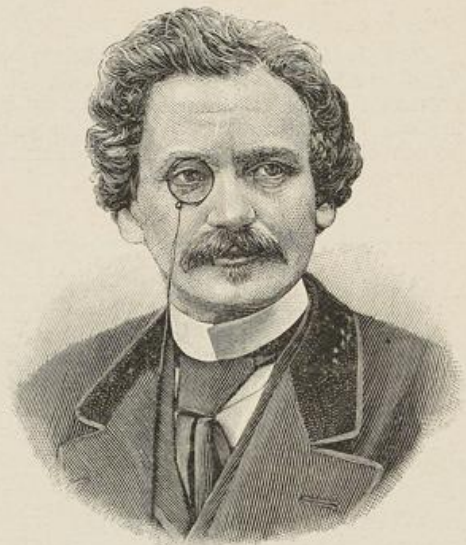
Als Direktor...  
...Theater...

Das Carltheater...  
...Theater...

...Theater...



Karl Freunmann, 1863/1866.



Anton Nisner, 1866/1872.



Franz Feweke, 1878/1882.



Karl Blafel, 1889/1895.



Franz Jauner, seit 1895.

Die Direktoren des Carltheaters von der Begründung bis zur Gegenwart.

Deforationen und Kostüme waren elegant, geschmack- und stilvoll, und da immer Interessantes in vorzüglicher Weise geboten wurde und man sich vortrefflich unterhielt, gingen die Geschäfte glänzend. Um die Mitte des Jahres 1866 war Treumann direktionssünder. Er trat zurück, erschien aber 1867 achtzigmal und im Jahre 1873 siebenmal „als Gast“ im Carltheater. Sonst spielte er nur noch für wohlthätige Zwecke und lebte als wohlhabender Privatier theils in Wien, theils in Baden, wo er am 18. April 1877 starb. Sein reges Interesse und seine Anhänglichkeit an das früher von ihm geleitete Theater bewies er, indem er für dasselbe zahlreiche französische Stücke und Operetten überlegte und bearbeitete.

Treumanns Nachfolger in der Direktion war Anton Mäher, der als Mensch und Schauspieler in Wien sehr beliebt war und es auch als Direktor wurde. Er eröffnete das Haus am 1. September 1866 und trat am 30. Juni 1872 in den Ruhestand. Nur einmal spielte er noch für einen wohlthätigen Zweck. Mäher bewies viel Geschick als Bühnenleiter; man nannte ihn wegen seiner Intelligenz und seiner vornehmen Gebärung den „Direktor für die gebildete Welt“. Seine Neigung zog ihn zum Schauspiel und zum feinen Lustspiel hin; als kluger Geschäftsmann pflegte er aber auch die Operette und die Wiener Poffe. Es herrschte ein guter Ton in seinem Theater, und alles atmete vornehmen Stil. Als Mäher die Direktion antrat, hatte er kein Vermögen, und als er am 21. April 1884 zu Meran aus dem Leben schied, hinterließ er über 700000 Gulden, die er in nicht ganz sechs Jahren erworben hatte.

Sein Nachfolger wurde Franz Zauner, der aus Dresden von Mäher nach Wien berufen war und sich als Schauspieler glücklich eingeführt hatte. Zauner führte das Theater mit unverändertem Programm und demselben günstigen Erfolge. Die Operetten „Fatinita“, „Madame Angot“, „Prinz Methusalem“, „Schönroschen“, „Giroflé-Girofla“, dann die Stücke „Tricouche und Cacolet“, „Mein Leopold“, „Hafemanns Töchter“, „Fernande“, „Andrea“, „Die Keise um die Erde in achtzig Tagen“, „Der Kurier des Jaren“ und viele andre haben eine lange Reihe von Vorstellungen erlebt. Nach sechs Jahren trat Zauner zurück, da er mittlerweile zum Direktor des Hofoperentheaters ernannt worden war.

Franz Teweke, der sein glänzendes Engagement im Stadttheater aufgegeben hatte, führte die Direktion vom 7. September 1878 bis 15. Februar 1882 mit „heißem Bemühen“, dann gab er den Kampf auf. Ein Komitee leitete die Saison glücklich zum Abschlusse. Friedrich Strampfer lavierte dann fünf Monate.

Karl Tatarczy, der Pächter des Herkulesbades in Ungarn, ein braver Mann, der jedoch nichts vom Theater verstand, setzte vom 1. Oktober 1884 bis zum 1. Juli 1887 80000 Gulden zu, dann kam Franz Steiner, der es auch nicht vermochte, das Unternehmen zu halten. Vom 1. August 1889 bis Ende Juli 1895 führte der frühere Direktor des Josefstädter Theaters, Karl Blasel, einer der beliebtesten Wiener Komiker, die Direktion des Carltheaters. Er hat sich sechs Jahre redlich geplagt, und als die Geschäfte anfangen, sich zu heben, steigerten die Hausbesitzer ihre Ansprüche, und Blasel ging.

Seit dem 4. Oktober 1895 ist Franz Ritter von Zauner wieder Direktor. Er ließ das Theater mit großem Kostenaufwande neu herrichten, brachte neue Komponisten, neue Dichter, neue Darsteller, stattete die Stücke mit verschwenderischer Pracht aus, und so läßt sich hoffen, daß das Carltheater trotz der Ungunst der Zeitverhältnisse wieder besseren Tagen entgegensteht. Die letzten Erfolge sprechen dafür.

L. Rosner.



Kventin-Haus.

## Burg hausen an der Salzach.

Von

Sugo Arnold.

Mit Abbildungen von R. Püttner.

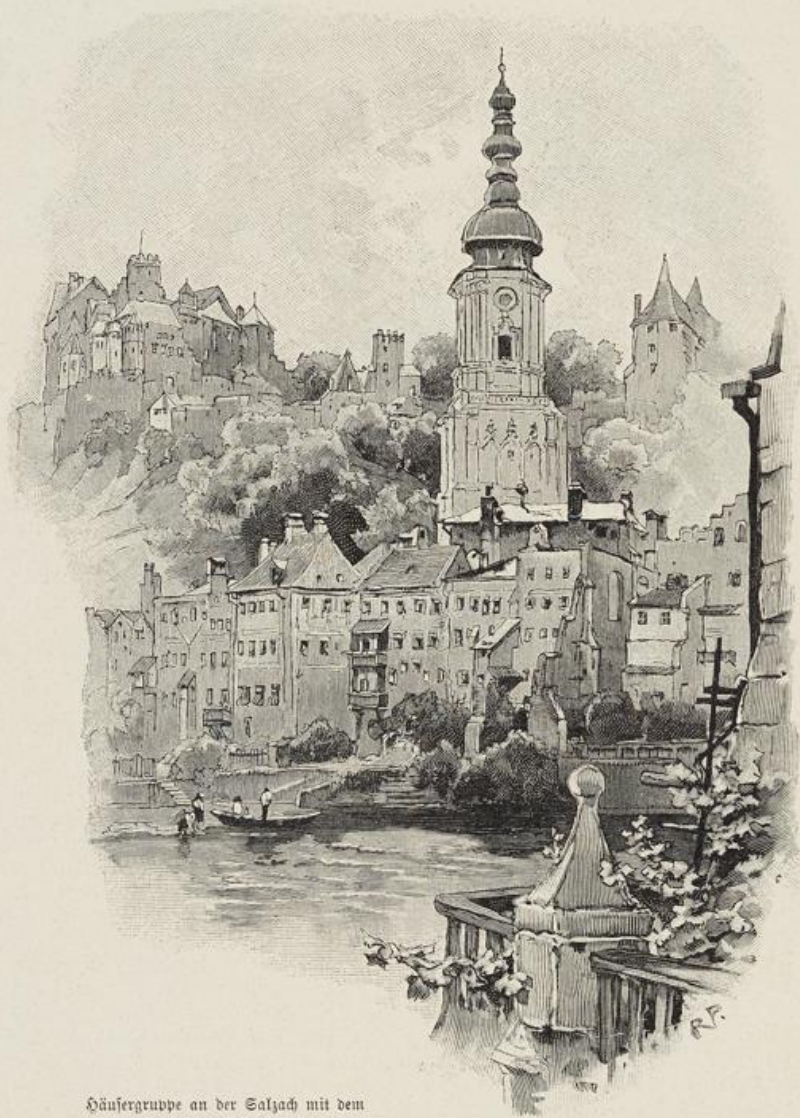
So an der brausenden Salzach die Säulen mit den bayrischen Hoheitszeichen wohl das Deutsche Reich vom befreundeten österreichischen Kaiserstaat scheiden, nicht aber die Grenzen des Bajuwarenstammes und des deutschen Volkstums markieren, da schmiegt sich auf schmaler Thal-sohle das schmucke Städtlein Burg hausen an einen hochragenden, burggekrönten Berg an. In gar mancher Hinsicht kam es sich kühn mit seinem Gegenjünger, mit dem weltberühmten Rothenburg ob der Tauber, messen: in Bezug auf landschaftlichen Reiz und den romantischen Zauber mittelalterlicher Architektur. Und doch besteht gerade hierin wiederum ein gewaltiger Unterschied. Während uns im tiefergerissenen Taubertale und auf der Höhe des Muschelkalkplateaus die milderen Lüfte der Rebengelände umwehen, hat der rauschende Alpenstrom den frischen Odem des Hochgebirges auf seinen Fluten weit in das Flachland hinausgetragen, bis hierher, wo er den äußersten Moränenwall des Salzachgletschers durchbricht, und während die alte fränkische Reichsstadt uns das Bild bürgerlicher Macht, Wehrhaftigkeit und bürgerlichen Wohlstandes vor Augen führt, bietet uns Burg hausen im Ring seiner hochthronenden Mauern und Türme den stolzen Fürstenthum aus jenen Zeiten, da bei wachsender landesherrlicher Macht und blühender Kunst die alte trutzige Burg sich zum glänzenden, wegen der Unruhe der Zeiten aber immer noch stark beschnittenen Schlosse wandelte, unter dessen Schutz friedliche und betriebsame Bürger hausten. Allerdings teilt Rothenburg noch eine Gemeinsamkeit mit Burg hausen: beiden Städten hat der Gang des Geschickes ihr Hinterland geraubt, Burg hausen durch Abtretung des Innviertels an Oesterreich vor mehr als einem Jahrhundert, und die Wunden, die diese politische Fügung geschlagen, sind weder bei dem einen noch bei dem andern verharicht.

Steile Felswände schließen das Thal ein, auf dessen enger Sohle die Salzach nordwärts strömt; nicht einmal für die Strafe ist hier Platz. Dann macht der Fluß eine leichte Bogenwendung gegen Morgen, und hier springt von Norden gegen Süden eine schmale Bergzunge vor, die mit der Offeite in die reisenden Wogen der Salzach taucht, indessen der westliche Hang von den leise unterm Windhauch plätschernden Wellen eines lieblichen Sees, des Wöhr, befüllt wird. Im Sommer tummeln sich fröhliche Schwimmer im unaragdenen Gewässer, eilige Nachen, von schöner Hand

gerudert, huschen über die spiegelnde Fläche, und gewandte Schlittschuhläufer gleiten darüber, wenn winterlicher Frost den See in Bänden geschlagen — aber ehemals schirmten die Kluten den Felsenhorst, dessen Stamm nur gegen Norden mit dem Lande zusammenhing.

Vermutlich war schon in grauer Vorzeit auf der unerklimmbaren Höhe ein fester Zufluchtsort für die Bewohner der Umgebung geschaffen. Doch wissen wir nichts darüber,

starben, ein Zweig der Familie gewesen sein, und auch das vor wenigen Jahren erloichene Geschlecht der Grafen von Burghausen in Schlesien wollte seinen Ursprung daher ableiten. Nach dem Abgange der Grafen von Burghausen fiel ihr Erbe an die bairischen Herzoge. Als deren Gebiet, etwa ein Jahrhundert später, in Ober- und Niederbayern geteilt wurde, wählten die niederbayrischen Herzoge neben der Trausnitz ober Landshut auch Burghausen zur Residenz.



Häusergruppe an der Salzach mit dem südlichen Teil der Burg.

und das Licht der Geschichte fällt zum erstenmal auf die Stätte, nachdem sich im elften Jahrhundert ein edles, mächtiges Geschlecht hier eine Burg gebaut hatte. Nach seinen Besitzungen trug es den Namen von Burghausen und Schala (dieses im heutigen Oberösterreich). Sein letzter Sprosse starb im Jahre 1164; aber der Sage nach sollen die einstigen „Herren von Vern und Vicenz“ (d. i. Verona und Vicenza), die berühmten Herren de la Scala, deren letzte Nachkommen vor 300 Jahren als bayrische Landesvögte

Während zweieinhalb Jahrhunderten hielten sie hier, abwechselnd mit der Burg an der Isar, ihren glänzenden Hof und verwahrten in den sicheren Gewölben ihre reichen Schätze; denn die niederbayrischen Fürsten liebten den Prunk, verstanden jedoch noch weit mehr klug zu wirtschaften, so daß sie — eine Seltenheit bei Herrschern jener Lage — große Reichtümer zu sammeln vermochten.

Namentlich von den drei letzten Herzogen der Linie, Heinrich, Ludwig und Georg, gilt dieser Ruhm, und

ch das  
n von  
leiten.  
Erbe  
na ein  
geteilt  
n der  
sidenz.



Westlicher Teil der Burg am See Wöhr.

hier,  
enden  
reichen  
Brumf,  
t, so  
ge —  
Linie,  
und

jeder von ihnen trägt daher den Beinamen „der Reiche“. Unter ihnen erlebte Burghausen seine höchste Blüte; zu ihren Tagen erhielt die Burg auch die Gestalt, die sie in der Gegenwart noch trägt; die Spitztürme, hohen Giebel und Dächer in den anheimelnden Formen der späten Gotik. Die Burg zählt zu den größten auf deutschem Boden; denn länger als eine Viertelstunde gebraucht man, um in gutem Schritt über den schmalen, mauer- und zwingerumfangenen Felsengrat zu wandern, dessen beide Enden ursprünglich durch je eine Burg, das „vordere“ und das „hintere“ Schloß, bewehrt waren. Durch diese Anlage zerfällt das Ganze in drei Abschnitte, deren jeden ein tiefer, aus dem Felsen geschroter Graben und ein wappengeschmücktes Thor mit Zugbrücke sicherte. Von der alten Herrlichkeit des Fürstenthums sind allerdings nur lügelige Reste geblieben, da die Gebäude in den letzten Jahrhunderten zu Amtsstuben und Wohnungen von Beamten oder als Kasernen dienen mußten. Indessen bewahrte sie diese Verwendung vor dem Schicksale, in Ruinen zu zerfallen.

Welch malerischer Reiz die alte Feste umschwebt, davon geben die düstigen Bilder des Zeichners eine Probe. Sie

zeigen das Thor zum mittleren Teile der Burg, eine Partie aus dem inneren Schloßhof, das Haus, in dem der berühmte Geschichtschreiber Bayerns, Johann Thurnmaier — genannt Aventin — als Lehrer der jugendlichen Prinzen Ludwig und Ernst (1512) wohnte, ferner den von düsternen Sagen umrankten „Pulverturm“, der mit der Burg durch eine zinnengekrönte Mauer verbunden ist; die letztere sperrt den Zugang zum Becken des Wöhr, und der Turm deckt als Vorwerk die Höhe oberhalb desselben.

Allein nicht bloß von Prunk und Pracht wissen die Mauern und die Hallen zu erzählen, auch von bitterer Kummer und Herzeleid. Weber das Weh ihrer Ehe trauerten hier, von den Gatten verbannt, Amalie von Sachsen, die Gemahlin Ludwigs des Reichen, und die schöne Hedwig von Polen, die Gemahlin Georgs des Reichen, deren überaus glänzende Hochzeit einst die Welt in Erstaunen gesetzt hatte. Noch sieht man an ver-

schiedenen Orten der Burg das Allianz-Wappen des letzteren Ehepaares, die verbundenen pfalz-bairischen und polnisch-litauischen Schilde. Nach beinahe vierjähriger Einkerkung beschloß hier sein unruhiges Leben Herzog Ludwig im Wart, im Alter von 81 Jahren, und acht Jahre saß hier in



Partie aus dem inneren Schloßhof.



Bild über Heiligentreu, Marienberg und Kloster Maitenhaslach.

ritterlicher Gast der schwedische Feldmarschall Graf Horn, der in der Nördlinger Schlacht gefangen worden war. Herzog Ludwig der Reiche wurde hier erzogen und mit ihm sein Vetter, der junge Markgraf von Brandenburg, Albrecht, später „Achilles“ genannt. Kriegslärm tobte oft um die Bollwerke, und kostbares Blut floß um den Besitz der Feste, namentlich so oft Bayern und Oesterreich miteinander in Fehde lagen. Da wurde sie wiederholt der Schauplatz aufopfernder Treue und mutiger Heldenthaten von Bayerns Söhnen. Im Spanischen Erbfolgekrieg erstürmte sie der Student Klinganzer an der Spitze der niederbairischen Bauern, und während des Oesterreichischen Erbfolgekrieges that sich der Kaminkfehler Cura besonders hervor, indem er mittels kühnen Handstreichs Stadt und Burg von den Oesterreichern befreite.

Still und stiller ist es nach und nach auf der Burg und in der Stadt geworden, nachdem sie im Anfang des Jahrhunderts die Provinzialregierung und vor wenigen Jahren auch die Garnison verloren hatten. Doch vor kurzem wurde eine Flügelbahn von Mühldorf hierher und damit die Verbindung mit der Welt eröffnet, und statt der blauen Soldaten des Königs wird eine staatliche Gemäldesammlung den Einzug in die Burg halten. Dann wird neues Leben durch die lange Straßenzelle der Stadt pulseren, und gar mancher Wanderer wird seinen Schritt zur verlassenen und vergessenen vieltürmigen Perle des Salzachtalles lenken und Auge und Herz erfreuen an dem Blick in das pittoreske Flußthal und auf die im fernen Süden blauende Alpenkette.



Pulverturm.



Inneres Burghor.

## Ludwig Fulda.

Bei einem Preisauschreiben, das im Jahre 1882 der Prager Schriftstellerverein „Concordia“ für einaktige Lustspielbüchungen erlassen hatte, ereignete sich etwas, was sonst bei derartigen Veranstaltungen selten vorkommt: es wurden mit dem ersten und zweiten Preise zwei Werke gekrönt, die sich als wirklich wertvoll erwiesen und den Beweis für ihre scenische Lebensfähigkeit dadurch erbrachten, daß sie nicht nur über fast alle bedeutenderen deutschen Bühnen gingen, sondern auch heimlich auf denselben wurden: „Die Burgruine“ von Heinrich Stobitzer und „Die Aufrichtigen“ von Ludwig Fulda. Die Namen der Verfasser klangen vollständig neu, und das konnte auch kaum anders sein, denn die preisgekrönten Dichter standen beide noch in jugendlichem Alter, Stobitzer als angehender Telegraphenbeamter in München und Fulda als Student in Heidelberg. Von dem Urheber der „Burgruine“ trat später noch ein ähnliches niedliches Lustspiel: „Junken unter der Mische“ zu Tage, dann aber hörte man wenig mehr von ihm, während der Name Fuldas dem Publikum immer vertrauter wurde, und der Träger desselben sich sehr bald eine feste und geachtete Stellung in der deutschen Schriftstellerwelt erwarb.

Daß es sich bei Fulda um eine ungewöhnliche Erscheinung handelte, hätte man sich allerdings schon zur Zeit seines ersten Hervortretens sagen können, denn derselbe Bruder Studio der Ruperto-Carola, der in Prag mit dem Lorbeer des Dichters gekrönt wurde, hatte bereits eine ernste, wissenschaftliche Arbeit hinter sich, die zweibändige gründliche Studie: „Die Gegner der zweiten schlesischen Schule“ (hauptsächlich die Dichter Johann Christian Günther und Christian Weise behandelnd und als 38. und 39. Band von Kürschners Deutscher National-Litteratur erschienen), ein Werk, das dem noch nicht promovierten jungen Gelehrten schon die sichere Anwartschaft auf eine Professur hätte geben können. Für die Laufbahn eines akademischen Lehrers vermochte sich indes Fulda nicht zu entscheiden, so ernstlich er sie in Aussicht genommen haben mochte, als er sich dem Studium widmete und deshalb einen nicht ganz leichten Kampf mit seinen Angehörigen zu bestehen hatte.

Der am 15. Juli 1862 in Frankfurt a. M. geborene Dichter entstammt nämlich einer dort ansässigen angesehenen Kaufmannsfamilie, und so wenig man in derselben auch kleinlichen oder engherzigen Anschauungen huldigte, so schwer wurde es doch, namentlich von seiten des Vaters, verstanden, daß der Erstgeborene, der als Schüler schon so offenbare Spuren seiner Begabung verraten, der alten Familienüberlieferung nicht folgen sollte. Wie so oft gab auch in diesem Falle den Ausschlag die Mutter, eine feinsinnige und hochgebildete Frau, und so bezog Fulda zunächst die Universität Heidelberg, um sich, seiner Lieblingsneigung folgend, dem Studium der germanistischen Philologie zu widmen. Nach einem Aufenthalt in Berlin und Leipzig kehrte er dorthin zurück, wo er von Anfang an zu den Lieblingsschülern des bekannten Germanisten Karl Bartsch gezählt hatte, und legte 1883 seine Doktorprüfung ab, damit seine akademische Laufbahn beschließend.

Um sich freier litterarischer Thätigkeit zu widmen, siedelte Fulda 1884 von seiner Vaterstadt nach München über, wo er bis zum Jahre 1888 seinen Wohnsitz nahm. Hier veröffentlichte er unter dem Titel „Satura, Grillen und Schwänke“ (Leipzig 1884) zunächst eine Sammlung zum Teil noch aus früherer Zeit stammender Gedichte, zum meist parodistisch-satirischen Inhalt, und dann die Lustspiele „Das Recht der Frau“ (Leipzig 1884), „Ein Meteor“ (dieselbst 1884), „Unter vier Augen“ (dieselbst 1886), „Frühling im Winter“ (Berlin 1887), sowie die Novelle in Versen „Neue Jugend“ (Frankfurt 1887).

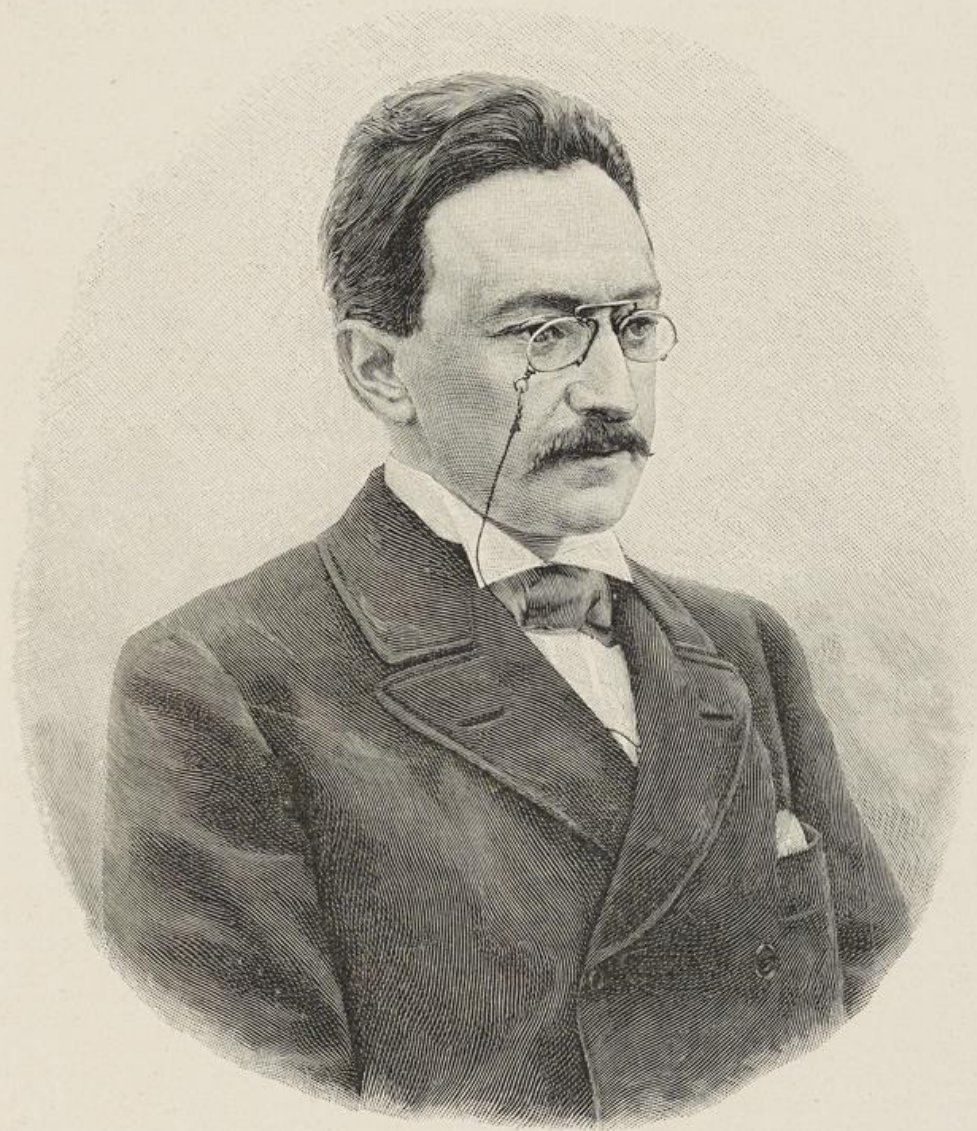
Alle diese Werke geben, so ungleichartig und ungleichwertig sie sind, schon die Eigenart des Dichters zu erkennen, wenn auch nicht so ausgeprägt wie die des folgenden Lebensabschnittes. Sie zeigen uns einen überlegenen Geist, der ein offenes Auge für die Gebrechen und Schwächen seiner Zeit und seiner Umgebung hat und sich zu Spott und Hohn gegen dieselben herausfordert fühlt, von einem weicheren Zuge des Gemüthes aber zu einer verjöhlicheren Stimmung zurückgeführt wird. Hand in Hand mit dieser Milde der Empfindung geht bei ihm ein angeborenes Gefühl für harmonische Gestaltung, das sich namentlich in der freien und leichten Beherrschung der sprachlichen und künstlerischen Form äußert. Von erstem Gedankeninhalt erfüllt, wie seine Schöpfungen sind, treten sie stets in einwandfreiem dichterischen Gewande vor uns hin, darin ihre größte Stärke entfaltend, während der Hauch der Reflexion, der nicht selten über ihnen liegt, mehr auf den sinnigen und gemüthvollen Denker als den impulsiven, von seinem Stoffe mit sich fortgerissenen und den Hörer oder Leser mit sich fortreisenden Dichter hinweist. Am meisten sprechen aus dieser Zeit die kleinen Lustspiele in Versen an, in denen sich etwas von der feinen Art Paul Heyjes verrät, zu welchem Fulda während seines Münchener Aufenthaltes in enge freundschaftliche Beziehungen getreten war.

Im Jahre 1888 siedelte Fulda nach Berlin über, nachdem er vorher noch eine Anzahl aus seiner Münchener Zeit stammender Dichtungen unter dem Titel „Sinngebilde“ (Dresden 1888) hatte erscheinen lassen. Veranlassung zu dem Wohnortswechsel war jedenfalls das rege Bühnenleben, das sich um jene Zeit in Berlin entfaltete, und der Dichter konnte thatächlich im ersten Jahre seines Berliner Aufenthaltes mit dem heiter-parodistischen Lustspiel „Die wilde Jagd“ in dem von Barnay ins Leben gerufenen Berliner Theater einen vollen Erfolg erzielen. In ziemlich rascher Folge entstanden nunmehr die Schauspiele „Das verlorene Paradies“ (Stuttgart 1890) und „Die Ellavin“ (dieselbst 1892), sowie die beiden unter dem Titel „Lebensfragmente“ veröffentlichten Novellen (dieselbst 1893). In diesen Werken sucht der Dichter mehr, als er es bisher gethan, Anlehnung an die sogenannte moderne oder realistische Richtung, in resoluter Weise Problemen des modernen gesellschaftlichen Lebens zu Leibe gehend, doch alles allzu Gewagte in seinen Stoffen und alles allzu Peinliche in der Schilderung vermeidend. Der Dichter steht mit seinem hellen Kopfe zu sehr inmitten des Lebens seiner Zeit, als daß er sich irgend einer Regung desselben verschließen könnte, beherrscht aber andererseits mit seinem reichen Wissensschatze zu sehr das, was der menschliche Geist in vergangenen Tagen an Strebungen und Wandlungen durchgemacht hat, und ist überhaupt eine zu bewusste Natur, als daß er einseitig einer Tagesströmung oder Zeitmode folgen könnte. Ein überaus glücklicher Griff war es, als er im Jahre 1893 die Märchendichtung „Der Talisman“ schuf. Hier fand er ein Gebiet, auf welchem seine Begabung sich von ihrer glänzendsten Seite entfalten konnte. Ein Stoff, der mitten aus dem Gedankenleben der Zeit geschöpft, in seiner Veranschaulichung aber jeder bestimmten Zeit und jeder bestimmten Vertlichkeit entrückt war, so daß er sich auf der Grundlage der reinen, doch zu voller Klarheit entwickelten Idee bewegen konnte, bot Anlaß, dem Leben Abgelauhtes mit freier Erfindung zu paaren, während der Märchencharakter der Dichtung die Einkleidung des Gedankeninhaltes in ein Gewand verstattete, bei welchem der Meister der sprachlichen und künstlerischen Form zu voller Geltung gelangen mußte. Der Dichter fand zum erstenmal Gelegenheit, Originelles und Bahnweisendes zu bieten, und der Erfolg seines Werkes war denn auch ein ungewöhnlicher, auf der Bühne sowohl wie in Buchform, in welcher



es bereits in 17. Auflage vorliegt. \*) Weniger glücklich war Fulda mit zwei satirischen Komödien, „Die Kameraden“ und „Robinsons Eiland“, die er, aggressiv gegen Schwächen und Thorheiten des Zeitens vorgehend, dem „Talisman“ in den letzten Jahren folgen ließ, während er mit dem vielgegebenen „Sohn des Kalifen“ wieder zu der Höhe seiner ersten dramatischen Märchendichtung zurückgekehrt ist.

seher aufgetreten, zunächst mit der Uebertragung einer Reihe Molièrescher Stücke („Molières Meisterwerke“, 2. Auflage, Stuttgart 1897), die mit zu dem Besten zählt, was unsere Uebersetzungslitteratur aufzuweisen hat, und sodann mit einer nicht minder vortrefflichen deutschen Bearbeitung des Verslustspiels „Die Romantischen“ von Edmond Rostand. Nur ein Werk hat bis jetzt der Dichter geschaffen, das an seine



Ludwig Fulda.

Fuldas jüngste Bühnenschöpfung, das Lustspiel „Jugendfreunde“, wurde am 30. Oktober mit lebhaftem Beifall am Deutschen Theater in Berlin aufgenommen und wird augenblicklich zur Aufführung am Hofburgtheater in Wien vorbereitet. Eine Sammlung seiner „Gedichte“, in welche auch die Folge „Satura“ aufgenommen ist, ließ Fulda 1890 (Berlin) erscheinen. In sehr glücklicher Weise ist er auch als Ueber-

ehemaligen germanistischen Berufsstudien erinnert; es gehört gleichfalls der Uebersetzungslitteratur an und behandelt die in ihrer Art klassische Geschichte vom „Meier Helmbrecht“ des mittelalterlichen Dichters Werner der Gärtner (Halle a. S. 1889). Die Art und Weise, wie Fulda uns dieses Urbild aller späteren deutschen Dörfgeschichten nahe gerückt hat, kann uns lediglich auf das lebhafteste bedauern lassen, daß er bisher das Gebiet seiner einstigen Lieblingsstudien nicht ergiebiger angebeutet hat.

Ludwig Goltz.

\*) Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, in welchem Verlage alle Werke Fuldas seit 1892 erschienen sind.

## Jahrmarktsbummel.

Von

Adele Sindermann.

Der Negerfürst aus dem tiefsten Innern Afrikas! Lebend eingefangen! Zehn Pfennige die à Person! Verschäume doch keiner die Gelegenheit, geehrte Herrschaften! Ausnahmspreise nur heute!"

Manchmal mußte er seine Rede unterbrechen, der Mann mit der Herkulesfigur, der an der Kasse stand, weil ein schauerliches Geheul aus dem Innern der Bude tönte und eine schwarze Teufelsband an langem, dürrer Arm sich drohend durch die Gitterstäbe reckte.

Die Primaner, die draußen durch die Reihen wandelten, sandten durch ihre Klemmgläser mitleidig-spöttische Blicke über den „Klimbin“; die Sextaner griffen in die Taschen und wühlten nach einem Zehnpfennigstück, und den kleinen Mädchen sträubten sich vor Entsetzen die Haare, soweit die festgeflochtenen braunen und blonden Zöpfchen dies zuließen.

Es mußte doch gräßlich schön sein!

Wieder heulte der Unhold, wieder krallte sich die furchtbare Hand um die Eisenstäbe und rüttelte wütend daran, bis der Mann mit der Herkulesfigur, der mit einer Art Speer bewaffnet war, ihm ein zitterndes Kaninchen durch das Gitter reichte.

Es war ein niedliches weißes Tierchen mit gelben Flecken — nebenbei bemerkt: noch fünfmal im Laufe des Nachmittags sah ich dieses gelbgefleckte Kaninchen hinter dem Eisengitter verschwinden.

„Meine Herrschaften, er frißt es lebend mit Haut und Haaren; bis vor zwei Monaten hat er überhaupt nichts andres als Menschenfleisch gegessen — morgen wieder zwanzig Pfennig der Eintritt, heute nur zehn Pfennig die à Person!“

Meine Freundin Julie zupfte mich am Ärmel: „Da muß ich hinein, und wenn es dreißig Pfennig ‚die à Person‘ kostete!“ raunte sie mir zu. Sie kam aus Berlin und fahndete bei uns fortwährend auf Kleinstadtromik. Das ärgerte mich eigentlich etwas.

Denn so arg Kleinstadt sind wir gar nicht. Wir haben eine Dampfbahn, auf die wir mit Recht stolz sind, einen Klingelwagen, der, wenn die Pferde nicht gerade anderweitig gebraucht werden, jede Stunde pünktlich nach der Bahn fährt; wir haben weiter eine bis zehn Uhr erleuchtete Rathhausuhr, drei veritable Cigaren (der vierte arbeitet noch an sich, und ich zweifle fast, daß er den göttlichen Funken zu seinem Beruf in sich hat) und zwei Geschäfte, in denen man an der Kasse zahlt. Mehrere Buch- und Kunsthandlungen bieten in ihren Schaufenstern stets die neuesten Erscheinungen auf allen Gebieten, so zum Beispiel Illustrationen aus dem Trompeter von Säckingen, die Königin Luise in Kabinett-, Boudoir- und Paneelformat, und legthin eine mit Röntgenstrahlen photographierte Hand. Herr Altbach hat seiner Leihbibliothek neuerdings einige Sindermanns einverleibt, denn er ist ein Mann, der mit seiner Zeit fortschreitet und es als Ehrenpflicht be-

trachtet, seine Leser auch mit den „Allerjüngsten“ bekannt zu machen; zwei Regierungsassessoren und Frau Doktor Wellmann halten die „Neue Kunst“, und Pastor Berg malt nicht nur selbst, sondern spricht auch sehr gewandt über Plein-air. Was diese Großstädter nur denken? Es giebt auch bei uns Bildung, Fortschritt, Emanzipation! Es ist zum Beispiel so gut wie verbürgt, daß die drei Handemannschen Töchter öfters Zigaretten rauchen; sogar eine radfahrende Dame hatten wir kürzlich zu verzeichnen; allerdings mußte sie, da sie die Kühnheit so weit trieb, in Hosen zu radeln, sich gefallen lassen, von der Gesellschaft lautlos aber unerbittlich ausgestoßen zu werden. Sie zog von M. fort, nach Dresden, wo solche Blüten der Decadence wohl besser gedeihen mögen als bei uns. Wenn ich nach all diesem noch hinzufüge, daß wir alljährlich unsere zwei bis drei Standälchen haben, die sich denen von Berlin W., O., S. oder N. würdig an die Seite stellen könnten, wird man mir zugestehen müssen, daß wir für jemand, der auf Kleinstadtromik fahndet, auch nicht die geringste Handhabe bieten.

Um so mehr verletzte es mich, wenn ich meine Freundin Julia stets mit amüsiertem Lächeln umhergehen und von Zeit zu Zeit etwas in ein elegantes grünlebernes Notizbuch krägeln sah. O ja, sie ging sehr systematisch vor, im Interesse ihrer Jourfix-Gäste für den kommenden Winter! Ich sah uns schon alle in ihrem Salon karikiert: die gute Frau Kanzleirat Albers, die sich von uns jeden eben gekauften Hasen borgte, um ihn der Frau Müller drüben zum Aerger ein paar Tage unter ihr Küchenfenster zu hängen; ich hörte sie — Julia — schon ganz deutlich in Berlin erzählen von der geistigen Nahrung in M., die aus vier Konzerten des Gesangvereins „Wohlgemut“ und den Leipziger Quartettjüngern bestehe. Hatte sie mich doch grinsend gefragt, ob wir das alles auch in den kurzen sechs Wintermonaten verdauen könnten, ohne unsern Nerven zu schaden! Unsere Wohnungseinrichtungen, auch die anerkannt stilvollsten, wirkten bei ihr lediglich auf die Lachmuskeln, denn in ihren Augen fing der Mensch erst an, vollwertig ernst genommen zu werden, wenn er im Queen-Anne-Stil möbliert war, sich mit englischem Velvet umgab, für französische Gobelins schwärmte und deutsche Radierungen nur dann gelten ließ, wenn darauf die Bäume wie umgedrehte Besenstiele und das Wasser wie Trichinen im Mikroskop ausschauten.

Diese letzte Bemerkung war ich so unvorsichtig, ihr gegenüber zu äußern, was mir einen vernichtenden Blick, ein mitleidiges Achselzucken und ein paar Worte, die nach „inferiorer Geschmack“ klangen, eintrug. Darauf öffnete sie stumm das entsetzliche grüne Notizbuch und schrieb. Ich glaube, ich werde nie mehr grüne Notizbücher leiden können.

\*

Ja so, und nun wollte sie den Negerfürsten sehen. Sie stand schon oben an der Kasse und ich neben ihr, ehe ich's mich versah.

„Das ist recht, meine Damen, die Vorstellung wird sofort beginnen. Zehn Pfennig? Nun ja,

aber die Damen wollen doch gewiß lieber auf den ersten Platz, also zwanzig die à Person, wenn ich bitten darf!"

"Natürlich erster Platz," sagte Julie mit tiefem Ernst, "heute wollen wir mal etwas draufgehen lassen."

Ein erhöhtes Podium, und der leere Zuschauer-raum davor durch einen Strick in zwei Hälften geteilt; eine leuchtend rote Stattungardine, rings um die vordere Hälfte gespannt, stempelte diesen Raum zum ersten Platz, für die oberen Zehntausend der Jahrmarktsbesucher bestimmt.

Einstweilen bestanden diese nur aus uns zweien, der andre Platz war noch völlig leer.

Und draußen ging das Gebrüll und Geschrei und Geklingel unbeirrt seinen Gang.

Lange Minuten verrannen. "O je," sagte Julia kläglich und trat von einem Fuß auf den andern, denn es war schrecklich kalt auf dem feuchten Erdboden, und sie hatte — natürlich! — ganz leichte gelbe Schuhe an.

Aber allmählich füllte es sich doch.

Ein paar Soldaten, drei fichernde Backfische mit ebensoviel Sekundanern hintendrein, zwei süße kleine Bürschchen in Matrosenanzügen mit erwartungsvoll aufgerissenen Augen und so weiter.

Nun tauchten drei kleine Mädchen am Eingang auf. Die kleinste — wohl kaum sechs Jahre alt — blieb aber plötzlich stehen, als gerade hinter dem Gitter wieder das Geheul anhub.

"Nein, nein," sagte sie weinerlich, "ich will draußen bleiben, ich bin so gräßlich bange!"

"Ach Unsinn, komm nur!"

"Du bist ein Schaf, Lieschen," sagte verächtlich die Größte mit dem blassen Gesicht und der mageren Figur.

Die Kleine ließ sich überreden; halb gezogen ging sie vorwärts, und dicht vor dem Podium, so daß sie gerade vor uns standen, machten die drei Kinder Halt.

"Sie reißt nämlich zum erstenmal mit," sagte erklärend das dritte kleine Mädel, das sehr elegant, aber ein klein wenig theatralisch angezogen war: ein schönes hellblondes Kind mit rotem Seidenplüschmantel und malerischem Hut auf den offenen Haaren.

Die Größere zuckte die Achseln. "Ach so; na, dann freilich!"

"Als sie vorhin bei uns fuhr," erzählte die Blonde weiter, "mochte sie nicht mal auf einem großen Pferde sitzen, und sie ist doch schon sechs Jahre alt!"

"Pah," sagte die andre mit kurzem Lachen, "als ich drei Jahre alt war, stand ich schon feste auf einem lebendigen Pferde!"

Die Kleinste riß die blauen Augen auf: "Fielst du denn nicht runter?"

"Natürlich zuerst; aber dann gab's Wische, und schließlich fiel ich nicht mehr." Sie sprach in einer eigentümlich kalten, trockenen Art, die entschieden etwas Unkindliches hatte. "Ihr könnt nachher bei uns zusehen," fügte sie gönnerhaft hinzu, "um sieben

fangen wir an. Wenn ich nur wüßte, wie spät es ist —".

Ich brannte längst darauf, diesem Kleeblatt etwas näher zu treten, und sah nun schleunigst nach meiner Uhr.

"Es ist dreiviertel sieben, Kleine."

Sie machte einen Knix und sagte: "Danke schön", dann zu den andern Kindern gewendet: "Ich kann nicht mehr warten, ich muß fort, adieu. Also ihr kommt. Sagt nur an der Kasse, Blanka hätte euch herbestellt."

Wie eine kleine Schlange glitt sie durch die Umstehenden hinweg.

Jetzt wandte mir die Jüngste ihr blasses, verfrorenes Gesichtchen zu: "Ob einem der Regierfürst wohl etwas thut?"

"Ganz gewiß nicht," versicherte ich mit dem beruhigendsten Ton, der mir zur Verfügung stand, "das darf er ja gar nicht; sieh mal, da steht ja auch ein Polizist, vor dem hat er schreckliche Angst."

Immer noch sah sie mich unruhig von der Seite an, als wenn sie noch etwas sagen wollte; endlich kam sie damit heraus:

"Darf ich Sie anfassen?"

Statt aller Antwort schlang ich meinen Arm um die Kinderschultern und zog die kleine, schwächliche Gestalt eng an mich heran. "So. Fürchtest du dich nun noch?"

"Nein," sagte sie tapfer, aber die kleine Hand in meiner Rechten zitterte doch noch ein wenig.

Da schob sich auch in meine Linke eine Kinderhand im straffen Glacehandschuh.

"Bist du denn auch ängstlich?" fragte ich.

"Nein, aber ich will Sie auch anfassen," sagte die hübsche Kleine im roten Plüschmantel trotzig. Sie hatte überhaupt etwas von einem verwöhnten Prinzesschen an sich.

"Nun müßt ihr mir aber auch sagen, wie ihr heißt."

"Alma Kasas. Wir haben das Schiffskarussell da drüben und noch ein andres Karussell, das augenblicklich in Hamburg ist. Und sie heißt Lieschen Meermann, vom Panorama," antwortete die vorlaute Kleine zu meiner Linken prompt.

"Und eure Freundin, die eben fortging?"

"Blanka Caselli vom Circus. Die kann famos reiten," sagte Alma anerkennend; "aber sie werden wohl abbrechen, sie machen kein Geschäft hier, meint Papa." Und dann im Flüsterton, auf die kleine Meermann deutend: "Und die auch nicht. Sie schreien und schreien, und 's kommt kein Mensch rein."

Lieschen mußte doch wohl etwas von den letzten Worten gehört haben, wenigstens sagte sie jetzt, das spitze weiße Kinn vorschiebend:

"Unser Panorama ist sehr schön! Wir haben sogar schon die Hinrichtung des Massenmörders Stechapel und den Einsturz der Eisenbahnbrücke über den Hudson — hat sonst niemand außer uns!"

"Nun denk mal einer an!" sagte ich bewundernd.

"Wollen Sie's sehen? Ja? Kommen Sie nachher mit mir, Sie brauchen nichts zu bezahlen, nein, wahrhaftig nicht," versicherte das kleine Mädchen eifrig.

„Bei uns dürfen Sie auch umsonst fahren, soviel Sie wollen, wenn ich's Papa sage,“ renommierte Alma, und dann ziemlich unvermittelt hinterher flüsterete sie mir zu:

„Ich soll eigentlich mit denen vom Panorama nicht verkehren, will Mama.“

„Warum denn nicht?“

Alma zog ein spitzes Mündchen.

„Es sind gar keine feinen Leute; die Kinder gehen in keine Schule, sind schlecht angezogen und“ — mit einem Lächeln unsäglicher Mißachtung — „Meermanns machen Trinkgelder.“

In diesem Augenblick wurde der schwarze Kerl vorgeführt. Er rollte mit den Augen, ballte drohend die Fäuste, stieß wilde, unartikulirte Laute aus, kurz, benahm sich genau so, wie man es von einem ordentlichen gefangenen Menschenfresser, der in seinen Ketten knirscht, erwarten kann.

Während meine kleine Piese vom Panorama ihr entsetztes Gesichtchen in meine Kleiderfalten drückte, fühlte ich mich plötzlich von meiner Freundin Julia, ihrer angenehmen Gewohnheit nach, ziemlich heftig in den Arm gezwikt.

„Allmächtiger, das ist ja Jimmy, Alfreds Jimmy, dieser Negerfürst aus dem Innern Afrikas!“

„Ach, Unsinn, die Schwarzen sehen einander so ähnlich,“ wollte ich erwidern — da schnitt das erschreckte Gesicht des Menschen, der den Namen Jimmy gehört haben mochte, jeden Zweifel ab.

Seine wütend gestikulierenden Hände sanken herab, die Augen ruhten sekundenlang erkennend auf der Gestalt der Schwester seines früheren Herrn, der ihn vor einem Jahrzehnt als halbwüchsigen Jungen von einer Reise durch Afrika nach Berlin als Diener mitgenommen hatte.

Aber er faßte sich rasch und besann sich darauf, wer er hier war. Und während er mit greulichem Geheul seine Menschenfresserrolle wieder aufnahm, wußten wir beide, Julia und ich, genau, daß seine Negerseele in diesem Augenblick eine kleine Zwiegesprache mit sich selbst hielt, die ungefähr so lautete: „Tott nee, muß mir det jnädige Fräulein hier so wiedersehen!“ Denn Jimmy sprach ein geradezu vollendetes Berlinisch.

„Merken Sie, meine Herrschaften, wie aufgeregt er wird? Er sieht, daß ich seine Lieblingsspeise zurechtmache,“ erklärte der Impresario, indem er einen Blechteller mit allerhand brennendem Zeug aus einem Kohlenbecken füllte und mit einem Eisenstäbchen umrührte, „sehen Sie, wie er sich schon freut! Er kann's gar nicht erwarten. Jawohl, ich komme, ich komme ja schon! Nur immer Geduld! So, guten Appetit wünsch' ich, königliche Hoheit!“

Während ein paar Kinder im Zuschauerraum den Wiß gebührend belachten, stürzte sich der Schwarze auf seine „Lieblingsspeise“ und verschlang gierig die noch brennenden Stücke.

„Warum habt ihr ihn eigentlich fortgeschickt, den Jimmy?“ flüsterete ich Julia zu.

„Weil er zu anspruchsvoll geworden war,“ sagte sie und entrüstete sich von neuem, wenn sie daran dachte. „Nichts war ihm gut genug, dem Burschen,

nicht Alfreds Zigarren, nicht meine schönsten Braten, freilich,“ setzte sie schadenfroh hinzu, „seine ‚Lieblingsspeise‘ kannte ich damals noch nicht!“

Die Vorstellung war beendet, wir traten ins Freie, die beiden kleinen Mädchen an der Hand.

Hier hatte sich das Bild inzwischen verschoben. Ueberall war Licht angezündet worden, Schulmädchen und Gymnasiasten schienen von der Bildfläche verschwunden, und kokette kleine Schneiderinnen, die Musterrolle unterm Arm, die Handschuhe in der Hand schlenkernd, promenierten auf und ab, ließen sich von den Sergeanten den Hof machen oder von den Einjährigen in die Schaubuden führen.

Meermanns weltberühmtes Panorama, vor dem eine abgehakt aussehende Frau unermüdet das Publikum zum Eintritt zu bewegen suchte, schmiegte sich bescheiden neben das Kasasische Schiffstakrussell, das wie ein schimmerndes Juwel sich aus der Reihe heraus hob. Seine strahlenden elektrischen Lampen, deren Licht ungezählte Prismen zurückstrahlten, ließen den roten Blüsch der Sise aufglücken und erdrückten völlig die armseligen Petroleumlampen der Konkurrenz. Ebenso übertönte die herrliche, künstlerisch verzierte Orgel mit ihrem brausenden Tönen alles, was in der Nachbarschaft Anspruch auf den Namen Musik erhob. Auch die verstorbenen vier Bläser, welche die Kapelle des Casellischen Circus bildeten. Und das war ganz gut, denn der Bass ging konsequenter seine eignen Wege, als es für die Gesamtwirkung der vier Instrumente ratsam schien.

Die grauen Qualmschleier der Pechfackeln breiteten sich mitleidig über diese fadenscheinigen Gestalten, die links vom Eingang auf einem Podium standen, über das „gesamte Personal“, das, aus Vater, Mutter und vier Kindern zwischen vier und dreizehn Jahren bestehend, in vollem Kostüm auf melancholisch aussehenden Säulen zur Rechten des Eingangs hielt.

Signor Caselli, der Herr Direktor, redete heftig gestikulierend in das Publikum hinein, das sich, von dem bunten Aufputz ange lockt, massenhaft vor dem Circus angesammelt hatte. Man verstand kaum ein Wort. Seine überschrieene Stimme klang von Minute zu Minute heiserer, die roten Flecken auf seinen mageren Wangen vertieften sich zusehends.

Die Direktorin, eine etwas aufgeschwemmte, noch jüngere Frau mit schlecht geschminktem Gesicht — einem Gesicht, das mir eine vage Erinnerung weckte — mein Gott, konnte es möglich sein? Ja, kein Zweifel, es war Betty Elsner!

Eine der drei bildschönen und — tabellos anständigen Schwestern, welche vor etwa fünfzehn Jahren die Schießbude ihres Vaters zu einem Magnet des Jahrmarkts gemacht hatten. Kein junger Lieutenant, kein Fähnrich in unsrer Garnison, der nicht für eine der drei jungen, mit damenhafter Eleganz gekleideten Schönheiten wenigstens eine Zeit lang geschwärmt hätte. Allerdings nur platonisch, denn der alte Elsner — eine Art Patrizier unter den Artisten — hielt mit eiserner Strenge auf die Reputation seiner Töchter; wie ein bissiger, knurriger Hofhund saß er unermüdet hinter dem Tisch, und

aten,  
ungs-

ins  
d.  
oben.  
ochten  
ver-  
die  
der  
eßen  
von

dem  
das  
iegte  
ffell,  
reihe  
npen,  
ießen  
achten  
renz.  
zierte  
s in  
Rufit  
e die  
das  
enter  
fung

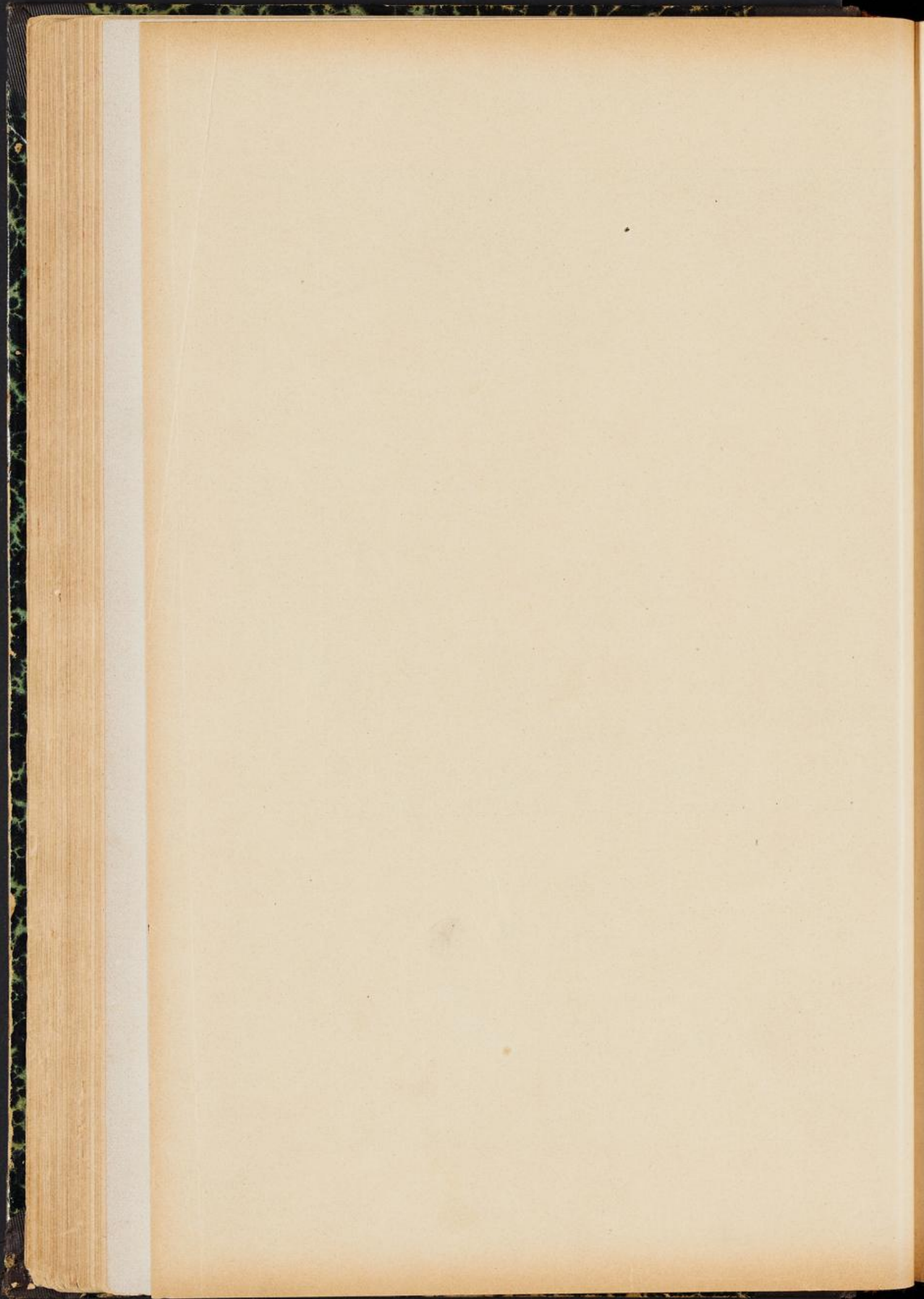
brei-  
Ge-  
dium  
aus  
und  
auf  
des

heftig  
von  
dem  
t ein  
minute  
einen

noch  
t —  
te —  
weifel,

s an-  
fzehn  
Wag-  
unger  
, der  
hafter  
e Zeit  
nisch,  
unter  
if die  
rriger  
und





von seiner unbestechlichen Vorzüglichkeit erzählte man sich Anekdoten über Anekdoten.

Wir Schulmädchen konnten stundenlang dastehen und die drei Schießbudenamen anstarren; wir stritten uns, welche die Schönste sei, und in den Gartenlaube-Romanen, die wir heimlich verschlangen, trug jede Brünette die Züge der Jüngeren, Elvira, jede Blondine sah unfehlbar wie Betty Elsner aus.

Später kam die Elsnersche Schießbude nicht mehr, ich weiß nicht warum; aber man erzählte sich, die eine der Töchter habe „es sehr gut angelegt“ und einen wohlhabenden Cirkusbesitzer geheiratet.

Also diese müde, stumpf aussehende Frau in kurzem Mäddchen war Betty Elsner!

Eine Gruppe Offiziere schlenderte vorüber.

Jetzt war ich es, die meine Freundin Julia in den Arm kniff.

„Sehen Sie sich mal den dicken Hauptmann dort an.“

„Ja — warum?“

„Und dann schauen Sie, bitte, nach der Frau Direktor auf dem Schimmel.“

Sie sah verständnislos von einem zum andern.

„Die beiden schwärmten für einander vor langen Jahren; wenigstens er für sie, das weiß ich genau. Schulmädels, so um dreizehn herum, haben eine Spürnase für so etwas. Die ganze Stadt wußte, daß er der alten Wittmannschen die Wäsche und seiner Wirtin die Miete schuldig blieb, weil er all sein bißchen Lieutenantszulage bei den Elsners verschob.“

Und, wie ich so in Erinnerungen frante, fiel mir wieder ein, wie ich einmal mit zwei Schulfreundinnen mich durch das Gedränge vor der Schießbude gedrängt hatte. „Verflühtes kleines Krötenzeug!“ knirschte ingrinnig der junge Lieutenant, als wir uns mit der Unverfrorenheit neugieriger Bäckfische einfach neben ihm aufpflanzten, um die schöne Betty anzustarren und zu erlauschen, was die beiden miteinander sprachen.

Was wußte er, welch vielumstrittenes Thema es seit Tagen in unsrer Klasse war, ob „Er“ „Ihr“ wohl schon einmal einen Kuß gegeben, ob er den Abschied nehmen würde, um sie zu heiraten, oder ob sie am Ende kurzweg miteinander durchgehen würden nach Helgoland oder Gretna-Green, und was der alte Elsner, vor dem wir uns alle fürchteten, wohl dazu sagen würde!

Es war aber nichts dergleichen eingetroffen. Heute hatte er eine doppelt so starke Taille als damals, eine reiche Frau, eine hübsche Villa vor den inzwischen gefallenen Festungswerken und eine Compagnie, deren Chef er war.

Er hatte sie nicht erkannt, seine alte Flamme. Mit vornehmer Seitenblick war er an den Komödianten vorbeigestreift.

Die kleine Alma vom Schiffskarußell stieß mich an: „Da, da, die Blanka! O wie schön!“

Ja, da war auch die Blanka; im feuerroten Tarlatankleidchen stand das schlanke, dunkeläugige Kind auf seinem Pony, mit kaltem Blick die Menge mustern. Auf einem noch kleineren Pony saß das

Baby der Familie, ein vierjähriges, hellblau gekleidetes Püppchen mit runden Pausbäckchen und lachendem Gesicht. Ihr wenigstens schien die Sache Spaß zu machen.

Dazwischen tollte ein weiß bemalter Clown umher mit einem eingefallenen, völlig humorlosen Gesicht; von Zeit zu Zeit schlug er einen unerwarteten Purzelbaum oder schrie einen kaum belachten Witz ins Publikum, sank dann wieder in sich zusammen und wischte sich mechanisch den beißenden Qualm der Pechfackeln aus den Augen.

Zimmer noch schrie der Direktor in die Menge hinein — vergeblich, kaum einer machte Miene, zur Klasse zu gehen.

Eine schrille Glocke verkündete trotzdem den Beginn der Vorstellung; die Mitwirkenden ritten hinein, die Bläser ließen ihre Instrumente sinken, wischten sich die Lippen, schlugen mit den Armen, um sich zu erwärmen, und folgten dann in das Innere. Dann klang ein dünner Galopp durch die Zeltwände.

Der Herr Direktor kam wieder heraus, über seinen fleischfarbenen Tricot hatte er einen schäbigen, langschößigen Zivilrock gezogen; es war bitter kalt, Schnee lag in der Luft.

„Meine Herrschaften,“ — seine arme Stimme verlagte fast — „meine verehrten Herrschaften!“ Und dann folgte eine Schilderung der unerhörtesten, noch nicht dagewesenen Leistungen, die da drin innerhalb einer Minute vor sich gehen würden.

Zwei kleine Mädchen treten ein — ohne Entree! Es sind Alma und Lieschen, die sich soeben von uns verabschiedet hatten.

Der Anfang war wenigstens gemacht. Ein Unteroffizier mit seiner Braut folgt: das erste zahlende Publikum. Die Kassiererin braucht wenigstens nicht mehr die Daumen zu drehen.

Dann wieder nichts.

Die Menschenmauer vor dem Cirkus hatte sich bedenklich gelichtet, seit die kleine aufgepumpte Kavalfade hinter dem Vorhang verschwunden war.

Man wandte sich einer Nachburbude zu, wo inzwischen unter geheimnisvoll sein sollenden Orgeltönen ein junges Mädchen „auf offener Scene“ in hypnotischen Schlaf versenkt wurde.

Es kostete nichts. Alles drängte hinüber.

Und der festsche Galopp und die mystisch schleppenden Leierkastenklänge schwammen quälend ineinander, kämpften miteinander um die Oberherrschaft, wie Pechfackeln und Dellaternen sich zu überstrahlen suchten, wie Blankas Vater mit dem Nest seiner Stimme dem Hypnotiseur sein Publikum abzurufen trachtete.

Ein paar weisfällische Bauernfrauen in reicher Nationaltracht, rottrüdig, mit schweren, kostbaren Bernsteinfetten, waren unter den letzten, die vor dem Cirkus geblieben. Sie sahen alle so satt aus, so satt!

Gaselli schoß auf sie zu, faßte eine der Frauen am Armel und sprach eindringlich auf sie ein, aber mit dem ganzen Hochmut der wohlhabenden Hofbesitzerin schüttelte sie den Lästigen ab und wandte sich zum Weitergehn.

„Ne, dat hebt wi allens viel beter jehn, düßen Sommer in Hannover!“



Resigniert trat der Kunststreiter zurück, ich glaubte, einen leisen Fluch von seinen Lippen zu hören.

Er sah wirklich etwas grotesk aus mit dem schlotternden Köckchen über den halbsauberen Tricots!

„Kleinstadtkomit, liebe Julia,“ sagte ich herbe, „so etwas giebt's ja wohl in Berlin nicht. Möchten Sie nicht Ihr grünes Notizbuch...“

Sie machte eine abweisende Bewegung; ziemlich schweigsam gingen wir nach Hause.

Am nächsten Nachmittag waren große Lücken an Stelle von Meermanns weltberühmtem Panorama und dem Casellischen Cirkus. Nur die kreisförmig aufgewühlte Erde verriet, wo letzterer gestanden hatte.

## Der Karpfen.

Von

Robert Voßl.

Als die fünf Exminister des Erlkönigs Karls X. nach Ham abgeführt wurden, konnte die Eskorte sie nur mit Mühe vor der Wut des Pöbels schützen, der unaufhörlich brüllte: „Nieder mit den Ministern! Werft Polignac ins Wasser!“ Einer der vier andern Minister sagte diesem: „Es scheint, daß Sie von uns der populärste sind!“ An diese Anekdote muß ich denken, wenn ich von jenem Fische rede, der in diesem Aufsatz behandelt werden soll. Der Karpfen ist wohl der populärste Fisch Europas, aber der arme Teufel zahlt seine Popularität, die hienieden ja überhaupt teuer erkauft werden muß, mit seinem Leben. Wie heißt es in dem alten G'stanzl vom Bussler? „Er schmect halt gar so quatl!“ — notabene in den Monaten mit K! Der Karpfen ist die Zierde großer Tafeln, und selbst der holde Weihnachtsabend würde in manchen Gegenden ein wenig von seinem fröhlichen Zauber einbüßen, erschiene auf dem festlich gedeckten Tische nicht auch ein schönes Exemplar von *Cyprinus carpio* in irgend einer von der sachverständigen Hausfrau gewählten Form. Bei der allgemeinen Beliebtheit des Karpfens — seit ungefähr zwanzig Jahren hat er sich als Zucht- und Speisefisch auch in Amerika eingebürgert — wäre die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß er nach und nach auf den Aussterbe-Etat gesetzt würde. Dem steht nun einerseits die immer ausgebehntere künstliche Zucht in Teichen und Weihern, andererseits seine ungeheure Vermehrung entgegen, die selbst mit dem Appetit der karpfenfressenden Menschheit gleichen Schritt hält. Der Naturforscher Vogt erzählt, daß der Roggen des Karpfen oft schwerer wiegt, als der Fisch selbst, und daß er bei manchen über 700 000 Eier enthält. Von dieser Fruchtbarkeit stammt auch sein Name, der von dem Worte „καρπία“ (Frucht) abgeleitet wird. Er ist der Patriarch der großen Cyprinoidenfamilie, die gegen achtzig Arten zählt.

Die Karpfen sind leicht zu erkennen an ihrer beweglichen runden und stumpfen Schnauze, woran rechts und links je zwei fleischige Bartfäden hängen, an der langen Rückenflosse, dem hoch gewölbten Rücken, dem gesenkten Bauche und den großen, breiten Schuppen. Die Kinnlade ist zahlos, dagegen der untere Schlundknochen mit dicken Zähnen versehen; die Zunge — Feinschmecker wissen sie als besonderen Lckerbissen zu schätzen — ist glatt und der Gaumen mit einer reizbaren, weichen und dicken Substanz ausgefüllt. Ein auffallendes Merkmal besitzt der Karpfen in seinen Flossenstrahlen, die stark gezähnt sind, und außerdem in einer Stachelspitze, die je aus dem zweiten Strahle der Rücken- und der Afterflosse hervorragt. Der Karpfen ist ein großer Pfllegmatikus, ein die Ruhe über alles liebender Faulpelz, und hält sich aus diesem Grunde nicht

gern in scharf schießenden Strömungen und reisenden Plätzen auf; er bevorzugt stille Tümpel, stehendes oder doch träg fließendes Gewässer und Teiche und Weiher mit lehmigem Untergrunde. Dort wühlt er sich gern in den Schlamm hinein oder schleicht gemächlich im Schilfe und auf weichen, verwesenden Wasserkräutern, die den Boden bedecken. Da sucht er seine Nahrung. Man kann nun nicht gerade behaupten, daß er sehr wählerlich sei; er frist einfach alles, was ihm vor das Maul kommt, Insekten, Larven, Würmer, Schlamm, faulende pflanzliche und tierische Stoffe, und so muß er es sich gefallen lassen, daß man ihn das „Schwein unter den Süßwasserfischen“ benennt. Das stört ihn allerdings nicht besonders; er wird bei diesem Leben dick und fett, erhält ein Gewicht bis 20 Kilogramm und mehr und kann ein methusalemisches Alter erreichen. Ist doch im Juli 1881 in den Teichen des Schlosses von Fontainebleau ein Karpfen — Fanny hieß er — gestorben, von dem behauptet wurde, daß er zur Zeit der Regierung Franz I. (1515—1547) dem Ei entschlüpft sei. Ein dokumentarisch sicher gestelltes Alter besaß aber jener würdige Karpfengreis, der im Jahre 1886 in der Spree gefangen wurde, einen Meter lang und 78 Centimeter breit war, etwas über 18 Kilo wog und am Unterkiefer einen Ring trug, auf dem sich Eingravierungen befanden, die vom Roste zernagt und daher nur unvollständig zu entziffern waren; immerhin konnte so viel festgestellt werden, daß dieser Ring dem Fische im Jahre 1618 in Dasselhorst umgelegt wurde. 268 Jahre lang hat sonach dieser Karpfen des Lebens ungemischte Freude kennen gelernt. Bei der Fischausstellung in Straubing im Jahre 1881 wurden von der Ortsverwaltung des Grafen Freising-Lichtenegg-Moos drei Stück hundertjährige Karpfen in dem Schloßteiche ausgestellt. Mein Gewährsmann, Herr August Sawlitschek in Wien, entwirft kein besonders verführerisches Bild von ihrer Schönheit. „Die Haut war runzelig und aufgesprungen und der Kopf fast so groß wie der eines Kalbes. Länge 1 Meter.“ Wenn ich noch eines sagenhaftesten Karpfen Erwähnung thue, der im Jahre 1711 bei Frankfurt a. Oder gefangen wurde, 9 Fuß Länge, 3 Fuß Breite und 70 Pfund an Gewicht gehabt haben soll, so geschieht dies nur der Vollständigkeit halber, ohne daß ich mich für die faktische Existenz dieses kleinen Walfisches gerade verbürgen möchte. Notorisch ist eben, daß der Karpfen sehr alt werden kann. Er hat aber nicht nur ein langes, sondern auch ein sehr zähes Leben und läßt sich, in feuchtes Moos verpackt, ohne Nachteil tagelang transportieren, wenn man ihn nur ein Stückchen Brod, das mit Eßig oder Branntwein befeuchtet ist, in den Mund steckt und daselbe von Zeit zu Zeit durch ein frisches ersetzt. Im Winter packt man ihn locker in Schnee, worin er zwar erstarrt, aber gleich wieder auftaut, sobald man ihn vorsichtig ins Wasser legt. Werden Weiher, in denen Karpfen gezüchtet sind, abgelassen, so verwählen sie sich gern tief in den Schlamm und bleiben so lange am Leben, als dieser seine Feuchtigkeit behält; daher kommt es auch, daß scheinbar ausgeleerte Teiche plötzlich wieder mit Karpfen besetzt erscheinen. Um solchen Fischen, die in schlammigen, moorigen Teichen, Gräben und ähnlichen Gewässern gefangen wurden, den eigentümlich faulen und modrigen Geschmack zu nehmen, braucht man im Kochen nur Brotrinde in den Kessel zu werfen, die den widrigen Beigeschmack an sich zieht; auch kann man derartige Fische einige Stunden vor dem Kochen in pulverisierte Holzkohle oder in reines Brunnenwasser, mit Holz und Kleie gemischt, legen. Man wäscht sie hernach ab und wiederholt das Verfahren, bis das Wasser nicht mehr schleimig aussieht. Noch einfacher ist es, den Fisch lebend einige Zeit in frischem, reinem Wasser aufzubewahren. Das gilt auch für andre Cyprinoiden, wie zum Beispiel Schleien, Brachsen und so weiter. Die

Laichzeit des Karpfens fällt in die Monate Mai und Juni. Man glaube aber ja nicht, daß ihn um diese Zeit die Flammglut der Leidenschaft durchloht; o nein, auch da bewahrt er die ihm eigentümliche Ruhe und Besonnenheit, streicht kaltblütig lange überlegend und suchend am Ufer hin und her, bis ihn eine besonders stille und seichte Stelle veranlaßt, den Laich abzujeten.

Es giebt verschiedene Spielarten des Karpfens; die schönste ist der Spiegelparpfen, der zwischen drei parallelen Reihen großer schillernder Schuppen längs des Rückens und der beiden Seiten einzelne nackte Stellen aufweist. Der Sattelparpfen hat nur eine solche Schuppenreihe; fehlt auch diese, so nennt man ihn Lederkarpfen, auch Schleisarpfen, Blatt- oder Goldkarpfen. Wie bei den meisten Fischen richtet sich auch beim Karpfen die Körperfarbe nach seinem jeweiligen Aufenthalt, sowie nach der Wasser- und Bodenbeschaffenheit. Der Rücken ist bald dunkelbraun, bald blaugrün, spielt auch oft ins Schwärzliche, während die Seiten messingfarben, hellgelb und weißlich schimmern. In Teichen, wo der Karpfen gezüchtet wird, fängt man ihn gewöhnlich durch Ablassen des Wassers; wo dies nicht thöulich ist, auch mit dem Streich- oder Zugnetz. In Seen werden große Fischreusen von Draht, Netz oder gestochtenen Weiden versenkt, in die die Fische hineinschwimmen, ohne den Ausgang wieder zu finden. Im dichten Schilf werden Durchhaue gemächt und in die Gänge die Reuse gelegt; auch da ist der Fang oft sehr ergiebig. An die Angel geht der Karpfen, besonders der alte, an Erfahrung reiche sehr selten, und viel Geduld und Ruhe gehört dazu, ihn zu überlisten. Für Sportfischer ist dieses Angelvergnügen nur ein mäßiges. Im Winter ist überhaupt jeder Angelversuch vergeblich; der Karpfen ist dann aus seiner Lethargie nicht herauszubekommen — er liegt eingebettet im Schlamm und rührt sich nicht. Im Sommer dagegen, bei durchwärmtem Wasser und bedecktem Himmel — ein feiner Sprühregen ist sehr günstig — kann man in den Morgenstunden bis zehn Uhr und auch bei Sonnenuntergang auf einen Fang rechnen. Gutes, verlässliches und doch feines Angelzeug ist dazu ebenso nötig wie Vorsicht und kaltes Blut. Den Angelhafen wähle man nicht zu groß, etwa Nr. 4 oder 5, damit er vom Köder (Regenwurm, Schweizerkäse, mit Honig abgeseinete Semmelkrumen, Malz, halbgare Erdäpfel oder gekochte Erbsen) ganz verdeckt ist; stark und fest muß der Haken sein, damit er den oft harten Kampf aushält. Einige Zoll über dem Haken befestige man ein kleines Senfblei, das den Köder aufliegend auf dem Boden erhält; ein Floß (Kork) ist bei der Karpfensicherei angezeigt. Man kann auch drei, vier und mehr derartig armierte Angelruten in größeren Abständen schief am Ufer so in die Erde stecken, daß der Köder noch ziemlich weit ins Wasser zu liegen kommt; die an der Schnur angebrachten Flosse geben genau die Stellen an, wo er sich befindet. Der Angler kann nun aus gewisser Entfernung die ganze Reihe der Ruten überwachen und erkennt am Zucken des betreffenden Flosses, wo sein Eingreifen nötig ist. Man muß aber mit dem Anhaken warten, bis das Floß unter der Wasserfläche verschwindet und vom Fisch fortgezogen wird. Der Karpfen ist nämlich ein äußerst mißtrauischer Geselle, der durchaus nicht eilig im Anbisse ist, sondern auch den verführerischsten Köder lange umschleicht, ihn ins Maul nimmt, um ihn sofort wieder auszuspudden, mit der Schnauze von allen Seiten daran schiebt und klopft, sogar an ihm herumnascht, bevor er ihn endgültig nimmt. Hat er nichts Verdächtiges bemerkt, dann verschluckt er ihn samt der Angel und „geht damit ab“, wozu man ihn aber die nötige Zeit lassen muß. Fühlt der Karpfen zu seiner unangenehmen Ueberzeugung den stehenden Fremdkörper im Köder, so schießt er freiz und quer, möglichst in dichtes Kraut hinein und

versucht mit aller Kraft, sich zu befreien. Nun entspinnt sich der eigentliche Kampf zwischen Jäger und Wild, in dem häufig genug der Fisch Sieger bleibt. Ruhe, Besonnenheit und Kaltblütigkeit sind auch da wieder die Hauptsache. Noch bevor er sich ergiebt, macht der Karpfen den letzten Versuch zu seiner Rettung durch einen heftigen Schlag, den er mit dem Schweife auf die gespannte Schnur führt, um sie zu sprengen; das ist der sogenannte Karpfenschlag, der den Angler nicht unvorbereitet treffen darf, soll Fisch und Zeug nicht verloren gehen. Man pariert die Attacke am sichersten durch das Neigen der Angelrute über die Schulter nach rückwärts, wodurch ihre Widerstandskraft erhöht wird. Gelandet wird der Karpfen dann, wie jeder andre Fisch, unter üblicher Vorsicht. Wichtig ist das vorherige Auswerfen von Grundköder an jener Stelle, wo man tags darauf zu fischen wünscht.

Brillat-Savarin ist der Erfinder von gastronomischen „Probierschüsseln“; das sind solche „von anerkanntem Geschmacks- und so unwiderleglicher Vortrefflichkeit, daß ihr Auftragen allein bei jedem wohlorganisierten Menschen alle Geschmackskräfte in Aufregung bringt, so daß diejenigen, bei denen man in solchem Falle weder den Strahl des Verlangens noch die Verklärung der Seligkeit wahrnimmt“, nicht für Gastronomen in höherem Sinne des Wortes gehalten werden können. Nun, unter diesen Schüsseln kommt gleich nach einer ungeheuren Straßburger Gänseleberpastete, die wie ein Festungsturm aussieht, ein „großer Rheinlarpfen à la Chambord, mit reichen Zutaten schön aufgeputzt“, auf den sich die allgemeine Aufmerksamkeit richtet. Alle Unterhaltung bricht ab. Erst nachdem die Teller verteilt sind, sieht man nach und nach „auf allen Gesichtern das Feuer des Verlangens, die Verzückung des Gemisses und die vollkommene Ruhe der Glückseligkeit“!

### Russische Sprichwörter.

Mitgeteilt von

**Vladimir Czumikow.**

Nur nach dem Sturm kann die See ruhig werden.

\*

Fremdes Unglück macht selten klug.

\*

Eine Stunde Glück macht eine Woche Unglück vergessen.

\*

Ein dummer Stod hat manchen geistig gemacht.

\*

Meinetwegen wat' bis zum Halse im Schmutz, aber spritze nur nicht.

\*

Unsre Lieder hören alle, unsre Thränen sehen wenige.

\*

Die Zeiten ändern sich, aber nicht die schlimmen.

\*

Wenn man große Leute anschaut, wächst man zwar nicht, reckt sich aber doch ein wenig in die Höf'.

\*

Der Staub macht den Himmel nicht schmutzig.

\*

Nicht dort legt die Henne das Ei, wo sie gadert.

\*

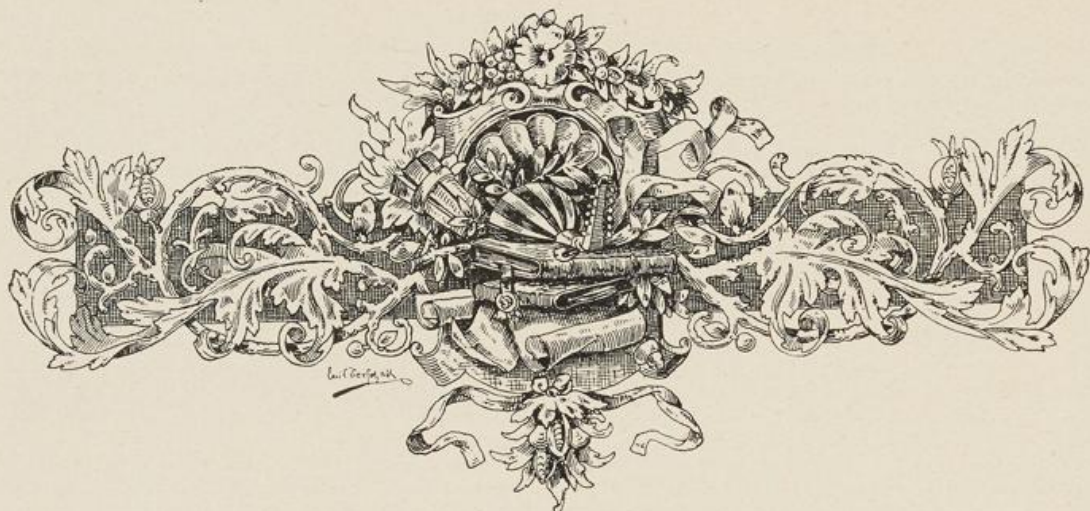
Ein Weib ist wie der Schatten: geht man ihm nach, so flieht er, und wenn man ihn flieht, so folgt er.

\*

Die Sünde des Mannes bleibt vor der Schwelle, die der Frau aber wird ins Haus getragen.

\*

Durch Unglück wird nur der Krebs schön.



## Neues vom Bückertisch.

Von

Paul von Szepeanski.

Einige Vorgänger des gegenwärtigen Direktors des Hofburgtheaters in Wien, Max Burthard, waren bekannte Schriftsteller, ehe sie auf diesen Posten berufen wurden. Max Burthard ist zuerst Direktor des Hofburgtheaters und dann plötzlich ein bekannter Schriftsteller geworden. Man konnte es jüngst in allen Feuilletonspalten der Tagesblätter lesen, daß er einen Roman und zwei Theaterstücke geschrieben hat, und nicht nur geschrieben hat, sondern daß der erstere auch einen Verleger gefunden hat und die andern zur Aufführung angenommen oder bereits aufgeführt sind. Die beiden Theaterstücke von Max Burthard kenne ich nicht; den Roman „Simon Thums. Einige Tage aus seinem Leben“ (Stuttgart, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger) habe ich nicht veräumt zu genießen. Es scheint mir nach dieser Lektüre nicht zweifelhaft, daß Max Burthard als Schriftsteller weniger schnell bekannt geworden wäre, wenn er nicht vordem schon Direktor des Wiener Hofburgtheaters gewesen wäre. „Simon Thums“ ist eine Charakterstudie und hat als solche den Vorzug der Gründlichkeit; als Roman betrachtet, als den sich diese Charakterstudie giebt, aber auch den Nachteil einer altmodischen Schwerfälligkeit der Darstellung, die für den modernen Geschmack recht ungenießbar ist. Das liegt nicht nur an der Weitschweifigkeit des Erzählers, der die nebensächlichsten Neuheiten mit derselben Wichtigkeit behandelt wie charakteristische Züge, sondern auch an einem technischen Ungeheiß, das den plötzlich bekannt gewordenen Autor doch un schwer als einen literarischen Anfänger erkennen läßt. Max Burthard erzählt nämlich nicht nur, was sein Held thut, sondern zählt auch gewohnheitsmäßig vieles von dem auf, was er nicht thut, und außerdem baut er manchmal Sätze von siebzehn bis zwanzig Druckzeilen Umfang. Gewohnheiten, mit denen sich ein moderner Leser schwer befreundet. Eine weitere Frage scheint mir die zu sein, ob der Charakter des Helden Simon Thums interessant genug ist, um einer so eingehenden Darstellung gewürdigt zu werden. Thums ist seines Zeichens „Rechtspraktikant“; eine Stellung, die wohl dem deutschen Referendar entspricht. Seinem Charakter nach ist er ein vollendeter Lump, innerlich und äußerlich ein Schniefink erster Klasse. Trotzdem, oder vielmehr gerade deshalb, kommt er vorwärts. Er heiratet ein wohlhabendes Mädchen, nimmt mit Geschick Anteil an den nicht eben sauberen

Geschäften seines Schwiegervaters, wird selbst ein vermöglicher Mann, der sich's im Leben wohl sein läßt, und als er an voller Tafel schmerzlos hinübergeschlummert ist, rufen ihm die Totenkünzchen der Tageszeitungen allerlei Rühmendes nach. Solche Lebensläufe sind, nicht nur in Oesterreich, nicht selten. Aber als Max Burthard einen derselben in dieser breiten Weise dichterisch zu verwerten suchte, hat er eigentlich doch nichts andres gethan, als das, was er selbst seinem Helden Simon Thums zum Vorwurf macht, der in seiner Jugend auch von einem gewissen literarischen Ehrgeiz gequält wurde. „Schon der erste Aufsatz, mit welchem Simon Thums in dem allerdings mit unfreiwilligem Ausschluss der Öffentlichkeit erscheinenden „Organ der freien Vereinigung zur beschleunigten Herbeiführung der Zukunft“ sich eingeführt hatte, war von sensationeller Wirkung gewesen. Mit freimütiger Rücksichtslosigkeit war Thums allen ererbten Vorurteilen entgegengetreten. Klar und scharf hatte er bewiesen, daß das Schöne nicht nur nicht der ausschließliche Gegenstand der Kunst sei, daß es vielmehr überhaupt nicht zum künstlerischen Vorwurf genommen werden dürfe. In kalter Folge zwingender Vermuthschlüsse hatte er dargelegt, daß nur das Häßliche, das Widerliche, das Abstoßende, das Ekelerregende das Objekt der Kunst sei, und daß die Aufgabe derselben darin bestehe, durch stete Vorführung des Schenklischen, Niedrigen und Gemeinen die Wertschätzung des Schönen, Erhabenen und Edeln zu steigern. Wohl hatte ein anonymes Reider in einer der nächsten Nummern des „Organs der freien Vereinigung zur beschleunigten Herbeiführung der Zukunft“ mit kaum verschleierte Bezugnahme auf die ästhetische Abhandlung Thumsens darauf hingewiesen, daß die Steigerung der Wertschätzung des Schönen, Erhabenen und Edeln überhaupt nicht Aufgabe der Kunst, daß die Darstellung des Häßlichen, des Widerlichen, des Ekelerregenden ihr das Wesen der Kunst erschöpfender Selbstzweck sei — aber auch die Gegner der Thums'schen Theorie mußten verstummen und ihr Gebell gegen den aufsteigenden Stern einstellen, als Simon Thums sich mit kühnem Sprunge vom schwankenden Boden der Theorie auf das feste Land der Praxis schwang und in einem mit vornehmer Verachtung des Verjes und jedes rhythmischen Baues hingeworfenen Gedichte die Seelenzustände eines Weibes analysierte, das, nachdem es jahrelang als Dirne die Strafen

durchstreift hatte, nunmehr den Gedanken erwog, selbst eine Stätte der Freude zu gründen, um jene Genüsse zu vermitteln, die von ihr unmittelbar niemand mehr entgegennehmen wollte. Mit seinen psychologischen Zügen war eine lebenswahre Schilderung des verlotterten Heims der Heldin, ihres verwüsteten Körpers und ihrer schmierigen Eleganz in meisterhafter Weise verbunden — und der Ruhm von Simon Thums war begründet.“ Max Burkhards Roman ist ganz nach den Kunstanschauungen entstanden, die Simon Thums in seinem Feuilleton „in falter Folge zwingender Vernunftschlüsse“ niedergelegt hat, „daß nur das Häßliche, das Widerliche, das Abstosende, das Ekelerregende das Objekt der Kunst sei, und daß die Aufgabe derselben darin bestehe, durch stete Vorführung des Schenßlichen, Niedrigen und Gemeinen die Wertschätzung des Schönen, Erhabenen und Edeln zu steigern“, und der Held, den sich Max Burkhard für seinen Roman erwählt hat, ist um kein Haar besser, angenehmer oder auch nur appetitlicher als die alte Bettel, die Simon Thums selbst besungen hat. Trotzdem sind zwischen Max Burkhard und Simon Thums zwei große Unterschiede: Max Burkhard schildert seinen Helden Simon Thums aus einem großen moralischen und ästhetischen Unbehagen an ihm heraus — Simon Thums ist von diesem Unbehagen an seiner Heldin gänzlich frei. Das spricht für die höhere Moral des Direktors des Wiener Hofburgtheaters. Der zweite Unterschied ist der, daß Simon Thums sich mit seiner Heldin in einem Gedicht absindet, das den Leser höchstens fünfzehn Minuten in Anspruch nimmt, während Max Burkhard seinem Helden einen Roman widmet, für den man selbst als Schnellleser mindestens drei Stunden braucht — und das spricht für den besseren ästhetischen Geschmack des Rechtspraktikanten Simon Thums. Es ist gut, wenn bei künstlerischem Schaffen die höhere Moral und der ästhetische Geschmack zusammengehen; aber das unentbehrlichere von beidem ist sicher der letztere. Vielleicht liegt der Fehler, den Max Burkhard gemacht hat, auch nur daran, daß er seinen Helden nicht nur selbst und sicher zu eingehend als ein Ekel geschildert, sondern ihn auch in ein Milieu gestellt hat, das ihm an unangenehmen Eigenschaften nicht viel nachgibt. Auf die Schlüsse, die man aus seiner Schilderung österreichischer Verhältnisse ziehen konnte, näher einzugehen, will ich lieber unterlassen. Vielleicht würde mir der plötzlich bekannt gewordene Autor mit demselben Einwurf begegnen, mit dem mich neulich die österreichische Sittenschilderin Ossip Schubin niedergedonnert hat — dem Einwurf, daß mir österreichische Verhältnisse gänzlich unbekannt sind. Gaben die Schilderungen Max Burkhards und Ossip Schubins die Grundfarbe, so konnte ich darauf nur erwidern: „Gott sei Dank!“

In dem gleichen Verlage erschien ein Roman „Vom heißen Stein“ von Ernst Muellenbach, der uns nach Köln und in das erste Viertel des siebzehnten Jahrhunderts führt. Ernst Muellenbach, als Lyriker und Novellist unter dem Namen Ernst Lenbach längst bekannt und um der Feinheit seiner Stimmungen und des intimen Reizes seiner Darstellung geschätzt, zeigt die gleichen Eigenschaften auch als Romanschreiber. Sein Roman „Vom heißen Stein“ ist mehr ein kulturhistorischer als ein historischer; er verzichtet auf die Spannung, die die dichterische Nachbildung vergangener großer geschichtlicher Episoden leicht hervorzurufen vermag, und auf das Interesse, das dem Leser aus der Geschichtsstunde bekannte Persönlichkeiten einflößen, wenn ihm ihre Namen in der Dichtung wieder begegnen. Der Streit der Völker und der Kampf der Geister — der führenden der Zeit — stehen nur ganz im Hintergrunde des kulturgeschichtlichen Bildes, das Ernst Muellenbach entwirft, und werden nur so weit von ihm gestreift, wie notwendig ist, um den Leser den Einfluß erkennen zu lassen, den sie auf das allgemeine Denken und

Empfinden ausüben. Ernst Muellenbach dichtet nicht Weltgeschichte, sondern Stadtgeschichte, ein Stück Kölner Stadtgeschichte, das zwar längst hinter uns liegt, aus dem der Leser aber, wie aus jeder geschichtlichen Episode, unschwer auch seine Anwendung auf die Gegenwart zu ziehen vermag. Man höre nur, wie Muellenbach in wenigen Strichen die „innerpolitische Lage“ jener Zeit in Köln charakterisiert: „Nach dem Buchstaben der Verfassung hätte freilich von Streitigkeiten zwischen den ‚Junkern‘ und dem Volke schon seit zweihundert Jahren keine Rede mehr sein können. Denn reichlich so lange war es her, daß der Massendruck des kleinen Bürgertums die Herrschaft der edeln Geschlechter geprengt und durch eine ganz demokratische Verfassung ersetzt hatte. Der geringste Handwerksmeister besaß, wozu nur sein Weichtzettel in Ordnung war, genau so viel Stimmrecht, Wahlrecht und Wählbarkeit wie der vornehmste Patrizier. Allmählich aber hatte sich auf dem Boden dieser Verfassung doch wieder die schönste Aristokratie entwickelt, indem die führenden Männer des Volkes, sobald sie erst zur Teilnahme an der Macht gelangt waren, die Gesellschaft ihrer früheren adligen Gegner weit angenehmer fanden und sich gleich ihnen von der Menge hoffärtig abschlossen. Das neue Patriziat beherrschte ganz wie das alte die Stadt, vererbte seine Stellen im Räte und seine Anwartschaft auf den Bürgermeisterstab an Söhne und Vettern und versorgte die folgenden Wähler mit der jeweils zweckmäßigen öffentlichen Meinung. Arbeitete sich einmal ein kleiner Mann durch Tüchtigkeit oder auch durch besonders eifrig bekundete Volksfreundlichkeit, trotz allen Mißtrauens seiner Handwerksgenossen, hinauf bis in den Rat, so wurde er von dem vornehmen Element sehr bald aufgefressen, und die Spuren seiner demokratischen Vergangenheit waren bereits nach einigen Jahren kaum mehr mit der Lupe an ihm zu finden. Herr Winand erklärte sehr gelehrt, das sei im alten Rom mit dem patrizischen und plebejischen Antzabel gerade so gewesen, der alte Säuber, Meister Balzer, meinte sogar, es sei überhaupt der natürliche Verlauf der Dinge, und im ganzen ging es auch recht glatt. Zuweilen aber kam eine kleine Stöckung in die Maschine, sei es, weil wieder irgend ein begabter Mann, der noch nicht im Räte saß, seine Volksfreundlichkeit entdeckt hatte, oder weil sich eine einzelne Junst durch irgend einen Ratsbeschluss in ihrem Gewerksvertrag geschädigt fand, oder weil der Uebermut eines der Regierenden die Herde bis zum Bewußtsein ihrer Macht gereizt hatte; manchmal auch war überhaupt keine bestimmte Ursache der Störung zu fassen, und die Menge wurde einfach unruhig, weil es ihr zu still war. Alsdann kam ein großes Rasseln und Quietschen in das ganze Uhrwerk, es wurde daran herumgedoktort und gefeilt, bis die unverständige Mehrzahl der Arbeit müde war und die sehr verständige Minderheit die alten, abgenutzten Räder wieder mit dem samtigen Oele ihrer Weisheit, im Notfalle auch mit ein wenig Blut zu einem ordnungsmäßigen Gang gebracht hatte, bei dem sie allerdings nicht ganz eine Stunde in sechzig Minuten liegen und somit hinter der Zeit allmählich zurückblieben.“ Bei der letzten großen Störung des Uhrwerks, die so bedenkliche Dimensionen annahm, daß einer der beiden Kölner Bürgermeister, Are von Mechter, von dem rasselnden Räderwerk zermalmt, das heißt, durch einen aus der revolutionierenden Volksmenge auf ihn abgegebenen Schuß getötet wurde, hat sein Amtsgenosse Sebalduß von Halveren ein bedenkliches Mittel angewandt, um die Unzufriedenheit der Menge abzulenken: Er hat unter dem Vorwande, daß Herrenkünfte die Kugel auf den Gefallenen gelenkt hätten, die Herrenprozesse in Köln eingeführt und damit allen unruhigen Gedanken ein Ziel gegeben, das ihn weitab von dem zu liegen schien, wonit sich unruhige Köpfe von Zeit zu Zeit immer wieder gern beschäftigten — von der Leitung der

Stadt- und Staatsangelegenheiten. Sebaldus von Halveren hat nicht bedacht, daß diese unruhigen Köpfe sich vielleicht eines Tages nicht mehr damit zufrieden geben könnten, nur diejenigen Hegen bremsen zu sehen, die ihnen als solche bezeichnet wurden, sondern daß sie anfangen könnten, selbst nach Hegen und Zaubereern Umschau zu halten, und sie gerade in den Reihen derer zu finden, von denen des Herrn Sebaldus von Halveren bedenkliches Mittel Volkswut und Mißtrauen ablenken sollte, in den Reihen der Patrizier und städtischen Würdenträger. Wie nun gerade die beste, hochgearteste und vorwurfsfreieste der Kölner Patrizierjungfrauen, die Tochter des bei dem Volksaufstande umgekommenen Bürgermeisters, in den Verdacht gerät, eine Hegerin zu sein, weil sie das Zeichen an sich trägt, das ein gelehrter geistlicher Herr als das untrügliche Kennzeichen einer Buhldirne des Teufels entdeckt und wissenschaftlich bewiesen hat — ein Muttermal unter der Schulter —, wie sie „vom heißen Stein“, das heißt, aus der Gefahr, auf dem Scheiterhaufen verbrannt zu werden, durch den Mann gerettet wird, dem sie trotz seiner niedrigen Herkunft ihr Herz geschenkt hat, das erzählt Ernst Muellenbach in seinem Roman. Er erzählt es spannend, weil er die Leser schnell für die Menschen zu interessieren weiß, die er schildert, nicht nur für die beiden Hauptpersonen, sondern auch für die Mitspieler in diesem Drama einer vergangenen Zeit. Und dieses Interesse an seinen Figuren erreicht er durch die Lebenswahrheit, die er ihnen einflößt, wie er den Leser für die Zeit erwärmt, von der er erzählt, indem er den Leser diese Zeit miterleben läßt.

„Kein Gitter hindert Cupido“, nennt Bernhardine Schulze-Smidt ihren neuesten Roman (Dresden, Verlag von Karl Reischer). Das Gitter, das „ihn“ und „sie“ voneinander trennt, ist so hoch und so fest geschmiedet, daß sie nicht zu einander gelangen können, trotzdem sie Nachbarskinder sind. Aber sie lieben sich doch, wenn sie sich auch, jedes in seiner Art, sagen, daß sie sich niemals angehören können. So bleibt sie ledig, er fällt als französischer Soldat im deutsch-französischen Kriege. Cupido ist zugleich der Sieger und der Besiegte — das Gitter hindert ihn nicht, seinen Pfeil trefflicher an das Ziel zu senden; aber die Liebe, die er entzündet, ist doch nur stark genug, um zu entsagen, und nicht auch stark genug, das Gitter fortzuräumen. Mit ihrer tiefen Kenntnis der Seele hat Bernhardine Schulze-Smidt einen sehr eigenartigen Mädchencharakter gezeichnet, ein Mädchen, das nur da fähig ist, sich ganz hinzugeben, wo nicht nur seine Liebe, sondern auch sein Stolz und sein Verstand volles Genüge finden, und das seine weicheren Empfindungen und seine kühleren Erwägungen ganz getrennt nebeneinander gehen läßt und ihnen die gleiche Verechtigung zuerkennt. Sie kann weder ihrem Herzen wehren, noch ihrem Verstande unrecht geben und findet in diesem Konflikt den Ausweg, indem sie zugleich entsagt und treu bleibt; das heißt, indem sie auf den Geliebten verzichtet, mit dem sie nicht glücklich werden zu können überzeugt ist, verzichtet sie auf das Glück der Liebe überhaupt. Leider ist das geistvolle, feine und lebenswürdige Werk mit Illustrationen ausgestattet, die mit Ausnahme einiger Vignetten ganz nichtsgesagt, uncharakteristisch und sehr wenig künstlerisch ausgeführt sind. Ich ziehe die nichtillustrierten Romane im allgemeinen auch den gutillustrierten vor, — ein schlechtillustrierter aber erscheint mir beinahe wie ein Attentat auf den Autor.

Ein starkes Talent und eine gesunde Lebensauffassung zeigen sich vereint in dem Roman „Rheinlandsdöchter“ von C. Viebig (Berlin W., F. Fontane & Comp.). Im Mittelpunkt der Handlung steht ein junges Mädchen, Nelda Dallmar, die Tochter eines großgearteten Vaters und einer in ihrer Art gutherzigen, aber kleinlichen Mutter, die ihr

eigenartiger Charakter in Konflikte mit dem gesellschaftlich konventionellen bringt. Nelda Dallmar sieht schärfer als andre junge Mädchen in den sogenannten geselligen Vergnügungen das Mittel zum Zweck, die Jagd nach der Haube, und die harmlosen Freunden des Verkehrs sind ihr verhasst, weil es sie anwidert, diese Jagd mitzumachen. Als sie aber dem Mann begegnet, der ihr Liebe einflößt, geht sie auch weiter, als andre junge Mädchen von weniger starkem Temperament gehen würden. Da der unter einem schweren moralischen Druck leidende Geliebte sich die Meinung zurechtgelegt hat, er dürfe ein Mädchen nicht an sein Schicksal fesseln, sie aber, in der Voraussetzung, daß er ihre Liebe erwidere, es für die Pflicht ihrer Liebe hält, ihm sein unverschuldetes Schicksal tragen zu helfen, hängt sie sich an ihn mit mehr Energie, als mit der von einem jungen Mädchen der guten Gesellschaft geforderten Zurückhaltung vereinbar ist. Der Geliebte aber erweist sich nicht nur als ein gedrückter, sondern auch als ein schwacher Charakter; statt sich die Stärkere als Stütze willig gefallen zu lassen, flieht er vor ihr, und er deckt seine Flucht mit der brutalen Unwahrheit, daß er sie niemals geliebt habe. Ein wahrer Freund, übrigens eine der prächtigsten und lebenswahrsten Offiziersgestalten, die mir jemals in deutschen Romanen begegnet sind, rettet sie vor dem Neufurken, vor dem Selbstmord. In Jahren eines unausgesetzten energischen Kampfes gegen sich selbst und gegen die Versuchungen der Welt ringt sie sich endlich zu der innerlichen Freiheit empor, die über allem konventionellen steht. Dann begegnet sie dem Geliebten wieder, der inzwischen auch die Fesseln von sich abgestreift hat, die ihn klein und mutlos machten, und beiden eröffnet sich nach allen Kämpfen die Aussicht auf eine gemeinsame glückliche Zukunft. Die Gestalten des Romans sind voll wirklichen Lebens; auch kann man dem Verfasser nicht eigentlich nachsagen, daß er in der Schilderung der Enge und des Vorurteils philistrosogelichtlicher Anschauungen zu viel gethan habe, trotzdem der Abgrund zwischen einer starken, nach Freiheit ringenden Individualität und der Dugendauffassung stark betont ist. Uebertrieben scheint mir nur die Schilderung einer Fideleitas im Offizierskafino; nach meiner Erfahrung spielt da selbst in Stunden nicht allgemeiner Nächternheit doch die gesellschaftliche Form eine so starke Dämpferrolle, daß ein so starkes Sichgehenlassen, wie es hier im Gefolge des Weines stattfindet, beinahe ausgeschlossen erscheint.

Die sanfteren Seiten ihrer umfassenden Begabung zeigt Bianca Vobertag in ihrem Roman „Sommermärchen“ (Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld). Ein wenig unwahrscheinlich wirkt die Voraussetzung, auf der sich die Erzählung aufbaut: Ein junges, sehr wohlhabendes Mädchen nimmt in der Besürchtung, sie könne ihres Vermögens wegen von einem Manne geheiratet werden, eine Hilfsstellung im Hause eines Arztes an und spielt die Rolle eines armen Mädchens, das darauf angewiesen ist, sich sein Brot zu verdienen. Abgesehen davon, daß solche Stellungen im allgemeinen doch mehr Entfaltung nach vielen Richtungen hin verlangen, als freier Wille auf sich nehmen mag, sind solche Verkleidungsrollen auch heutzutage ziemlich schwer durchzuführen. Jedenfalls ist der Doktor Konrad Ebert im Recht, wenn er Käthe Wolpersdorfs Taktik, sich für ein armes Mädchen anzugeben, weil sie um ihrer selbst und nicht um ihres Vermögens willen geheiratet werden will, für ziemlich thöricht hält und sich deshalb mit ihr in einem geistvollen Disput herumzant. Daß es noch klüger gewesen wäre, wenn er all ihre Einwürfe einfach mit Köpfen erstickt hätte, wird ihm freilich erst klar, als es zu spät dazu ist, — als er dem Nerger über sie und der Liebe zu ihr durch die Flucht vor ihr entgegen zu können meinte. Aber Dummheiten lohnen sich manchmal, und in diesem Falle ganz gewiß. Denn während

der Doktor sich in die schlesischen Berge flüchtet und dort sich zu beruhigen und zu vergessen trachtet, erlebt er, und der Leser mit ihm, eine der entzückendsten Idyllen, die ohne die vorausgegangene Thorheit ganz undenkbar wäre. Daß er glaubt, aus dem Traum Wirklichkeit machen, ein schlesisches Dorfmadel mit aller natürlichen Anmut, Begabung und Lieblichkeit in seine städtische Umgebung versetzen und über dem Zauber dieser Feldblume die Rose mit den kleinen Dornen vergessen zu können, vor der er geloben ist, das ist auch wieder eine Thorheit, aber eine menschliche, psychologisch sehr fein motivierte, und keineswegs eine Unwahrscheinlichkeit. Bianca Bobertag hat diese Episode in einen solchen Duft von Sommerhonne und Sommerstimmung gehüllt, daß ich nur ein Buch kenne, welches das gleiche Thema in gleich dichterischer Anmut behandelt, Wilhelm Jensen's „Vraume Erica“. Der große Unterschied zwischen beiden ist allerdings der, daß Jensen die Landschaft, Bianca Bobertag die Menschen stärker betont. Lyrischer als in ihren meisten Erzählungen ist Bianca Bobertag im „Sommermärchen“, doch von der gleichen Kraft der Charakteristik, die ihr sonst eigen ist.

Eine Reihe illustrierter Novellenbände, von denen gerühmt werden muß, daß die Illustrationen sich auf künstlerischer Höhe halten, erschienen im Verlage von Adolf Bong & Comp., Stuttgart. Unter diesen Bänden ist Hermine Billinger mit einer Sammlung Novellen „Aus dem Badener Land“ vertreten. Die Galerie von prächtigen Charakterköpfen, die Hermine Billinger darin gezeichnet hat, wiederzugeben, hat der illustrierende Künstler zwar nicht erst versucht, aber er hat doch eine Reihe anmutiger Skizzen eingestreut, aus denen die Stimmung des Ganzen spricht. Hermine Billinger ist ein großer Optimist; unter allen Leuten, die gegenwärtig in Deutschland dichten, ist sie, glaube ich, der größte. Sie ist's deshalb, weil ihr bei aller Gemütsstärke niemals der Humor ausgeht und sie bei allen Weichen die freundliche, die veröhnende Seite schnell herausfindet. Und ein solches freundliches Stellen haben doch die meisten, wenn man nur Hermine Billinger's Augen hätte, um es gleich zu entdecken. Da ist ein altes Spittelweiblein, das in den Häusern herumklatzt, sich an fremder Leute Kirschwasser übernimmt, nach Hause torfelt und unterwegs vom Schlag gerührt wird. Man wird ihr nicht viel Gutes nachgesagt haben. Zum Glück hat Hermine Billinger sie gekannt und zeigt uns, was in dem alten, am Wege verendeten Weiblein eigentlich steckte: Eine Dichterin, eine wirkliche Dichterin. Nicht einmal ein verkommenes dichtendes Genie, sondern ein wirkliches großes Talent, das nur die Ungunst der Verhältnisse nicht hat zur Entfaltung kommen lassen. Eine Dichterin „ums tägliche Brot“ nennt sie Hermine Billinger. Aber darin liegt kein Vorwurf für Mutter Vene. Denn sie macht aus dem Dichten erst einen Beruf, als ihre Kräfte zu verständigerer Arbeit nicht mehr taugen. Und daß sie dabei auf Abwege gerät, ist auch nicht strafwürdiger als die Abwege, auf die alle Dichter geraten, die ums Brot dichten. Der kranken und geizigen Vorderederbäuerin dichtet sie jeden Sonntag eine Predigt ums Mittagessen, die sich natürlich immer gegen den Geiz richtet, trotzdem der Herr Pfarrer vorher auch manchmal wider andre Laster zu Felde gezogen ist, und der kranken Erntin, die von Schauergerichten ihr Leben fristet, dichtet sie danach um einen Kirschwasser etwas Gruseliges. Sie macht's nicht anders wie viele andre Berufsichter auch, — sie giebt ihrem Publikum, was das Publikum verlangt. Aber in einem Wesentlichen unterscheidet sie sich von andern Dichtern, denen das Dichten Geschäft geworden ist. Als sie ihre Phantasie zu Tod gehet hat, um das Gruselbedürfnis der Erntin zu stillen, und ihr gar nichts mehr einfallen will, da strömt es ihr doch einmal wie ein echtes und rechtes Gedicht aus dem

Herzen heraus, und die Ahtzigjährige erzählt der Erntin, die freilich kein Verständnis dafür hat und darüber einschläft, die Geschichte ihrer ersten Liebe: „Im Sommer — im Sommer war's — ein Sonntag grad wie heut. — Mutter, hab' ich gesagt, ich geh' noch ein wenig in die Wiesen, bevor's nachtet, ich hab' mich die ganze Woch' auf den Sonntag gefreut. — Freilich, hat sie gesagt, geh, so lang du magst, mußt so die ganze Woch' sitzen und sticheln, armer Tropf, dem ich nix mehr sein kann, dem ich nur noch zur Last bin. — Oho, hab' ich gesagt, das ist doch ganz in der Ordnung, zuerst hast du für mich geschafft, und jetzt schaff' ich für dich. — Am Steg, über dem Bach, kommt einer her und laßt mich nit vorbei! Er spielt auf einer Ziehharmonika ein Stückle auf und steht und lacht, und ich lach' auch. — Hei, Maideli, sagt er, was bist so jung. — Ha jo, sag' ich, sechzehn gerad. — Und ich zwanzig, sagt er, komm, setz dich ein wenig zu mir ins Gras, ich spiel' dir gern ein Stückle auf, wenn du magst. — Nun halt, da sitzen wir. Wo bist daheim? frag' ich. — Ueberall und nirgends, ich zieh' so run und spiel' zum Tanzen auf. — Hast keine Eltern, frag' ich, keine Mutter mehr? — Ja, sagt er, sie sticken Schirm, aber sie sind mir zu grob, da bin ich davongelaufen. — Oh, du schlechter Bub, verschred' ich mich, ich ließ mein Mutterle nit allein. — Drauf nach einer Weil' fragt er: Bist arm? — Ja, sag' ich, eine Näherin bin ich, 's muß halt langem. — So ist's allemal, meint er, die Reittsten haben nie nix, aber wenn dir's recht wär, ich nähn' dich gleich mit auf die Reil, 's geht immer lustig zu, und manchmal hab' ich beide Säck' voll Geld — es wär' so schön mit'nander, meinst nit auch? — Ja, sag' ich, freilich wohl, aber da kommt's doch nit drauf an. Ich muß bei meiner Mutter bleiben; sie hat's auf der Brust und hustet Tag und Nacht. — Und die Lieb' gilt dir nit? fragt er. Da muß ich weinen, ich weiß nit warum. Die Lieb' ist viel zu kostspielig für mich; da ist der Schneider, der hat zu meiner Mutter gesagt, er nimmt sie auch dazu. Du bist freilich schöner, aber die armen Leut' müssen halt auf die Nützlichkeit schauen. — So hab' ich gesagt, und er hat mit der Achsel gezuht und angefangen, ein Stückle zu spielen. Schönes hab' ich nie nix gehört. Noch eins — bitt' ich und — noch eins, noch eins — so geht's fort. — Jetzt kam ich keins mehr, hat er über einmal gesagt, jetzt, Maideli, jetzt kommt der Lohn. — Ich hab' mich nit gewehrt — ein Schmätle hin, ein Schmätle her — genau so viele, als er Stückle gespielt hat — und dann noch eins unsonst zum Abschied. Drauf haben wir uns einen Strauß geschenkt — vom Bach weg, die Bergahmeinnicht — er hat ihn an den Hut gesteckt — so ist er 'gangen. — Nimmt's den Leser wunder, daß Hermine Billinger den Tod am Wege, den die Mutter Vene findet, nachdem sie der über ihrer Geschichte eingeschlafenen Erntin den Kirschwasser ausgetrunken hat, zu einem sanften Hinüberchlummern zwischen blühenden Bergahmeinnicht verklärt? — Diese Geschichte „Ums tägliche Brot“ ist mir die liebste unter den Erzählungen „Aus dem Badener Land“; daß sie auch die beste oder auch nur die wirksamste wäre, soll damit nicht gesagt sein, denn der Band bietet eine Sammlung von Kabinettstücken.

Die drei Geschichten, die Heinrich Steinhausen unter dem Titel „Entsagen und Finden“ in der illustrierten Novellenausgabe desselben Verlages zusammengestellt hat, sind vielleicht geistreicher, aber sicher viel weniger ursprünglich als die Erzählungen Hermine Billinger's. Ich gebe von den drei Geschichten der ersten, „Schwarzbärel's Bräuterei“, den Vorzug. In der zweiten, „Magister Coelestin“, scheint mir Entsagen und Finden zu sehr durch eine Reihe von Zufällen oder Fügungen verknüpft zu sein, wie sie dem Novellisten leicht zur Verfügung stehen,

und die Geschichte „Remigius' von Menberg“, des Kriegsmannes, der zum frommen Einsiedler wird, ist in ihrem historischen Kolorit zwar ungewöhnlich fein durchgeführt, aber stofflich doch ohne besonderen Reiz.

Die im gleichen Verlag erschienenen „Neuen Novellen“ von Hans Arnold sind nach dem bewährten und selbst in vielfacher Wiederholung nicht versagenden Rezept der Verfasserin gearbeitet, alle kleinen Widerwärtigkeiten und Störungen des Familienlebens bei festlichen Anlässen zusammenzuhäufen und aus dem Kontrast der freudigen Erwartung und der nicht immer freundlichen Wirklichkeit komische Situationen herauszulocken. Um den Kontrast wirksam zu machen, darf es natürlich nicht an Uebertreibung fehlen. Das bewährte Rezept würde vielleicht doch versagen, wenn der Grundton der Hans Arnold'schen Burlesken nicht der einer lebenswürdigen Natur wäre, und wenn die Verfasserin ihre Figuren ebenso stark chargierte wie die Situationen. Auch eine ernste Novelle, „Schach der Königin“, hat sich in diesen Band verirrt. „Verirrt“ sage ich nur, weil sie dem Leser innerhalb des Mensis so ganz unerwartet kommt; sonst kann sie den Vergleich mit dem großen Durchschnitt der Novellen ganz wohl aushalten.

Drei Novellen, „Das Leben ist golden“, „Die Vierte“ und „Neue“ von Adalbert Meinhardt, erschienen in einem Bande, der als Gesamttitel den Titel der ersten trägt, im Verlag von Gebrüder Paetel, Berlin. Auch Adalbert Meinhardt ist Optimist wie Hermine Billinger; aber mehr Optimist aus kluger Ueberlegung als aus natürlichem Temperament. Erscheint uns das Leben düsterer, als uns angenehm ist,

Dann heißt es sich wehren.  
Von Reu' nicht noch Schmerzen  
Noch einsamen Sehnen  
Sich schwächlich zum Sklaven  
Erniedrigen lassen, —  
Denn Leben ist kämpfen!“

Diese im Vorwort ausgesprochene, sehr beherzigenswerte Lebensweisheit illustrieren die drei Novellen. Wo, wie in der Novelle „Neue“, die eigne Kraft des Helden zur Bethätigung dieser Lebensweisheit nicht ausreichen will, da kommt ihr ein guter Genius in Gestalt einer klugen, mutigen jungen Frau zu Hilfe, die dem Geliebten mit der Kraft der Liebe tragen hilft. Die Novellen sind reich an feinen psychologischen Zügen, die uns die komplizierten Charaktere menschlich nahe bringen.

Ernst von Wolzogen nennt einen neuen Band Novellen „Geschichten von lieben, süßen Mädeln“ (Verlag von F. Fontane & Comp., Berlin). Die Geschichten behandeln alle das, was in Deutschland, wenn es für die höhere Litteratur fähig gemacht werden sollte, bisher idealistisch behandelt werden mußte, nämlich das, was man so im allgemeinen „das Verhältnis“ nennt, das heißt, eine längere oder kürzere Beziehung von einem zum andern, die von beiden Seiten unter der Voraussetzung eingegangen wird, daß sie nicht notwendiger und auch nicht wahrscheinlicher Weise zur Ehe führen müsse. Wolzogen behandelt dieses Stoffgebiet sehr leicht, — manche werden ihn vielleicht deshalb leichtsinnig nennen, — aber auch immer noch idealistisch genug, trotzdem er in diese leichtgeknüpften Beziehungen nicht ein übergroßes Maß von Empfindung hineinphantasirt. Aber er giebt doch einigen von diesen

„lieben, süßen Mädeln“, deren Aufgabe er darin sieht, den Männern das Herz warm zu halten, so etwas von kleinen Psycheskügelchen mit auf den Weg, wenn sie auch nicht gerade aufwärts damit zu flattern versuchen. Merkwürdig ist es, daß die in der Situation unmöglichste der Novellen, „Tonis Ende“, zugleich die poetisch wertvollste ist. Vielleicht weil sie die letzte ist. Und dieses Genre, das in Deutschland so wenig gepflegt wird, erfordert mehr Reife, als Wolzogen zur Verfügung steht.

Mit einem Buche, „Das nervöse Weib“, von Albert Moll, das im gleichen Verlag erschien, weiß der Leser gar nichts Rechtes anzufangen. Ist's ein Laie oder ein Fachmann, der darin seine Beobachtungen zusammenstellt? Im ersten Fall sind sie wenig wert, im andern Fall fragt man sich vergebens, was der Autor mit diesem Buche nützen zu können gemeint hat. Schon die kuriose Idee, das nervöse Weib allein zu schildern, während die Grundercheinungen der Nervosität bei Männern und Frauen ganz dieselben sind, läßt auf einen Laien schließen, und zwar auf einen Laien, der mit seinem Buche gar keinen andern Zweck verfolgt hat als den, die Neugierde der Leser zu reizen. Darin bestärken auch die das Buch einleitenden Charakteristiken nervöser Frauen, die der Verfasser als „Typen“ aufgefaßt wissen will, und die an Oberflächlichkeit gar nichts zu wünschen übrig lassen. Wer das Buch lesen soll, weiß ich nicht recht; wer es unbedingt nicht lesen sollte, ist mir ganz klar, — nämlich alle nervösen Frauen, die sich aus der Lektüre zu ihren ihnen schon bekannten Krankheitserscheinungen noch ein halbes Hundert dazu holen werden.

Paul Heyjes Verehrer mögen nach seinem jüngst erschienenen Bande „Neue Gedichte und Jugendlieder“ (Berlin, Verlag von Wilhelm Herz) greifen. Unter den Balladen findet sich die wundervolle „Mutter des Siegers“, die vor ein oder zwei Jahren die Verse des Cottaschen Muses-Almanach bildete, unter den Herbstblättern viel fein Elegisches, sehr schöne Familienstimmungen in klassischer Form in der Hauspostle, außerdem anmutige Liebeslieder, rein empfundene Naturstimmungen, schöne Widmungen und auch ein paar kleine Disharmonien in Form von Abwehr, die aber ein ganz unberechtigter Angriff ist gegen literarische Leute, die dem Schönheitsideal Paul Heyjes nicht entsprechen. Das Verbitterte steht Heyje vielleicht von allen lebenden deutschen Autoren am wenigsten zu Gesicht.

Johanna Ambrosius hat ihrer Gedichte (Thomas & Oppermann, Königsberg i. Pr.) einen zweiten Teil erscheinen lassen. Kein Mensch kümmert sich darum, und das ist sehr unrecht von allen denen, die die Verfasserin noch vor einem Jahr als Volksdichterin gefeiert haben. Denn wenn man einen Menschen gestern gefeiert hat, so darf man ihn heute nicht bereits vergessen haben, — ob man ihn nun feierte, weil man von seinem Verdienst überzeugt war, oder ob man ihn feierte, weil man eine Mode mitmachen mußte. Aber die Mode glaubt sich selbst genug gethan zu haben, wenn sie sich überlebt hat, und eine Höflichkeit des Herzens ist von der Mode niemals gefordert worden. Uebrigens sind die Gedichte des zweiten Teils nicht schlechter als der erste Band, — Johanna Ambrosius ist noch ganz auf der Höhe ihres vor einem Jahr in den Himmel erhobenen Talents.



## Das neue österreichische Ministerium.

(Hierzu auch die Porträts auf Seite 98 und 99.)

An der Spitze des neuen österreichischen Ministeriums, das aus den politischen Stürmen der jüngst vergangenen Tage hervorgegangen ist, steht Dr. Paul Freiherr Gautsch v. Frankenthurn.

Am 26. Februar 1851 geboren, ist er kein Neuling auf der Ministerbank mehr, denn im Kabinett Taaffe bekleidete er 1885 bis 1893 das Amt des Unterrichtsministers und hatte dasselbe Portefeuille seit Oktober 1895 unter dem Grafen Badeni inne. Nach dem Rücktritt desselben wurde er mit der Neubildung des Kabinetts betraut. Der Minister für Landesverteidigung, Graf Beno Welser v. Welserhschheimb (geboren 1. Dezember 1835) bekleidet sein Amt schon seit Juni 1880; er gehörte also nacheinander den Kabinetten Taaffe, Windischgrätz, Kielmannsegg und Badeni an. Der Eisenbahnminister Heinrich Ritter v. Wittek (geboren 1844) war Handelsminister im Kabinett Kielmannsegg und wurde nach dessen Rücktritt zum ersten Sektionschef im neugegründeten Eisenbahnministerium berufen. Der neue Finanzminister Dr. Eugen Böhm Ritter v. Bawerk (vormals Professor der Nationalökonomie an der Universität Innsbruck) gehörte in gleicher Eigenschaft schon dem Kabinett Kielmannsegg an und wurde nach dessen Rücktritt zum Senatspräsidenten am Verwaltungsgerichtshof ernannt. Der Unterrichtsminister Graf Vincenz Vaillet v. Latour (geboren am 5. Oktober 1848) war seit 1894 Sektionschef in dem Ministerium, dessen höchste Stelle er

jetzt bekleidet. Der neue Handelsminister Dr. Ernst v. Körber (1849 geboren) leitete unter dem Kabinett Badeni die Generaldirektion der Staatsbahnen. Dr. Ignaz Edler v. Kuber, der neue Justizminister (geboren 1845), war bisher Sektionschef in dem jetzt von ihm geleiteten Ministerium. Der neue Ackerbauminister, Graf Arthur Vnlandt-Rheydt (geboren 3. Februar 1854), gehörte bisher als wirklicher Sektionschef dem Unterrichtsministerium an.



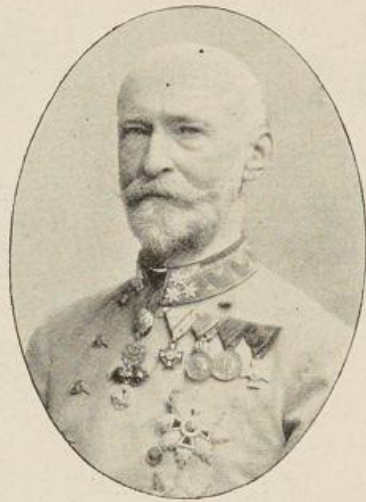
Dr. Paul Freiherr Gautsch v. Frankenthurn,  
Ministerpräsident.

## Der Fang des Grindelwals auf den Färöer.

(Siehe die Abbildung Seite 99.)

Der Grindelwal, dessen Fang auf den Färöer, der zu Dänemark gehörenden Inselgruppe im Atlantischen Ocean, wir veranschaulichen, ist eine Delphinart. Sobald der Fisch, der sechs bis sieben Meter lang wird, sich in der Nähe der Küste zeigt, stechen einige Boote in See, und es beginnt eine Treibjagd. Durch Schläge mit den Rudern und durch Steinwürfe wird die umzingelte Herde nach dem Lande zu getrieben und dabelbst getötet. Unser Bild zeigt einen Meereschnitt bei der Hauptstadt Thorshavn auf der Insel Strömd. Die Wale sind bereits erlegt; aus dem Wasser ragen die Flossen der toten Tiere hervor. Das Fleisch des Grindelwals wird sowohl frisch als getrocknet gegessen und soll fast wie Rindfleisch schmecken. Der Kopf, der Speck, die Eingeweide liefern eine Menge Thran. Die erlegten Wale werden gleichmäßig unter die Fischer verteilt nach einem Abzug für Staat, Kirche, Schule und Armenpflege.

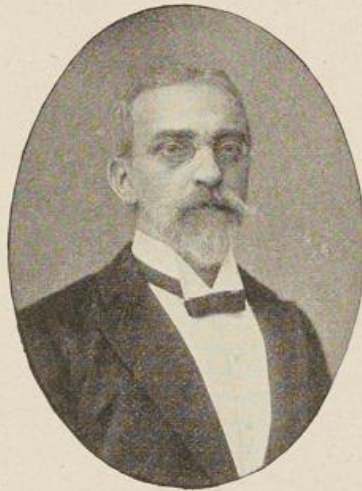




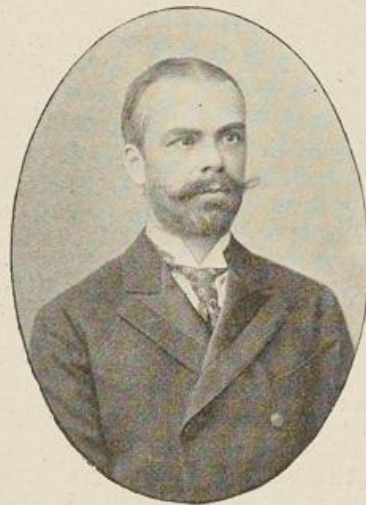
Graf Seno Welfer v. Welfersheim,  
Minister für Landesverteidigung.



Dr. Eugen Böhm Ritter v. Bawerk,  
Finanzminister.



Dr. Ignaz Edler v. Ruber,  
Justizminister.



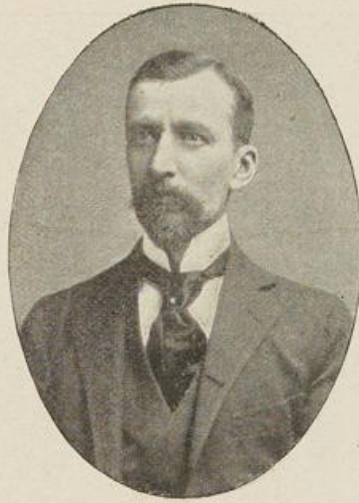
Dr. Ernst v. Körber,  
Handelsminister.



Heinrich Ritter v. Wittke,  
Eisenbahnminister.



Graf Vincenz Baillet v. Latour,  
Unterrichtsminister.



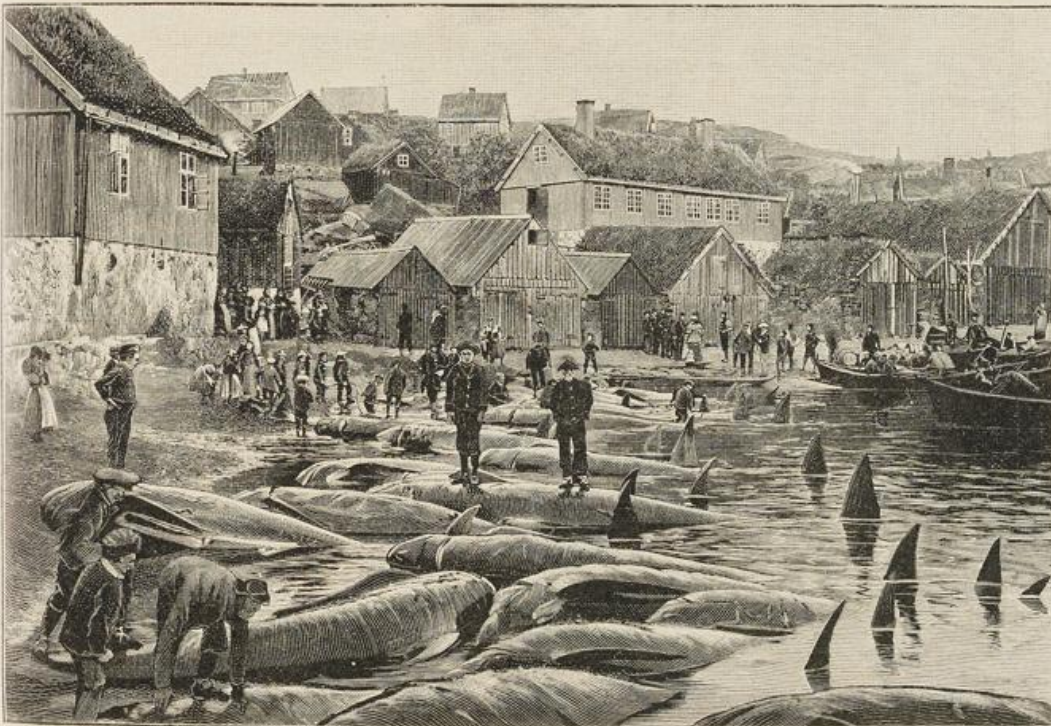
Graf Arthur Bylandt-Rheydt,  
Ackerbauminister.

**Erfab der Kanonenboote „Allis“ und „Synäe“.**

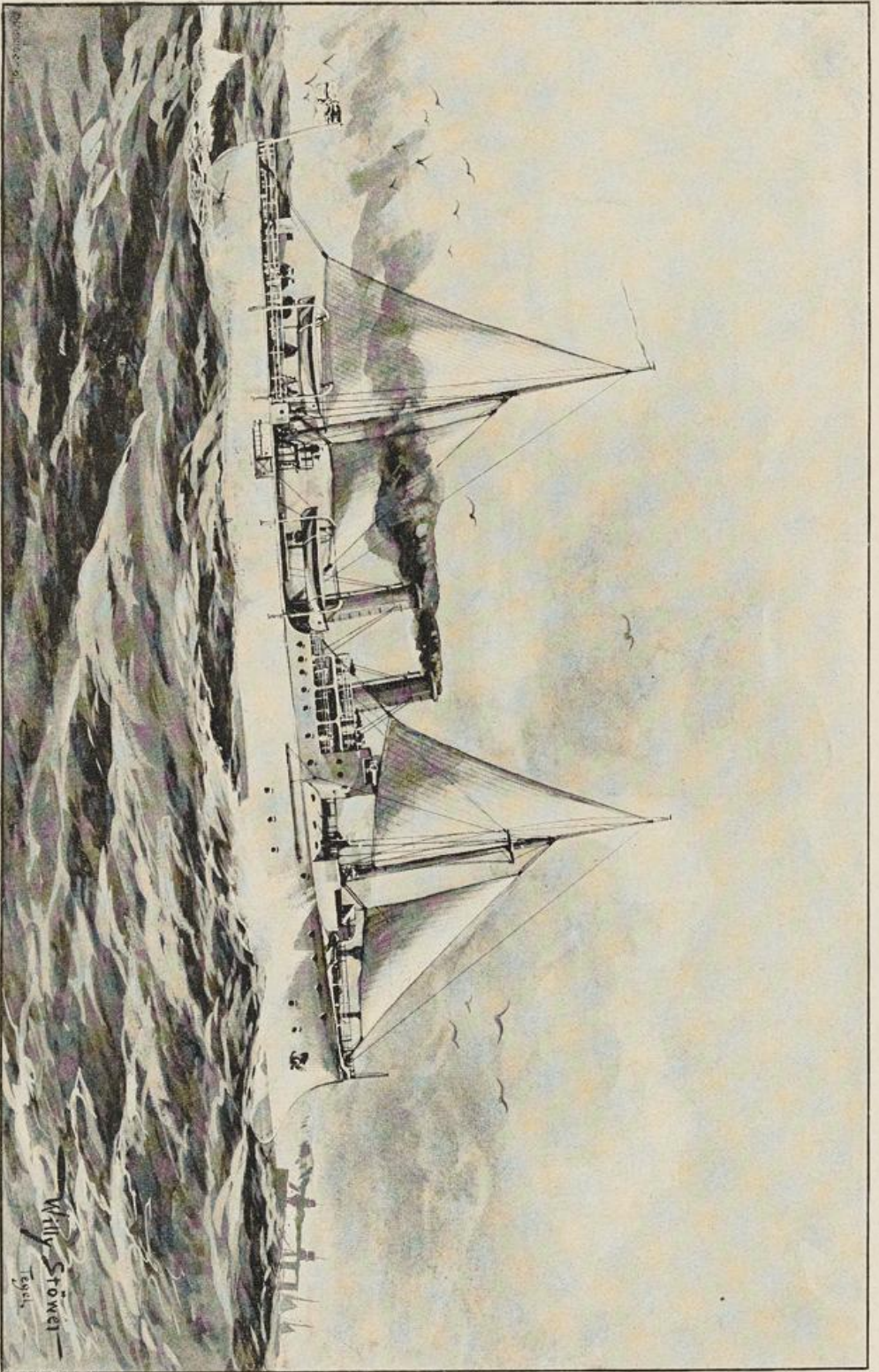
(Siehe die Abbildungen Seite 100.)

Diese im Bau befindlichen Kanonenboote bilden einen neuen Typ der deutschen Kriegsmarine, und sie sind ausschließlich für auswärtige Stationen bestimmt. Konstruiert sind sie von dem genialen Chefkonstrukteur der deutschen Marine, Wirklichen Geheimen Admiraltätsrat Dietrich, und die Bauausführung liegt in Händen der Firma F. Schichau zu Danzig. Die größte Länge der beiden Kanonenboote beträgt 65,20 Meter, die größte Breite

9,10 Meter, der Tiefgang 3,23 Meter; die Boote haben eine Wasserverdrängung von 895 Tonnen. Die Armierung besteht aus vier 8,8 Centimeter-Schnellladegechützen, sechs 3,7 Centimeter-Maschinenkanonen und zwei 8 Millimeter-Maschinengewehren. Die Maschinen von 1300 angezeigten Pferdestärken sollen den Schiffen eine Geschwindigkeit von 13,5 Seemeilen in der Stunde geben; auch zum Segeln sind zwei Masten vorgesehen. Die Schiffe werden nach dem Kompositssystem erbaut, mit Rammbug und mit allen Einrichtungen versehen, wie sie der Aufenthalt in den Tropen bedingt. Die Besatzung besteht aus je 120 Mann.



Der Fang des Grindelwals auf den Färöer.



Don der deutschen Kriegsschiffe: Damp der neuen Kanonenboote „Jitta“ und „Egäbe“ unter Dampf und Segel. Originalzeichnung von Phillip Stöwer.



Das neue Königl. bayerische Nationalmuseum in München.



Bernhard Pollini.

### Das kgl. bayerische Nationalmuseum in München.

(Siehe die Abbildung Seite 101).

Das neuerbaute bayerische Nationalmuseum in München ist eine Schöpfung des Professors Gabriel Seidl, der damit die Hauptstadt um ein Werk von hoher monumentaler und materieller Schönheit bereichert hat. Es ist kein Brunnbau konventionell stilistischer Art mit mehr oder weniger reicher Architektur, sondern das Neuhere wurde bedingt durch die abwechslungsreiche Gestaltung im Innern, wo gegen hundert Räumlichkeiten zu schaffen waren, die eine kulturhistorische Repräsentation von vielen Jahrhunderten darstellen werden. Das Ganze ist im Stil der deutschen Hochrenaissance zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts gehalten. Diese Bauweise gewährte reichen Spielraum, und sie ist nirgends verlassen. Kein romantische oder gotische Motive kommen nicht vor. Schon in den Gesimfen und in der ganzen Gliederung des Baues spricht sich der Charakter der Renaissance aus, der dann im Haupttrakt zu reicher Entfaltung kommt. Der Giebelabschluß desselben mit offener Halle, Seitenterrassen und flankierenden Turmanlagen, nebst dem rückwärts sich erhebenden und in zierlicher Verzückung aufstrebenden größeren Turm, giebt einen besonders schönen Mittelpunkt in dem architektonischen Bilde. Auf die reiche Ausstattung des Innern wird noch zurückzukommen sein, sobald der neue Monumentalbau allgemein zugänglich ist. Ein Anner desselben ist das rückwärts anschließende Haus für Gipsgießerei. Der gegen die Straße vorspringende Anbau im Westen ist zum Studienhaus bestimmt, in welchem Künstler und Handwerker auch in den Abendstunden Gelegenheit haben werden, die Schätze des bayerischen Nationalmuseums sich zu nütze zu machen.

### Bernhard Pollini †.

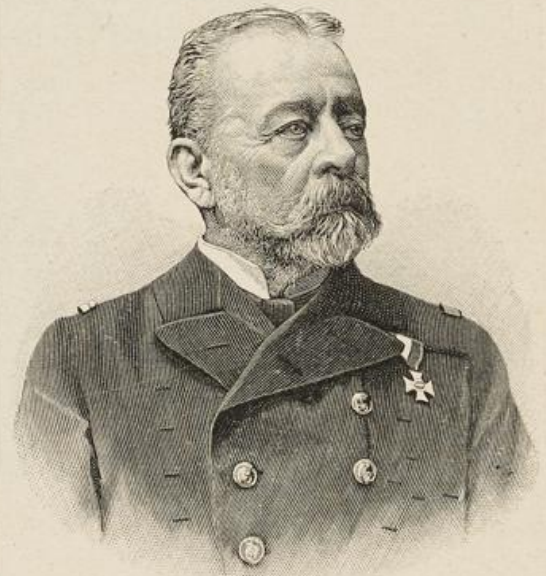
Am der Nacht zum 27. November 1897 verschied Hofrat Bernhard Pollini, der weltbekannte Impresario und Theaterdirektor in Hamburg. Am 16. Dezember 1838 zu Köln geboren, betrat Bernhard Pohl — so lautete sein eigentlicher Name — als Sängler die Bühne, doch bald erkannte er, daß ihm auf diesem Felde keine Erfolge erblühen könnten, und so wurde er

Geschäftsführer einer italienischen Opertruppe. Nach einigen Jahren warb er selbst eine solche Truppe an und änderte seinen Namen in „Pollini“. Meist hatte er es auf „Sterne“ abgesehen und bereifte mit solchen, unter gutem materiellen Erfolge, die halbe Welt. Besondere Ehre legte er mit jener italienischen Oper ein, die er nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges durch die deutschen Großstädte führte, und ebenso blieb ihm das Glück treu, während er die italienische Oper in Petersburg und Moskau leitete. Als 1874 die Pacht des erneuerten Hamburger Stadttheaters ausgeschrieben wurde, fiel unter den zahlreichen Bewerbern die Wahl auf ihn, und sie erwies sich zunächst als durchaus glücklich. In der alten Hansestadt erblühten Schauspiel und besonders die Oper neu, aber bald zeigte sich auch die Rehrseite der Medaille. Gleich seinem Konkurrenten Chéri Maurice, dem Direktor des Hamburger Thaliatheaters, war Pollini ein Talententdecker, und es kam ihm nicht darauf an, ungeheure Summen zu zahlen, wenn er eine vielversprechende Zugkraft zu gewinnen vermeinte. Im Jahre 1876 übernahm er auch das Altonaer Stadttheater, ferner 1894 das Thaliatheater, und so war das ganze Bühnenwesen von Hamburg und Umgegend in seiner Hand vereinigt. Erst jüngst ging durch die Tageszeitungen die Nachricht, Pollini bewerbe sich auch um die Leitung des Kieler Theaters. Für das Hamburger Kunstwesen war diese Monopolisierung auf die Dauer nicht günstig, denn die Bevorzugung der „Stars“ und des Virtuositums beeinträchtigte das ernste künstlerische Streben. Ohne Frage bedeutet das Hinscheiden des rastlosen Bühnenleiters, der erst im vergangenen Sommer mit der Sängerin Bianca Bianchi eine neue Ehe eingegangen war, einen Wendepunkt im Hamburger Kunstleben.

### Marinekommandant

### Admiral Freiherr v. Sterneck †.

Von einem jähen Tode wurde am 5. Dezember v. J. in Wien der Neubegründer der österreichisch-ungarischen Kriegsmarine ereilt, Admiral Maximilian Freiherr Daublebsky v. Sterneck zu Ehrenstein. Am 14. Februar 1829 zu



Marinekommandant Admiral Freiherr v. Sterneck.



Wienaufnahme von Sidat W. Kruger in Kana.

Einschiffung des deutschen Belagerungskorps von Kana auf S. M. Schiff „Kaiserin Augusta“.

Magenfurt als Sohn eines hohen Gerichtsbeamten geboren, trat er 1847 in die österreichische Kriegsmarine ein, rückte im Frühjahr 1866 zum Linienschiffskapitän auf und wurde zum Kommandeur der Panzerfregatte „Erzherzog Ferdinand Max“ ernannt. Mit dieser Fregatte, die von Tagethoff zum Admiralschiffe auserwählt war, trug er am 20. Juli 1866 wesentlich zum Seesiege von Lissa bei, indem es ihm gelang, das italienische Admiralschiff „Re d'Italia“ in den Grund zu bohren. Auf Grund dieser That wurde Freiherr v. Sterned, der unmittelbar nach der Schlacht mit dem Ritterkreuze des Leopoldordens mit der Kriegsdecoration ausgezeichnet worden war, zum Ritter des Maria-Theresienordens promoviert. Am 25. Dezember 1875 wurde er Kommandant des See-Arsenals, blieb bis 1883 in dieser Stelle, wurde am 1. November 1883 Vizeadmiral, Chef der Marineektion des Reichskriegsministeriums und Marinekommandant. Am 10. Juli 1884 geheimer Rat, wurde er am 6. Juli 1887 Ritter des Ordens der Eisernen Krone erster Klasse. Am 25. Oktober 1888 erfolgte seine Ernennung zum Admiral, und anlässlich seines zehnjährigen Jubiläums als Marinekommandant verlieh ihm Kaiser Franz Joseph 1893 das Großkreuz des Stephansordens.

## Einschiffung des deutschen Besatzungscorps von Kanea.

(Siehe die Abbildung Seite 103.)

Am Abend des 18. November erschien plötzlich S. M. Schiff „Kaiserin Augusta“, von Smyrna kommend, auf der See von Kanea, und es wurde bekannt, daß das Schiff die Bestimmung habe, das deutsche Detachement, das seit Ausbruch der Revolution auf Kanea zur Repräsentation der Reichsflagge zurückgeblieben war, aufzunehmen. Die Nachricht rief lebhaftes Bedauern bei den Türken hervor, da die Deutschen sich durch ihr Betragen sehr beliebt gemacht hatten. Die Einschiffung fand unter großer Theilnahme der Stadtbevölkerung am Mittag des 19. November statt; alle Mächte hatten Truppenabteilungen geschickt, die, wie das Bild zeigt, in einem großen Halbkreis am Quai Aufstellung nahmen. Die türkische Militärkapelle spielte, alle Stadt- und Militärbehörden waren zum Abschied versammelt. Die deutschen Blaujacken verließen mit einem dreifachen Hurra mit ihrem bisherigen Kommandanten, Kapitänleutnant Koch, die Stadt Kanea, um auf S. M. Schiff „Kaiserin Augusta“ die Reise nach Ostasien anzutreten.

## Für müßige Stunden.

### Bilderrätsel.



### Worträtsel.

Das Brot, das ich am Bahnhof essen wollte,  
Das war es.  
Der Fisch, an dem ich es verzehren wollte,  
Der war es.  
Und meine Stimme, als ich schimpfen wollte,  
Die war es. J. M.-S.

### Silberrätsel.

Die Erste dem Vogel zu folgen versteht,  
Obgleich ihr die Flügel gebrochen,  
Und wenn ihr beim Spiele als Primus sie seht,  
Weiß oft sie zum Herzen zu sprechen.

Die andern in Rede und Handel zwar nicht  
Sich bar uns stets unbedingt zeigen,  
Doch wenn in sich selbst sie erblickten das Licht,  
Ist ihnen das immer zu eigen.

Es hielten die Römer das Ganze schon wert,  
Jetzt wird es beim Sammler gefunden,  
Und mancher auch hoch es als Andenken ehrt,  
Mit teurer Erinnerung verbunden. M. Sch.

### Dreißtellige Charade.

Ein s-Drei wird unrauscht vom Meer,  
Siegreich focht dort Preukens Meer.  
Zwei-Drei ist im deutschen Land  
Als ein Dichter wohlbetannt.  
Drei-Drei kann man häufig sehn  
Dort, wo reife Halme sehn.  
Eins-Zwei-Drei: Barmherzigkeit  
Es dem Dürftigen gern weicht. J. M.-S.

### Homonym.

In ungehämten Jugendtagen  
Bin ich gewandert hier und dort,  
Hab' Schweres leicht und stolz getragen,  
Gelitten manches und das Wort.  
Beim Tanz und Spiele hab' ich immer  
Mit frohem Worte gern geweißt —  
Wie ist mit ihrem Glanz und Schimmer  
Die goldne Zeit so schnell enteilt. B.

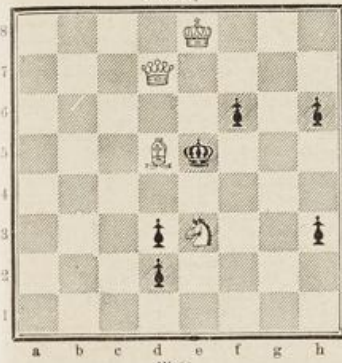
### Anagramm.

Hier dient es zur Stütze, dort wird es gebrochen,  
Und damit nicht immer dem Rechte entbrochen;  
Verleugung der Zeichen ihm Fügbarkeit leiht,  
Doch halt zu gewähren, ist's jetzt noch bereit. M. Sch.

### Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Wir erlauben die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und Partien betreffen, dieselben stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

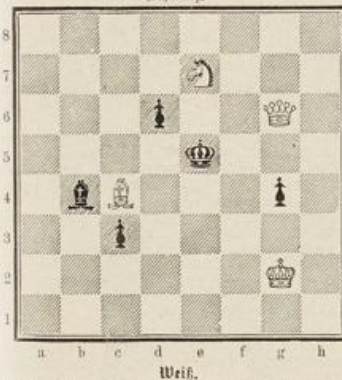
#### Aufgabe I. Von F. Kosek in Bohumilic. („Svëtozor“). Schwarz.



Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

#### Aufgabe II.

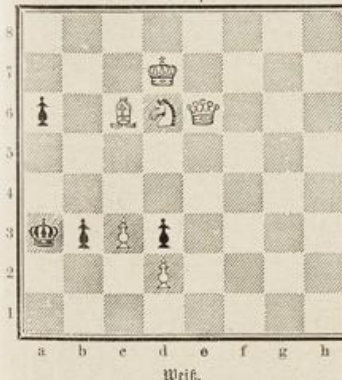
Von A. Bayersdorfer in München.  
(„Münchener Neueste Nachrichten“).  
Schwarz.



Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

#### Aufgabe III.

Von B. Güssen in Venitz.  
Schwarz.



Weiß zieht an und setzt mit dem vierten Zuge matt.

#### Auflösung der Aufgabe XIII S. 565:

- WS. 1. Dg4-f5
- S. 1. e7xb6
- WS. 2. Df5-f1!
- S. 2. Ka8xb5
- WS. 3. Se2-d4+ matt.

#### A.

- S. 1. Ka8xb6
- WS. 2. Df5-e5+
- S. 2. Kb6-a6
- WS. 3. Sb5-e7 matt.

#### B.

- S. 1. e7-e6, e5
- WS. 2. Sb5-c7+
- S. 2. Ka8xb6
- WS. 3. Df5-a5, Xc5 matt.

#### Auflösung der Aufgabe XIV S. 566:

- WS. 1. Df6-d4
- S. 1. Lb6xd4
- WS. 2. e6-e7 und
- WS. 3. e7-e8S matt.

#### A.

- S. 1. Kd6-e7
- WS. 2. Dd4-g7 und
- WS. 3. Dg7-f8 matt.

#### B.

- S. 1. beliebig anders
- WS. 2. Dd4-b4+ zc.

#### Auflösung der Aufgabe XV S. 566:

- WS. 1. Ld8-e7
- S. 1. Ke3xd4
- WS. 2. e2-e3+
- S. 2. Kd4-d5, e3
- WS. 3. Df1-f7, Le7-f4 matt.

#### A.

- S. 1. Lg1-f2
- WS. 2. Td4-d3+
- S. 2. e4xd3
- WS. 3. Df1-d3 matt.

#### B.

- S. 1. Le6-d5
- WS. 2. L7-f1+
- S. 2. Ke3xd4
- WS. 3. e2-e3 matt.

#### C.

- S. 1. Le6-d7
- WS. 2. Td4xe4+
- S. 2. Ke3xe4
- WS. 3. Df1-d3matt.

#### D.

- S. 1. Lg1-h2
- WS. 2. Le7xb6! und
- WS. 3. Td4-d3+ matt.

### Partie Nr. I.

Gespielt zu Friedrichroda am 16. September 1897.

#### Sizilianische Partie.

Weiß: E. Schallopp (Steglich). — Schwarz: W. Paulsen (Bassengrund).

Weiß.	Schwarz.	24. Sa4xc3	Ke7-f8
1. e2-e4	e7-e5	25. De2-d2	f6-f5
2. Sb1-c3	e7-e6	26. Se3-e2	Ld4-e5
3. g2-g3	a7-a6	27. b3-b4 <sup>1)</sup>	f5xe4
4. Lf1-g2	Dd8-c7 <sup>1)</sup>	28. Lf3xe4	Le6-h3 <sup>2)</sup>
5. Sg1-e2	Sb8-c6	29. b4xc5	Lh3-f1
6. d2-d4	c5xd4	30. Kg1xf1	Kf8-e7
7. Se2xd4	Sg8-f6 <sup>1)</sup>	31. Dd2-g5+	Ke7-f8
8. 0-0 <sup>1)</sup>	Se6xd4	32. c5xd6	f7-f6
9. Dd1xd4	Lf8-e5	33. Dg5-e1	f6-f5
10. Dd4-d3	d7-d6	34. De1-c7	Th8-h7
11. Le1-f4	Le8-d7	35. De7xd7	Th7xd7
12. Ta1-d1 <sup>1)</sup>	e6-e5	36. Le4xf5	Td7xd6
13. Lf4-g5	Ld7-e6	37. Td3-e3! <sup>1)</sup>	Td6-d5
14. Lg5xf6	g7xf6	38. Se2-c3	Td5-e5
15. Dd3-f3	Ke8-e7	39. Se3-e4	Te5-c1+
16. Td1-d3	h7-h5 <sup>1)</sup>	40. Kf1-g2	Th6-b6
17. h2-h4	Th8-h6	41. Se4-g5	Th6-b5
18. Df3-d1	b7-b5	42. Sg5-f3	Te1-c5
19. Lg2-f3	Ta8-h8	43. Lf5-g6	Th5-a5
20. Dd1-e2	De7-d7 <sup>1)</sup>	44. a2-a3	Ta5-a4
21. b2-b3	b5-b4 <sup>1)</sup>	45. Sf3xe5	Te5-a5
22. Se3-a4	Le5-d4	46. Lg6xh5	Ta5xh3
23. e2-e3!	d4xc3	47. Se5-d7+	Aufgegeben! <sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> W. Paulsen spielt den Sizilianer gern und wählt meist die vorliegende Fortsetzung, die ein ziemlich festes Spiel ergibt.  
<sup>2)</sup> Hier kommt auch Sg8-e7-g6 in Betracht.  
<sup>3)</sup> S. Le1-e3 war vielleicht noch etwas besser. Schwarz gewinnt nun ein Entwicklungstempo.  
<sup>4)</sup> Damit wird e6-e5 provoziert und d6 dauernd geschwächt.  
<sup>5)</sup> Le6-e4 hat augenscheinlich keinen Zweck; es folgt 17. Tf1-d1, und Schwarz darf den Td3 nicht schlagen wegen 18. Se3-d5+.  
<sup>6)</sup> Nun droht Le6-e4, und Weiß muß etwas dagegen thun. An der Schwäche der schwarzen Bauernstellung ändert dies jedoch nichts.  
<sup>7)</sup> Hier konnte Schwarz versuchen, mit f6-f5 sein Spiel zu bestreiten.  
<sup>8)</sup> Besser war hier Ld4xc3; aber die Schwäche der schwarzen Bauern wäre auch dann schließlich entscheidend gewesen.  
<sup>9)</sup> Die Möglichkeit dieses Zuges hatte der Führer der schwarzen Steine übersehen.  
<sup>10)</sup> Falls f7-f5, so 22. b4xc5 f5xe4 30. Td3xd6 und so weiter.  
<sup>11)</sup> Wollte Weiß abtauschen, so hätte er keine Sicherheit des Gewinnes mehr.  
<sup>12)</sup> Gegen (47. ... Kf8-g8) 48. Te3-e8+ Kg8-g7 49. Te8-e7+ Kg7-h6! 50. g3-g4 (nebst 51. Sd7-f6) gibt es keine Verteidigung mehr.

### Partie Nr. II.

Gespielt im internationalen Meisterturnier zu Berlin am 16. September 1897.

#### Französische Partie.

Weiß: R. Charoulet (Ebdapeß). — Schwarz: A. Burn (Liverpool).

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2-e4	e7-e6	17. Df4-h4	Tf8-e8
2. d2-d4	d7-d5	18. Sf3-g5	e6-e5
3. Sb1-c3	Sg8-f6	19. Ld3xg6	f7xg6
4. Le1-g5	d5xe4 <sup>1)</sup>	20. Dh4-h7+	Kg8-f8
5. Sc3xe4	Sb8-d7	21. Dh7xg6	Da2-a1+
6. Sg1-f3	Lf8-e7	22. Ke1-d2	Da1-a5+
7. Se4xf6+	Sd7xf6	23. Kd2-c1	Da5-a1+
8. Lf1-d3	0-0	24. Ke1-d2	Da1-a5+
9. Lg5xf6 <sup>1)</sup>	Le7xf6	25. b2-b4 <sup>2)</sup>	Da5xb4+
10. Dd1-e2	e7-e5	26. Kd2-e2	Db4-e7
11. De2-e4	g7-g6	27. Th1-h4 <sup>3)</sup>	Le8-e6
12. h2-h4	c5xd4	28. Sg5-h7+?	Kf8-g8
13. 0-0-0	Dd8-a5	29. Td1-h1	De7-f7! <sup>4)</sup>
14. h4-h5 <sup>2)</sup>	Da5xa2 <sup>1)</sup>	30. Sh7-f7+	Kg8-f8
15. h5xg6	h7xg6	31. Th4-h8+	Kf8-e7
16. Dc4-f4	Lf6-g7 <sup>1)</sup>		Weiß gibt die Partie auf.

<sup>1)</sup> Von Burn mehrfach in Berlin gespielt. Das „Handbuch des Schachspiels“ empfiehlt Lf8-e7.  
<sup>2)</sup> Dieser Abtausch mißfällt uns, weil er den gegnerischen Käufer in eine für die Verteidigung des Königsflügels sehr günstige Position bringt. Empfehlenswerter war Dd1-d2 oder Sf3-e5.  
<sup>3)</sup> Weiß spielt sehr gewagt.  
<sup>4)</sup> Schwarz sollte hier erst e6-e5 spielen, um den Le8 ins Gefecht zu bringen. (15. h5xg6 h7xg6 16. g2-g4 Le8-e6 nebst Le6-d5.)  
<sup>5)</sup> Infolge der Unterlassung im 14. Zuge gerät Schwarz in eine sehr gefährliche Lage. Charoulet führt die Partie jetzt glänzend und läßt nur nachher im entscheidenden Moment nach.  
<sup>6)</sup> Damit lehnt Weiß das Remis ab.  
<sup>7)</sup> Sehr richtig gespielt; 27. Td1-d3 e5-e4 28. Td3-g3 d4-d3+ 29. Ke2-f1 d3xe2 ist für Schwarz günstig, und bei 28. Td3xd4 Lg7xd4 29. Sg2-h7+ De7xh7 30. Th1xh7 Le8-e6 ist es fraglich, ob Weiß nicht am besten thut, sich mit Remis zu begnügen.  
<sup>8)</sup> Eine verhängnisvolle Zugumstellung; 28. Td1-h1 sollte, wie Dr. Zarraß nachgewiesen hat, sofort geschehen. Es droht dann 29. Th4-h8+ Le6-g8 30. Th8xg8+ Kf8-g8 31. Th1-h8+ Kg8xh8 32. Dg6-h7 matt; und wenn 28. ... Le6-g8, so 29. Th4-h8 Lg7xh8 30. Th1xh8 De7-g7 31. Sg5-h7+ Dg7xh7 32. Dg6xh7 nebst alsbaldigem Matt. Es ist sehr bedauerlich, daß Charoulet sich diese Gelegenheit entgehen ließ; die Partie wäre dann zweifellos die schönste des ganzen Turniers geworden.  
<sup>9)</sup> Jetzt lehnt Schwarz dem Gegner die Pistole auf die Brust.



Partie Nr. III.

Vierte Partie eines kürzlich zu Berlin ausgefochtenen Wettkampfes. Gespielt am 10. November 1897. (Janowski ging aus dem Kampf mit 4 gewonnenen gegen 2 verlorene und 2 unentschieden gebliebene Partien als Sieger hervor.)

Spanische Partie.

Weiß: A. Walbrodt (Berlin). — Schwarz: D. Janowski (Paris).

Table with 4 columns: Weiß, Schwarz, Weiß, Schwarz. Moves listed in algebraic notation like 1. e2-e4, 2. Sg1-f3, etc.

- 1) Hier wird auch g7-g6 nicht Lf8-g7 empfohlen.
2) Ein von Lbigerin in die Praxis eingeführter Zug. Schwarz erhält schlechte Bauern, aber gute Angreiffslinien.
3) Weiß sucht für seine Springer bessere Felder, um den Kampf gegen die Läufer aufzuheben zu können.
4) Wollte Weiß auf d6 austauschen, so würde er die schwarzen Bauern verbinden und wäre dann mit den Springern gegen die Läufer im Nachteil.
5) Vorsichtiger wäre 20. De2-e3. Der Textzug schwächt die Königsstellung.
6) Falls nach h2, so gleichfalls Dh4-h6, und f7-f5 ist nicht mehr zu hindern.
7) Der Figurengewinn ist sehr gefährlich.
8) Durchaus korrekt, nur nachher nicht richtig durchgeführt.
9) Der entscheidende Fehler, der direkt zum Verlust führt, während f7-f5 Schwarz in Vorteil bringen konnte.
10) Schwarz hatte jetzt Tg4xg4 beabsichtigt, was indessen wegen 28. De3xe4 nichts mehr nützt.
11) Der Angriff von Schwarz ist nun zurückgedrängt.
12) Dies macht der Sache am schnellsten ein Ende.

Briefmappe.

Redaktionelles:



In der Halbmonatschrift „Aus fremden Jungen“, die schon den Jahrgang 1897 beendet, ist das fesselnde Werk Bella und Gleiheit zum Abschluss gelangt. In dem letzten 24. Heft finden wir noch die Novelle von Giseb Wensky: „Mitscha“ (aus dem Russischen), sowie von Andreas Karfank: „Ein Unglückszeichen“ (aus dem Griechischen), ferner von Alphonse Daudet ein Weihnachtsmärchen: „Das Feit der Dächer“ (aus dem Französischen). Der neue Jahrgang verspricht ganz besonders interessant zu werden und wollen wir hier nur die beiden Hauptwerke nennen: Paris — das letzte der großen Romantrilogie: Lourdes — Rom — Paris von Emile Zola und Die Stärke der Familie von Alphonse Daudet, die den neuen Jahrgang von „Aus fremden Jungen“ eröffnen werden. — Bringt die genannte Halbmonatschrift nur hervorragende Werke ausländischer Autoren in mühseligen Uebersetzungen, so bietet dagegen die Deutsche Romanbibliothek die neuesten Werke zweier rühmlichst bekannter deutscher Schriftsteller, Sophie Jungmanns, die gelehrte Dichterin, entwirft in ihrem Roman „Ein Roman“ ungewöhnlich fesselnde Bilder aus dem industriellen Leben der Großstadt, indem sie namentlich den Gründungs- und Bauhüßelhaftigkeitsleben, während Fredor v. Zobelitz in seinem Werke Der gemordete Wald einen Bauernroman von unwürdiger Kraft bietet. — Das erste Heft beider Zeitschriften (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart) ist durch jede Buchhandlung und Journal Expedition zur Ansicht zu erhalten.

Deutscher Liederfranz der Stadt New York. Mit besonderem Vergnügen haben wir aus der von Hermann Moienhal verfassten, prächtig ausgestatteten Jubiläumsgeschichte Ihres Vereins ersehen, wie eifrig sich dieser seit fünfzig Jahren die Pflege deutscher Lieder und deutschen Sanges angelegen sein läßt. Untern lieben Vandsleuten jenseits des Ozeans stellt das Buch das rühmlichste Zeugnis aus, und wir können nur wünschen, daß die Pflege des Deutschtums im Auslande überall ebenso eifrig betrieben wird und gleich erteuchliche Früchte zeitigt. Freilich dürften viele Sangesbrüder hier im „alten Lande“ bei der Lektüre des Buchbandes sich des Mordes nicht ganz erwidern können, denn eines so herrlichen Heims, wie Sie es besitzen, und so großer Erfolge erfreuen sich nur sehr wenige unserer Körperhaften. Trotzdem wird jeder von Herzen zustimmen: vivat, floreat, crescat der deutsche Liederfranz in New York!

B. G. in S. In dem von Rektor Franz Knauth herausgegebenen „Glückwünschbüchlein“ (Braunschweig, G. Appelhaus & Comp.) finden Sie eine reiche Auswahl kindlicher Geburtstags-, Neujahrs- und Weihnachtswünsche.

D. A. in N. Weil Sie der verehrten deutschen Dichtkunst einen neuen Reim schenken, geben wir aus Ihrem schönen Gedichte „Sommerdein“ die folgende Stelle wieder:

So steigt der Morgen in den Tag Und ruft ein neues Leben wach. Still liegt der Wald, Nur manchmal hallt Ein Echo durch der Bäume Gewirr, Hinaus ins laute Frühlingsmeer.

A. in M. Bei Schafspeare heißt es: „Caviaro to the general!“

M. H. in B. „Ingenieure“ nennt man die auf einer Hochschule vorgebildeten Techniker; aber auch sonstige im Maschinenbau betwandelte Personen, die solche Vorbildung nicht genossen haben, dürfen sich Ingenieure nennen, denn es ist kein amtlicher Titel.

K. M. in St. Oberösterreich. Auf die Vermittlung von Karten-sammler-Adressen können wir uns nicht einlassen.

F. N. in Weigsdorf. Herzlichen Dank für Ihre freundliche Gesinnung, die hübsche Ansichtskarte und das muntere Versehen:

Es ragt bei uns der Heidenstein Weit in die blaue Luft hinein; Von dem behau' ich gar so gern Die liebe Welt mir aus der Fern. Sieh' ich dann bei der Lampe Schein In meinem stillen Kämmerlein, Zeigt mir von dieser Welt noch mehr Die Zeitschrift „Heber Land und Meer!“

A. S. in P. R. Mit Interesse haben wir von der Sache Kenntnis genommen, indessen keine Anruf für solche Mitteilungen.

Der Thüringer Weberverein zu Gotha, der ins Leben gerufen worden ist, die vorzüglich gewebten Waren der armen Weber zu vertreiben, verleiht einen reichhaltigen Katalog aller Wäsche-Artikel auf Wunsch gratis und franco an jedermann. Der Kaufmann G. F. Gröbel in Gotha besorgt die kaufmännische Leitung dieser Anstalt ohne jede Vergütung.

Dr. R. K. in Prag. Ihre Frage ist zu allgemein gehalten; Sie müssen Ihren Wunsch genauer bezeichnen. Am besten aber wenden Sie sich an den Buchhändler, der Ihnen reichhaltige Auskünfte geben wird.

Alexander B. in W. Mähren. Herzlichen Dank für Ihre lebenswürdige Anerkennung. Wir hoffen, sie auch in Zukunft zu gewinnen. Abonnentin in Hall, Tirol. Wir können leider keine Auskünfte erteilen.

J. M. in Klagenfurt. Wir wissen es nicht.

E. in K. Grapholog V. Meyer, Waisenfeld bei Ragaz, Schweiz.

Dr. Jakob Czeri in Basel. Wir stehen der Sache zu fern, um beurteilen zu können, inwieweit Sie mit Ihrer Einwendung gegen einen Passus in dem Artikel „Arnold Boecklin“ (Heft 4) recht haben; aber wir wollen bestätigen, daß von Basel selbst Widerspruch gegen die Angabe erhoben wird, daß Jakob Burckhardt 1866 an der Spitze der Baseler gestanden habe, die dem Künstler wenig hold waren.

Georg K. in G. N. Brasilien. Verbindlichsten Dank für Ihre freundliche Sendung und lebenswürdige Anerkennung. Der Beitrag eignet sich zwar nicht für unser Blatt, aber mit Freude haben wir doch daraus ersehen, wach echt deutsches Herz Sie sich in der Fremde bewahrt haben. Die Handschrift haben wir dem Graphologen übermittelt.

H. D. Szegedin. Leider nicht in der Form einwandfrei. Die Handschrift haben wir unserm Graphologen übermittelt.

F. A. in G. „Illustrierte Frauenzeitung“ und „Modenwelt“ (beide Berlin, Franz Vipperheide).

R. St. in Wien. Sie sagen sehr richtig:

Gedichte, die dir im Lufte brennen, Genügen allein nicht, um dichten zu können.

R. D. in B. Farbige Ansichtskarten aus den deutschen Schutzgebieten hat das Kolonialwesen Bruno Antelmann in Berlin anfertigen lassen. Neben dreißigtausig Ansichten geben sie vier Porträts wieder.

Langjähriger Abonnent in Pforzheim. Aufspiegelungen können überall vorkommen, wo die zu ihrer Bildung erforderlichen Voraussetzungen zutreffen, das heißt Uebereinbarung von Landschaften von verschiedener Dichtbarkeit, oder was dasselbe bringen will, verschiedener Erwärmung. Je größer der Gegenstand, desto größer die Möglichkeit zur Hervorrufung des Spiegelbildes. Am günstigsten sind weite Ebenen, namentlich größere Sandflächen und Gewässer in den ganz kalten oder ganz heißen Gegenden der Erde. In Europa treten die Aufspiegelungen besonders auffallend in der Nehrung von Mellina zu Tage, weshalb sich an diese Verlichtet auch die Sage von der fata Morgana, das heißt der Fee Morgana geknüpft hat, die dort im kristallinen Palaste in der Tiefe des Meeres wohnen und zur Zeit des Sonnenunterganges mit ihren Gespielinnen in hundert bunten Gestalten heraufkommen soll. Daher der Name fata Morgana für die Spiegelung selbst.

A. E. in Gh. Ihren Wunsch entspricht der Beitrag von Otto Hendel zu Halle a. d. S., der in seiner empfehlenswerten Bibliothek der Gesamtliteratur jetzt auch die Liebhaberübne besetzt. Die Sammlung: „Das Theater im Salon“ enthält eine große Anzahl leicht aufführbarer Stücke, verfaßt von dem Herausgeber, Theaterdirektor D. Schrak, oder von ihm nach anderer Quelle bearbeitet.

M. G. St. in Wien. Was zu viel ist, ist zu viel. Erheben haben wir für Ihren nicht genügend frankierten Brief Strafporto zahlen müssen, und zweitens verlangen Sie noch die Rücksendung Ihrer nicht druckreifen Briefe! Wie oft sollen wir denn wiederholen, daß wir nicht verwendbare Gedichte, Sprüche und Vergleichen nur zurücksenden, wenn das entsprechende Porto beigefügt ist! Die nachträgliche Einwendung hat keinen Zweck, denn das Manuskript ist alsdann längst dem Papierkorb überliefert. Am übrigen thäten Sie gut, noch eine Weile im stillen zu dichten, ehe Sie sich an die Öffentlichkeit wagen.

Weidmannscheit. Werke prähistorischen Inhalts sind: Lubbock, Die vorgeschichtliche Zeit. Deutsche Ausgabe, Jena 1874, 2 Bände. — Haxel, Die Vorgeschichte des europäischen Menschen. München 1874. — Galvani, Die Urgeschichte der Menschheit, 2. Auflage, Leipzig 1879, 2 Bände. — Hörner, Die Urgeschichte des Menschen, Wien 1892. — Prähistorische Sammlungen befinden sich, abgesehen von denen der

Universitäten, in einer Reihe deutscher Städte, wie Stuttgart, Frankfurt am Main (Zentenberghes Museum), Hannover und andern mehr.

D. v. T. in Sch. Wir möchten Sie zur Ausführung Ihres Planes nicht ermuntern, denn wir bezweifeln, daß Sie in dem gewünschten Sinne Unterstützung und Förderung finden werden. Ob die Veröffentlichung der Reise-Erlebnisse einen klingenden Erfolg bringen würde, läßt sich auch nicht voraussagen.

Sch. in J., Ostpreußen. Ihr Brief ist uns nicht verständig. Vergessenheit, werd' ich sie niemals finden? Besten Dank, aber für uns leider nicht verwendbar. Behufs Rücksendung bitten wir um genaue Angabe der Adresse.

Hdr. Thalheim. Adressen von Spezialfabriken für Wasserhebewerke, die für Sie in Betracht kommen, können wir nicht nennen. Für den angegebenen Zweck empfiehlt sich eine Stellegebüchsanzeige in einem Maschinenfachblatte.

Schachspieler in Darmbed. Ihren Fragen dürften am besten entsprechen: Dufresne, Kleines Lehrbuch des Schachspiels (Leipzig, Philipp Reclam); Zuttertort und Dufresne, Neuester Leitfaden des Schachspiels (Berlin, Hugo Steinhilber). Sodann: Dufresne, Buch der Schachmeisterpartien (Leipzig, Reclam). Diese Bücher können Sie durch jede Buchhandlung beziehen.

M. A. in St. Ein solcher Artikel ist in unserm Blatte nicht erschienen.

Schm. in Berlin. Nur der Rechtsanwält wird Ihnen sichere Auskunft erteilen.

D. G. in N. Ihr Wunsch ist erfüllt durch die Ansichtspostkarten „Unsre Kriegsschlotten“, deren farbige Bildchen nach Originalen von Hans Bohrdt, dem trefflichen Marinemaler, ausgeführt sind (Leipzig, Meißner & Buch). — Hübsche Ansichtskarten von Leipzig hat das

phototechnische Institut Dr. Trenker & Comp. daselbst in Lichtdruck herstellen lassen.

L. v. G. in N. Mögen Sie sich die illustrierte Preisliste von Hoflieferant J. G. Schmidt in Erfurt kommen lassen. Sie finden darin eine sehr reiche Auswahl geschmackvoller Spenden aller Art, sowohl zur Zierde wie für den praktischen Gebrauch.

Zierfreund in N. Es giebt eine ganze Reihe von Werken über das Ausstopfen von Tieren (im Preise von 1-6 Mark). Wenden Sie sich nur an den Buchhändler.

Franz Abt-Liederfranz in Milkvale, Pa. Schönsten Dank für Ihren liebenswürdigen Gruß, den wir herzlich erwidern.

V. A. P. in L., S. v. B. in L., Fröh. in N., G. F. in Stettin, Emil G. in G., Rgr. Sachsen, M. M. in Berlin, D. Gr. in Wiesbaden, J. R. St. in München. — 1981: Rothing, M. Sch. in Leipzig, R. W. in Hamburg, S. v. St. in O., D. P. in Wien. Mit Dank abgelehnt.

**Gesundheitspflege.**

G. A. in H. Eine sofortige Staroperation ist unter den beschriebenen Verhältnissen jetzt nicht nötig. Wenn dieselbe nötig wird, müssen Sie Ihrem Augenarzte anzuordnen überlassen. — Zur Verbesserung der Sehkraft bleibt nichts andres übrig als Gläser zu tragen. Die Anwendung von Atropin muß dem Augenarzte überlassen bleiben. Verschiedene Gläser zu tragen, zu jeweiligem verschiedenem Gebrauch, schadet nichts.

A. Sch. in L., Kurland. Der Kopfschmerz, der durch „anhaltende geistige Ueberanstrengung“ entsteht, läßt sich nur dadurch vermeiden, daß diese „Ueberanstrengung“ aufhört. Zur Linderung und zur momentanen Beilegung des Schmerzes können wir Ihnen das Migränin-Extrakt in der Dosis von 1,1 gr empfehlen.

Dr. F.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Alleinige Inseraten-Annahmestelle bei Rudolf Mosse, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Frankfurt a. M., Wien, Zürich und dessen Filialen. — Insertionspreis pro dreispaltige Nonpareille-Zeile 1 M.



**Kleide Dich**  
bei  
**Aug. Polich, Leipzig.**  
Du findest dort die größte  
Auswahl in  
**Herren-, Damen-, Kinder-**  
**kleidern und Wäsche**  
so vorzüglich und preiswert,  
dass es sich lohnt, die Preis-  
liste zu fordern.

**Ballstoffe reizende Neuheiten**

in damass. Gaze, jac. Bongees, Crepes, Armures etc. als auch schwarze, weiße u. farbige Seidenstoffe mit Garantiefchein für gutes Tragen. Direkter Verkauf an Private porto- u. zollfrei ins Haus zu wirk. Fabrikpreisen. Kauf v. Anerkennungs-schreiben. Verlangen Sie Proben mit Angabe d. Gewünschten.

Seidenstoff-Fabrik-Union  
**Adolf Grieder & Cie.,** Kgl. Hofl., Zürich (Schweiz).



Vorzügl. Musik-Instr. j. Art bezieht man am vorteilh. direkt a. d. grösst. württb. Musik-Instr.-Fabr. v. Rob. Barth, K. Hoflieferant, Stuttgart. Preislisten grat. (Bitte f. welche Instr.)

**КАФИРЪ.**

Produktüre über Kefyr, ein für Lungenleidende und Blutarmer ärztlich vielfach empfohlenes Milchgetränk verleiht bei festester Erste kaukasische Kefyr-Anstalt Breslau.

Billiac Romane. Verzeichnis hierüber auf Verlangen kostenlos u. postfrei von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

**HOCOLADE**  
**Hartwig & Vogel**  
**Dresden**  
**UND CACAO**

1000 Briefmarken, ca. 180 Sorten 60 Fig., 100 verschied. überleuchtete 2,50 Mk., 120 bef. europäische 2,50 Mk. bei **G. Zehmeyer, Nürnberg.**  
Satzpreisliste gratis.

**Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut**

**KALODERMA**

KALODERMA-GELÉE \* KALODERMA-SEIFE  
Gesetzlich geschützt unter N° 12815.

**F. WOLFF & SOHN, KARLSRUHE**

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.



nach eigenem patentirten Verfahren hergestellt  
ist anerkannt als  
der bekömmlichste von allen  
und daher  
von ärztlichen Autoritäten  
besonders empfohlen.

Garantie für Echtheit nur in  
Original-Packungen:  
3 Kronen 2 Kronen 1 Krone Haushalt  
Mk. 2.80, Mk. 2.40, Mk. 2.-, Mk. 1.60  
per 1/2 Kilo-Packung.  
**Ueberall käuflich.**  
Fabrikant: P. W. GAEDKE, Hamburg.

Amz Spangenberg, Berlin SO, Neanderstr. 3 f



### Musikinstrumente



Violen, Bratschen, Celi, Contrabässe,  
Flöten, Clarinetten, Cornets, Trompeten,  
Althörner, Posaunen, Waldhörner, Signal-  
hörner, Trommeln, Zithern, Accordzithern,  
Gitarren, Mandolinen, Mechanische Musik-  
werke, Musikautomaten, Harmonikas, Mund-  
harmonikas, Pianos, Harmoniums, Metro-  
nome, Notenpulte, allerbeste Saiten.  
Noten zu allen Instrumenten.

**Jul. Heinr. Zimmermann,**  
Fabrik u. Export,  
Leipzig, St. Petersburg, Moskau.  
Neue illustrierte Preisliste gratis!

# MIGRÄNIN

gegen  
**Kopfschmerzen jeder Art.**

In den Apotheken aller Länder erhältlich. Bequeme  
Dosirung. Migränin-Tabletten à 0,37 Gr. in Flacons  
à 21 Tabletten. Näheres eventuell durch  
**Farbwerke Höchst a. M., Deutschland.**

## Deutsche Gummi- und Gurnschuhe,

Harburger Fabrikat.  
— Zu haben in allen einschlägigen Geschäften. —

Unter Berücksichtigung des reichen Inhalts  
und der geistigen Frische, die  
**billigste deutsche Zeitung.**  
Im täglichen Feuilleton er-  
scheinen die neuesten  
Romane u. Novellen  
hervorragender  
Autoren.

**Gelesenste Zeitung Deutschlands.**

**Berliner Tageblatt**  
und Handels-Zeitung m. Effecten-Verkaufsliste.  
nebst „Jahrb. Bibliogr.“, „Ulke“, „Deutsche Geschichte“  
„Der Zeitgeist“, „Mittelungen über Landwirth-  
schaft“, „Gartenbau und Hauswirthschaft“.

Man  
abonnirt  
bei allen Post-  
anstalten d. Deut-  
schen Reichs viertel-  
jährlich: 5 M. 25 Pf. für  
d. II. u. III. Monat eines  
jeden Quartals: 3 M. 50 Pf.  
I. den III. Monat: 1 M. 75 Pf.  
Für das Ausland beträgt das  
Abonnement 4 M. 70 Pf. pro Monat.  
14 M. pro Quartal inkl. Porto für post-  
freie Zulendung unter Kreuzband. Dasselbe  
kann jederzeit begonnen werden durch Ein-  
sendung des Abonnementbetrages direct an die  
Expd. d. „Berliner Tageblatt“, Berlin SW.

Probe-Nummern gratis und franco.

13 mal  
wöchentlich erscheinend

50 Pf. pro Heft

# Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Stein-  
beschwerden, die verschiedenen Formen der Gicht, sowie Gelenkrheumatismus.  
Ferner gegen katarrhalische Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen  
Magen- und Darmkatarrhe.

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen.  
Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

**Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle Salzbrunn“**

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.  
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.